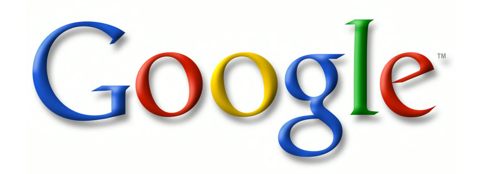
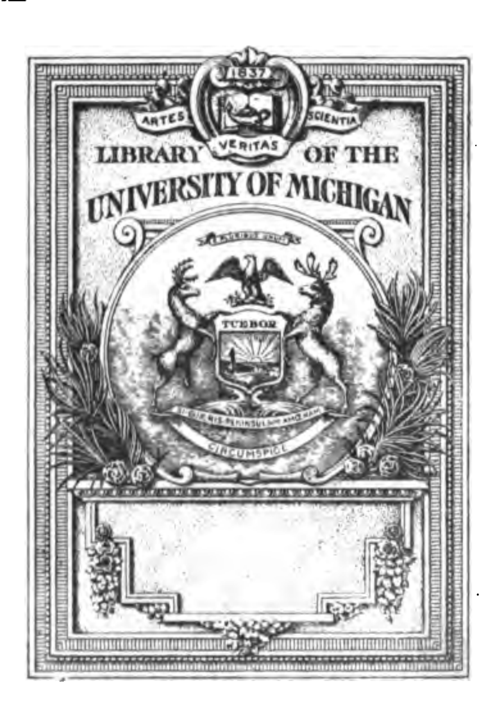
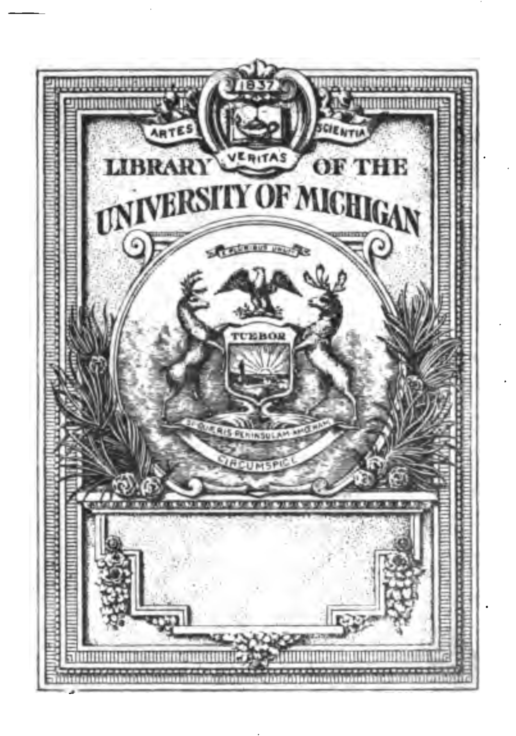



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

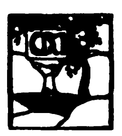
BRESLAUER BEITRÄGE ZUR LITERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

MAX KOCH UND GREGOR SARRAZIN
IN BRESLAU

NEUE FOLGE HEFT 4. DER GANZEN FOLGE 14. HEFT

DR. PHIL. KONRAD LUX: JOHANN KASPAR FRIEDRICH MANSO,
DER SCHLESISCHE SCHULMANN, DICHTER UND HISTORIKER



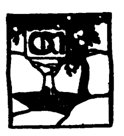
1908
VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

JOHANN KASPAR FRIEDRICH MANSO

DER SCHLESISCHE SCHULMANN, DICHTER UND HISTORIKER

VON

KONRAD LUX
DR. PHIL.



1908
VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

MEINER SCHWESTER ANNA

IN DANKBARKEIT GEWIDMET

Vorwort.

Bei Nennung des Namens Manso werden viele sich nur an den Spott der Xeniendichter in Weimar und Jena erinnern. In der Tat haben Goethe und Schiller durch ihre beißenden Verse dem Rufe des Breslauer Schulrektors außerordentlich geschadet, so daß die Nachwelt von dem würdigen Manne das falsche Bild eines vermeintlich bedeutungslosen Vertreters der Aufklärung bekommen hat, soweit sie ihn nicht ganz vergessen hat. Aber Manso war einst eine Größe, und wenn wir auch von dem Dichter ganz absehen wollen, von der Mitwelt als Gelehrter und besonders als Historiker mit gutem Grunde gefeiert. Über die sogenannten seichten Aufklärer des 18. Jahrhunderts, mit denen er oft in einem Atem genannt wird, ragt er ohne Zweifel weit empor. Es erscheint daher nicht unangebracht, einmal das Bild dieses Mannes, wie es uns aus seinen Werken entgegentritt, in einer längeren Darstellung aufzufassen. Die vorliegende Arbeit wird indessen weder eine Polemik noch eine langatmige Rettung sein, sondern sie soll rein sachlich eine Übersicht von Mansos Wirken und Schaffen geben und an der Hand des gewonnenen Materials untersuchen, welche Bedeutung ihm zukommt und was von ihm bleibenden Wert hat.

Für den Schlesier dürfte besonders der Pädagoge Manso von Interesse sein. Denn es ist zweifellos, daß der Einfluß, den dieser auf die Umwandlung der Breslauer höheren Schulen um die Wende des 18. Jahrhunderts ausübte, sich bis zu einem gewissen Grade auch auf die gesamte Provinz Schlesien und darüber hinaus erstreckte. Eine Geschichte des schlesischen Schulwesens wird sich daher vor allem auch mit ihm zu befassen haben.

Die einschlägige Literatur für meine Arbeit war zu einem großen Teile auf der Breslauer Stadtbibliothek zu finden, wohin der Nachlaß Mansos an Büchern gekommen ist. Nächst Herrn Prof. Dr. Max Koch, der mich auf das vorliegende Thema freundlichst hinwies, bin ich daher den Herren Bibliothekaren Dr. Hippe und Dr. Dedo von der genannten Bibliothek zu Danke verpflichtet; desgleichen Herrn Direktor Dr. Moller vom Maria-Magdalenengymnasium zu Breslau und Herrn Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin, für ihre freundliche Auskunft.

Breslau, im Januar 1908.

Dr. Konrad Lux.

Inhaltsverzeichnis.

Mansos Leben.

Johann Caspar Friedrich Manso wurde am 26. Mai 1760[1]) in Blasienzell (Zella St. Blasii), einem kleinen Landstädtchen am Fuße des Thüringer Waldes, geboren, in dessen Bezirk sein Vater das Richteramt über die Landbevölkerung bekleidete.

Der Name des Geschlechts klingt zwar italienisch, doch beruht die Annahme, die Familie stamme vielleicht von jener vornehmen neapolitanischen Adelsfamilie ab, die wir vorzüglich durch ihren gelehrten Vertreter, den Verfasser des Kommentars über Tasso, kennen, lediglich auf Vermutungen[2]). Den ersten Unterricht erhielt der Sohn durch seinen Vater selbst, später wurde er zur weiteren Ausbildung nacheinander zwei Hauslehrern übergeben. Wenn diese auch den Erwartungen des Vaters nicht immer entsprachen, so haben sie dem Knaben und Jüngling doch eine ziemliche Kenntnis des Latein beigebracht, ihn zu unablässigem Lesen der römischen Schriftsteller angeleitet und seine Denkkraft vorzüglich ausgebildet. Die Kenntnis des Griechischen konnten ihm seine Lehrer leider

---

[1]) So hat es Manso selbst in dem Programme angegeben, welches 1790 zur Ankündigung seiner Einführung als Prorektor am Breslauer Magdalenen-Gymnasium (nach der damaligen Sitte auf einer Folio-Seite zum Anschlagen ans Gymnasium und an die Kirchentüren) gedruckt wurde. In fast allen Biographien, Nekrologien und Zeitschriften ist das Geburtsdatum falsch berichtet; so von Jördens: „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" Bd. VI, in Meusels „Gelehrtem Teutschland" Bd. V Ausg. 5, bei Grässe „Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte" III, 3, 2 und in Brümmers Lexikon (1759). In Schlichtegrolls „Nekrolog" IV und bei Aug. Kahlert „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie" Breslau 1835 sind sogar Geburts- und Todesdatum unrichtig überliefert. F. Passow in seiner „Narratio de Joanne Casparo Frederico Mansone' Breslau 1826 verzeichnet nur das Jahr 1760. Einzig von Friedrich Glocker, dem Prorektor unter Manso, in seiner „Rede zum Andenken Mansos" 1826 und von Grünhagen: Allgem. deutsche Biographie Bd. 20 ist beides richtig und vollständig angegeben. Ein kurzer Abriß von Mansos Leben findet sich im 31. Bde. der Zeitschrift für „Geschichte und Altertum Schlesiens" von Ludwig Geiger, der die Briefe Mansos an den Philologen K. A. Böttiger in Dresden herausgegeben und sehr eingehend kommentiert hat. S. auch Goedeckes Grundriß V, 457.

[2]) Vgl. Passow: Narratio . . .

nicht vermitteln. Das Studium dieser Sprache befand sich damals an fast allen Schulen Deutschlands noch in einem jämmerlichen Zustande; kam man doch selbst in Gotha, wie Passow bemerkt, über „Paläphatus“ nicht hinaus, trotzdem das Schulwesen unter dem fürsorglichen Herzog Ernst II. hier in leidlicher Blüte stand. Manso mußte also das Griechische für sich erlernen und er brachte es nach Verlauf weniger Jahre durch seinen eisernen Fleiß dahin, daß er diese Sprache bald ebenso beherrschte wie die lateinische. Mit siebzehn Jahren übergab ihn der Vater zur weiteren Ausbildung dem Gymnasium zu Gotha, dessen Rektor damals Johann Gottfried Geißler, ein an Kenntnissen reicher Gelehrter, ein Zögling der Ernestischen Erziehungskunst, war. Dieser war es gewesen, der die Schule zu Gotha im Sinne Ernestis und Heynes einer durchgreifenden Reform unterzog und in einen blühenden Zustand versetzte. Leider konnte Manso nur ein Jahr den Unterricht dieses vortrefflichen Mannes genießen; denn Geißler übernahm schon 1779 die Leitung der Schule zu Pforta. Manso faßte daher im Einverständnis mit seinem Vater den Entschluß, noch Ostern an die Universität Jena zu gehen, den er auch ausführte. Ursprünglich hatte er die Absicht, dort Theologie zu studieren, und belegte zu diesem Zwecke exegetische und dogmatische Vorlesungen. Bald aber ging er in das Lager der Philologen über und wählte das Lehrfach zu seinem Lebensberuf. Für jene Zeit war dies noch ein ziemlich gewagter Entschluß, wenn man bedenkt, daß die Lehrtätigkeit an den höheren Schulen bloß als ein Durchgangsstadium für künftige Theologen angesehen wurde, die sie nur so lange ausübten, bis sich ein geistliches Amt für sie öffnete. Von den Professoren schloß er sich vor allem an den Philosophen H. Ulrich und den berühmten Philologen Gottfried Schütz an, deren Vorlesungen er nach eignem Geständnis mit großem Nutzen hörte. Neben diesen ausschließlichen Berufsstudien versäumte er nicht, sich auch in andern Wissenschaften umzusehen. So hörte er u. a. auch Rechtsgeschichte bei Reichardt und Erklärung der Pandekten und Institutionen. Die Rechtsgeschichte hielt er zum Verständnis der Klassiker noch später für unbedingt notwendig. Daneben suchte er noch Kenntnisse in der eigentlichen Altertumswissenschaft zu erwerben, und er selbst hat sich nachher

wiederholt auf diesem Gebiete schriftstellerisch betätigt. Gegen Ende seines akademischen Studiums war er eine Zeitlang als Hauslehrer bei dem Rechtsgelehrten Hellfeld beschäftigt. Von dem studentischen Leben und Treiben hielt er sich fern, da es ihm zu wüst und roh war. In einem noch zu besprechenden Programm vom Jahre 1809 vergleicht er es mit demjenigen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts und stellt mit Genugtuung einen Fortschritt in sittlicher Beziehung fest. Seinen Umgang bildete ein kleiner Kreis vertrauter Freunde wie Grabner, der talentvolle Schaz und die Brüder Carl Wilhelm und Friedrich Jacobs, welch letzterer, der nachherige so berühmte Philologe, in Gotha sein Amtsgenosse und 1807 nach München behufs Reform des dortigen Lyzeums berufen wurde. Alle vereinigte das gleiche Streben nach höheren Zielen und im Austausche der Gedanken suchten sie gegenseitig ihre Kenntnisse zu erweitern und ihren Geschmack zu bilden. Manso hat noch in späteren Jahren diese Zeit als die glückseligste seines Lebens gepriesen (Glocker). Fünf volle Jahre blieb er in Jena, und er rühmt sich dessen in dem schon angeführten Programm von 1790: „Ibi totum per me quinquennium philosophiae et philologiae dedi." Das bloße Brotstudium fand nicht seinen Beifall, und in einem Programm[1]) vom Jahre 1805 macht er sich über das Zuschneiden auf einen bestimmten Beruf lustig. 1782 ging er nach Gotha zurück und übernahm zunächst wieder eine Hauslehrerstelle. Bald aber zog der kenntnisreiche junge Mann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und er wurde, da man sein außerordentliches Lehrgeschick erkannte, als Collaborator ans Gymnasium berufen und kurze Zeit darauf als Professor angestellt. Als solcher lehrte er besonders alte Sprachen und Philosophie. Gotha war wie Weimar und Jena damals ein Mittelpunkt geistigen Lebens. Männer wie die Dichter Thümmel und Gotter, Gelehrte wie Kopp, Grimm, Schlichtegroll, Kaltwasser und Musiker wie Becker und Reichardt zierten die Residenz Ernsts II. durch den Ruf ihrer Bildung und durch ihre Werke. Mit mehreren der Genannten, namentlich den ersten beiden, verband ihn bald vertraute Freundschaft. Daneben bot die herzogliche Bibliothek und der Verkehr mit den

---

[1]) S. die Gymnasial-Programme von Maria-Magdalena (1790—1826) auf der Breslauer Stadtbibliothek.

geistigen Größen von Weimar und Jena für Manso Gelegenheit genug, sein Wissen auf alle Weise zu erweitern. In das engste Verhältnis trat er jedoch zu seinem geistvollen Amtsgenossen und Rektor Stroth, einem Manne, der ganz auf dem Boden des Neuhumanismus stand. Ihm widmete er bei seinem Fortgang von Gotha ein von tiefem Gefühl durchwehtes Abschiedsgedicht.

Im Jahre 1790 wurde nämlich Manso von dem Magistrat der Stadt Breslau als Prorektor ans Maria-Magdalenen-Gymnasium berufen. Infolge Krankheit des dortigen Rektors Leuschner mußte er sogleich dessen Amtsgeschäfte führen und 1793 ward er nach Leuschners Tode zu dessen Nachfolger ernannt. 36 Jahre hat er an dieser Stätte zum Segen der Jugend gewirkt und durch Lehre und Beispiel tüchtige junge Männer herangebildet, die nachher in wichtigen Ämtern und Stellungen das Wohl des Staates gefördert haben. Seine besondern Verdienste auf pädagogischem Gebiete werden noch in einem eigenen Kapitel ihre Würdigung finden. Der Ruf, der Manso bereits als Gelehrter voranging, machte ihn bald zum Mittelpunkt eines regen geistigen Verkehrs. Zu seinen intimen Freunden gehörten der durch gelehrte Arbeiten ausgezeichnete Philologe und Bibliothekar der Universität Professor Schneider und der edle Philosoph Garve, dessen Briefe an Felix Weiße von dem vertrauten Verkehr beider Männer zeugen. Später traten Historiker wie der Prorektor am Magdalenäum und baldige Vertraute Mansos, Menzel, der sich auch in seinen Werken von ersterem beeinflußt zeigt, ferner Stenzel, Bredow, Löbell und Friedrich v. Raumer hinzu. Den Briefwechsel, den Manso mit letzterem, nach dessen Berufung nach Berlin, von 1816 bis an seinen Tod führte, werden wir oft zu nennen haben. Die hier erwähnten Männer waren zugleich Mitglieder der in Breslau bestehenden philomatischen Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle Zweige der Wissenschaften durch Vorträge eifrig zu fördern. Auch Manso gehörte zu ihren bedeutendsten Förderern, und wiederholt haben die Mitglieder Gelegenheit gehabt, sein allseitiges Wissen zu bewundern (s. schles. Prov. Blätter). In der Zeit der Reaktion freilich wurde die Gesellschaft als politisch verdächtig aufgehoben. Mansos Verdienste um die Wissenschaft wurden auch von anderer

Seite anerkannt. 1800 ward er zum Ehrenmitglied der wieder errichteten lateinischen Gesellschaft zu Jena ernannt. 1804 überreichte ihm die philosophische Fakultät der Universität Breslau das Diplom als Doktor der Philosophie, und 1807 wurde er von dem neuen Herzog Emil August als Hofrat und Bibliothekar nach Gotha berufen. Er schlug jedoch das ehrenvolle Anerbieten, das später wiederholt wurde, aus. Der gewählte Lebensberuf war ihm ans Herz gewachsen, und er hielt die Ausbildung junger Leute auf dem Gymnasium für mindestens ebenso wichtig, wenn nicht für wichtiger, als ein akademisches Lehramt. Derselbe Grund war, wie aus einem Briefe an Böttiger vom 22. Februar 1812 hervorgeht[1]), auch ausschlaggebend als er im genannten Jahre einen Ruf als ordentlicher Professor der Philologie an die neugegründete Universität Breslau erhielt. Er fürchtete daneben auch für seine gerade in diesen Jahren lebhafte Tätigkeit auf historischem Gebiete eine Hemmung. Doch nahm er schließlich das Extraordinarium an, das ihn nur zeitweilig zu Vorlesungen verpflichtete.

Nach solchen Ehrungen war es sozusagen selbstverständlich, daß von bedeutenden Fremden keiner Breslau verließ, ohne Manso seine Aufwartung gemacht zu haben. Erwähnenswert ist, daß schon 1790 Goethe, als er während seiner Reise in Schlesien in Breslau anwesend war, die Absicht hatte, den eben erst dahin berufenen Manso aufzusuchen[2]). Wir wissen aber nicht, ob er sie ausgeführt hat.

Abgesehen von solchen auswärtigen Besuchen war die äußere Ruhe in Mansos Leben nur wenig unterbrochen. Die Belagerung von Breslau im Dezember 1806 brachte ihn, wie viele seiner Mitbürger, in nicht geringe Bedrängnis. Die Eindrücke, die er während derselben empfing, hat er nach einem sorgfältig geführten Tagebuch in den schles. Prov. Blättern (Jan. und Febr. 1807) beschrieben. Trotz der damit verbundenen Gefahr hatte er es gewagt, in einer kalten, aber klaren Dezember-

---

[1]) S. Briefe C. F. Mansos an K. A. Böttiger, mitgeteilt von Ludwig Geiger in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens XXXI, 21 ff.

[2]) Wir haben ja nur einige Blätter von Goethes Notizbuche erhalten und finden dort auf S. 3 unter den mit einem Besuche bedachten Männern auch den Namen Mansos „Herr R. Manso“. Mitgeteilt sind diese Blätter von Gustav v. Loeper im Goethe-Jahrbuch Bd. II 1881. S. auch Fr. Zarncke Weimarer Goetheausgabe III Abt. II, 22 v. J. 1888.

nacht den Magdalenenturm zu besteigen, um sich das erhabene Schauspiel der aufleuchtenden Bomben und emporflackernden Brände anzusehen. Bezeichnend für ihn sind die mitgeteilten Gedanken, die der seltene Anblick in ihm auslöste. Seine künstlerisch fühlende Seele empfand lebhaft den Kontrast, welchen Dunkelheit und Licht hervorbringen. Es erinnerte ihn an Rembrandts Bilder und er ruft aus: „Solche Szenen müssen es gewesen sein, welche Rembrandt den Stoff zu seinen magischen Schöpfungen liehen und Kant zum Begriff des Erhabenen leiteten." An der Entwicklung seiner neuen Heimat nahm er den regsten Anteil. Mit Schmerz sah er daher so manches der Zerstörung preisgegeben, was die Anstrengung vieler Jahre und große Geldopfer gekostet hatte. In einer Schulrede vom Jahre 1810[1] hat er die Verdienste der Breslauer um die Förderung des gemeinen Wohls in älterer Zeit in einer kurzen Übersicht beschrieben.

Die Zeit der politischen Vorgänge von 1807—1814 ist die an bedeutenden Werken am wenigsten fruchtbare in Mansos schriftstellerischem Leben. Zu berücksichtigen ist dabei, daß ihn am Ende dieser Periode eine schwere Krankheit heimsuchte, die ihn fast ein ganzes Jahr in seinem Schaffen lähmte. Dann aber setzte wieder eine rege Tätigkeit ein, wie sie bei Beginn seiner Laufbahn seit 1783 geherrscht hatte. Abwechslung in die fast ununterbrochene wissenschaftliche und berufliche Wirksamkeit brachten nur die gewöhnlich während der Schulferien unternommenen Reisen. Wir finden ihn am häufigsten bei seinen Freunden in Berlin, Dresden, Leipzig, wo gleichzeitig literarische Fragen besprochen wurden, oder sehen ihn in der sächsischen Schweiz und den schlesischen Gebirgen der Betrachtung der stillen Natur hingegeben. Der Sommer 1819 führte ihn zusammen mit seinem Freunde Schneider an den Rhein. Neue Verbindungen wurden geknüpft und die eben gegründete Universität Bonn in Augenschein genommen. Die letzte und größte Reise im Jahre 1823 ging nach dem Süden. Längst hatte er sich danach gesehnt, einmal das blaue Meer und die sonnigen Gestade Italiens mit Augen zu sehen, und dieser Wunsch sollte ihm damals in Erfüllung gehen. In Begleitung des Historikers Stenzel durchquerte er

[1]) Gedruckt in den schles. Prov. Blättern vom Mai 1810, S. 397ff.

Österreich, Steiermark, Krain, und gelangte über Tergeste und Triest zu Schiffe nach Venedig. Die Rückreise erfolgte über Monfalcone, Udine und durch Tirol. Über die empfangenen Eindrücke berichtete er zum Teil an seinen Freund v. Raumer[1]). Aber so sehr die Reise auch seinen Wissensdrang befriedigte, so nachteilig war sie infolge der Eile und der Gluthitze des Sommers für seine ohnehin angegriffene Gesundheit gewesen. Eine schon vorher aufgetretene, nunmehr mit verstärkter Macht wiederkehrende Krankheit (rheumatismus axillaris) warf ihn für längere Zeit aufs Krankenlager. Doch erholte er sich wieder zu leidlichem Wohlsein. Mehr als sonst zog er sich nunmehr auf sich selbst zurück, um seine noch übrige Kraft den der Vollendung harrenden Schriften zu widmen. In den letzten Jahren war es allmählich einsamer um ihn geworden. Die älteren Freunde waren größtenteils gestorben oder hatten ehrenvolle Berufungen an auswärtige Universitäten erhalten. Die jüngeren Elemente konnten ihm keinen ausreichenden Ersatz für den Verlust bieten. Sie kamen mehr, um von ihm zu lernen, weniger als ebenbürtige Gesellschafter, wie er an Raumer schreibt. So war der Abend seines Lebens lediglich den Wissenschaften und seinem ihm lieb gewordenen Berufe gewidmet, den er fast ohne Unterbrechung ausübte, bis ihm der Tod am 9. Juni 1826 die Augen schloß. Sein Sterbelager umstanden trauernd die Schüler der ersten Klasse, die ihn in der letzten Zeit seiner Krankheit mit Aufopferung gepflegt hatten. Ohne Gepränge, wie es Manso gewünscht hatte, ward die sterbliche Hülle auf dem alten Kirchhofe an der Friedrich-Wilhelmstraße zur Ruhe bestattet. Ein schier endloser Zug (Glocker, S. 12) von Freunden und Schülern folgte dem Sarge, und so zeigte noch die Verehrung bei seinem Tode was der Lebende den Mitmenschen gegolten hatte. Seine Ruhestätte bezeichnete bald nachher ein Denkstein mit lateinischer Inschrift und einem von ihm selbst gedichteten Distichon[2]):

---

[1]) S. den Brief vom 31. Aug. 1823. Der Leser findet diese Briefe in den schles. Prov. Blätt. Bd. 89 S. 158—164, 259—265, 355—365, 548—555, Bd. 90 S. 29—33, 223—227, Bd. 91 S. 144—149.

S. auch bezüglich der Reise den Brief an Böttiger v. 23. Okt. 1823 a. a. O.

[2]) Dasselbe befindet sich auch unter dem Bilde bei Passow. Die Züge sind Mansos Handschrift nachgebildet. Bei dieser Gelegenheit wollen wir hinzufügen, daß das Bild, welches Passow gibt, nach einer von dem Bildhauer

nacht den Magdalenenturm zu besteigen, um sich das erhabene Schauspiel der aufleuchtenden Bomben und emporflackernden Brände anzusehen. Bezeichnend für ihn sind die mitgeteilten Gedanken, die der seltene Anblick in ihm auslöste. Seine künstlerisch fühlende Seele empfand lebhaft den Kontrast, welchen Dunkelheit und Licht hervorbringen. Es erinnerte ihn an Rembrandts Bilder und er ruft aus: „Solche Szenen müssen es gewesen sein, welche Rembrandt den Stoff zu seinen magischen Schöpfungen liehen und Kant zum Begriff des Erhabenen leiteten.“ An der Entwicklung seiner neuen Heimat nahm er den regsten Anteil. Mit Schmerz sah er daher so manches der Zerstörung preisgegeben, was die Anstrengung vieler Jahre und große Geldopfer gekostet hatte. In einer Schulrede vom Jahre 1810[1]) hat er die Verdienste der Breslauer um die Förderung des gemeinen Wohls in älterer Zeit in einer kurzen Übersicht beschrieben.

Die Zeit der politischen Vorgänge von 1807—1814 ist die an bedeutenden Werken am wenigsten fruchtbare in Mansos schriftstellerischem Leben. Zu berücksichtigen ist dabei, daß ihn am Ende dieser Periode eine schwere Krankheit heimsuchte, die ihn fast ein ganzes Jahr in seinem Schaffen lähmte. Dann aber setzte wieder eine rege Tätigkeit ein, wie sie bei Beginn seiner Laufbahn seit 1783 geherrscht hatte. Abwechslung in die fast ununterbrochene wissenschaftliche und berufliche Wirksamkeit brachten nur die gewöhnlich während der Schulferien unternommenen Reisen. Wir finden ihn am häufigsten bei seinen Freunden in Berlin, Dresden, Leipzig, wo gleichzeitig literarische Fragen besprochen wurden, oder sehen ihn in der sächsischen Schweiz und den schlesischen Gebirgen der Betrachtung der stillen Natur hingegeben. Der Sommer 1819 führte ihn zusammen mit seinem Freunde Schneider an den Rhein. Neue Verbindungen wurden geknüpft und die eben gegründete Universität Bonn in Augenschein genommen. Die letzte und größte Reise im Jahre 1823 ging nach dem Süden. Längst hatte er sich danach gesehnt, einmal das blaue Meer und die sonnigen Gestade Italiens mit Augen zu sehen, und dieser Wunsch sollte ihm damals in Erfüllung gehen. In Begleitung des Historikers Stenzel durchquerte er

[1]) Gedruckt in den schles. Prov. Blättern vom Mai 1810, S. 397ff.

Österreich, Steiermark, Krain, und gelangte über Tergeste und Triest zu Schiffe nach Venedig. Die Rückreise erfolgte über Monfalcone, Udine und durch Tirol. Über die empfangenen Eindrücke berichtete er zum Teil an seinen Freund v. Raumer[1]). Aber so sehr die Reise auch seinen Wissensdrang befriedigte, so nachteilig war sie infolge der Eile und der Gluthitze des Sommers für seine ohnehin angegriffene Gesundheit gewesen. Eine schon vorher aufgetretene, nunmehr mit verstärkter Macht wiederkehrende Krankheit (rheumatismus axillaris) warf ihn für längere Zeit aufs Krankenlager. Doch erholte er sich wieder zu leidlichem Wohlsein. Mehr als sonst zog er sich nunmehr auf sich selbst zurück, um seine noch übrige Kraft den der Vollendung harrenden Schriften zu widmen. In den letzten Jahren war es allmählich einsamer um ihn geworden. Die älteren Freunde waren größtenteils gestorben oder hatten ehrenvolle Berufungen an auswärtige Universitäten erhalten. Die jüngeren Elemente konnten ihm keinen ausreichenden Ersatz für den Verlust bieten. Sie kamen mehr, um von ihm zu lernen, weniger als ebenbürtige Gesellschafter, wie er an Raumer schreibt. So war der Abend seines Lebens lediglich den Wissenschaften und seinem ihm lieb gewordenen Berufe gewidmet, den er fast ohne Unterbrechung ausübte, bis ihm der Tod am 9. Juni 1826 die Augen schloß. Sein Sterbelager umstanden trauernd die Schüler der ersten Klasse, die ihn in der letzten Zeit seiner Krankheit mit Aufopferung gepflegt hatten. Ohne Gepränge, wie es Manso gewünscht hatte, ward die sterbliche Hülle auf dem alten Kirchhofe an der Friedrich-Wilhelmstraße zur Ruhe bestattet. Ein schier endloser Zug (Glocker, S. 12) von Freunden und Schülern folgte dem Sarge, und so zeigte noch die Verehrung bei seinem Tode was der Lebende den Mitmenschen gegolten hatte. Seine Ruhestätte bezeichnete bald nachher ein Denkstein mit lateinischer Inschrift und einem von ihm selbst gedichteten Distichon[2]):

---

[1]) S. den Brief vom 31. Aug. 1823. Der Leser findet diese Briefe in den schles. Prov. Blätt. Bd. 89 S. 158—164, 259—265, 355—365, 548—555, Bd. 90 S. 29—33, 223—227, Bd. 91 S. 144—149.

S. auch bezüglich der Reise den Brief an Böttiger v. 23. Okt. 1823 a. a. O.

[2]) Dasselbe befindet sich auch unter dem Bilde bei Passow. Die Züge sind Mansos Handschrift nachgebildet. Bei dieser Gelegenheit wollen wir hinzufügen, daß das Bild, welches Passow gibt, nach einer von dem Bildhauer

nacht den Magdalenenturm zu besteigen, um sich das erhabene Schauspiel der aufleuchtenden Bomben und emporflackernden Brände anzusehen. Bezeichnend für ihn sind die mitgeteilten Gedanken, die der seltene Anblick in ihm auslöste. Seine künstlerisch fühlende Seele empfand lebhaft den Kontrast, welchen Dunkelheit und Licht hervorbringen. Es erinnerte ihn an Rembrandts Bilder und er ruft aus: „Solche Szenen müssen es gewesen sein, welche Rembrandt den Stoff zu seinen magischen Schöpfungen liehen und Kant zum Begriff des Erhabenen leiteten.“ An der Entwicklung seiner neuen Heimat nahm er den regsten Anteil. Mit Schmerz sah er daher so manches der Zerstörung preisgegeben, was die Anstrengung vieler Jahre und große Geldopfer gekostet hatte. In einer Schulrede vom Jahre 1810[1]) hat er die Verdienste der Breslauer um die Förderung des gemeinen Wohls in älterer Zeit in einer kurzen Übersicht beschrieben.

Die Zeit der politischen Vorgänge von 1807—1814 ist die an bedeutenden Werken am wenigsten fruchtbare in Mansos schriftstellerischem Leben. Zu berücksichtigen ist dabei, daß ihn am Ende dieser Periode eine schwere Krankheit heimsuchte, die ihn fast ein ganzes Jahr in seinem Schaffen lähmte. Dann aber setzte wieder eine rege Tätigkeit ein, wie sie bei Beginn seiner Laufbahn seit 1783 geherrscht hatte. Abwechslung in die fast ununterbrochene wissenschaftliche und berufliche Wirksamkeit brachten nur die gewöhnlich während der Schulferien unternommenen Reisen. Wir finden ihn am häufigsten bei seinen Freunden in Berlin, Dresden, Leipzig, wo gleichzeitig literarische Fragen besprochen wurden, oder sehen ihn in der sächsischen Schweiz und den schlesischen Gebirgen der Betrachtung der stillen Natur hingegeben. Der Sommer 1819 führte ihn zusammen mit seinem Freunde Schneider an den Rhein. Neue Verbindungen wurden geknüpft und die eben gegründete Universität Bonn in Augenschein genommen. Die letzte und größte Reise im Jahre 1823 ging nach dem Süden. Längst hatte er sich danach gesehnt, einmal das blaue Meer und die sonnigen Gestade Italiens mit Augen zu sehen, und dieser Wunsch sollte ihm damals in Erfüllung gehen. In Begleitung des Historikers Stenzel durchquerte er

[1]) Gedruckt in den schles. Prov. Blättern vom Mai 1810, S. 397ff.

Österreich, Steiermark, Krain, und gelangte über Tergeste und Triest zu Schiffe nach Venedig. Die Rückreise erfolgte über Monfalcone, Udine und durch Tirol. Über die empfangenen Eindrücke berichtete er zum Teil an seinen Freund v. Raumer[1]). Aber so sehr die Reise auch seinen Wissensdrang befriedigte, so nachteilig war sie infolge der Eile und der Gluthitze des Sommers für seine ohnehin angegriffene Gesundheit gewesen. Eine schon vorher aufgetretene, nunmehr mit verstärkter Macht wiederkehrende Krankheit (rheumatismus axillaris) warf ihn für längere Zeit aufs Krankenlager. Doch erholte er sich wieder zu leidlichem Wohlsein. Mehr als sonst zog er sich nunmehr auf sich selbst zurück, um seine noch übrige Kraft den der Vollendung harrenden Schriften zu widmen. In den letzten Jahren war es allmählich einsamer um ihn geworden. Die älteren Freunde waren größtenteils gestorben oder hatten ehrenvolle Berufungen an auswärtige Universitäten erhalten. Die jüngeren Elemente konnten ihm keinen ausreichenden Ersatz für den Verlust bieten. Sie kamen mehr, um von ihm zu lernen, weniger als ebenbürtige Gesellschafter, wie er an Raumer schreibt. So war der Abend seines Lebens lediglich den Wissenschaften und seinem ihm lieb gewordenen Berufe gewidmet, den er fast ohne Unterbrechung ausübte, bis ihm der Tod am 9. Juni 1826 die Augen schloß. Sein Sterbelager umstanden trauernd die Schüler der ersten Klasse, die ihn in der letzten Zeit seiner Krankheit mit Aufopferung gepflegt hatten. Ohne Gepränge, wie es Manso gewünscht hatte, ward die sterbliche Hülle auf dem alten Kirchhofe an der Friedrich-Wilhelmstraße zur Ruhe bestattet. Ein schier endloser Zug (Glocker, S. 12) von Freunden und Schülern folgte dem Sarge, und so zeigte noch die Verehrung bei seinem Tode was der Lebende den Mitmenschen gegolten hatte. Seine Ruhestätte bezeichnete bald nachher ein Denkstein mit lateinischer Inschrift und einem von ihm selbst gedichteten Distichon[2]):

---

[1]) S. den Brief vom 31. Aug. 1823. Der Leser findet diese Briefe in den schles. Prov. Blätt. Bd. 89 S. 158—164, 259—265, 355—365, 548—555, Bd. 90 S. 29—33, 223—227, Bd. 91 S. 144—149.

S. auch bezüglich der Reise den Brief an Böttiger v. 23. Okt. 1823 a. a. O.

[2]) Dasselbe befindet sich auch unter dem Bilde bei Passow. Die Züge sind Mansos Handschrift nachgebildet. Bei dieser Gelegenheit wollen wir hinzufügen, daß das Bild, welches Passow gibt, nach einer von dem Bildhauer



Manso als Philologe.

Es ist kein Zufall, daß Manso seine gelehrte Laufbahn mit einer Reihe von Übersetzungen begann. Die herrliche Natur der Thüringer Landschaft, die ihn in seiner Jugend täglich umgab und eigne Neigung zu der sanften und gefälligen Poesie ließen ihn früh an den Lehrdichtungen und Idyllen eines Vergil, Bion und Moschus, die mehr oder weniger das Landleben in reizenden Farben und Szenen schildern, Gefallen finden; waren sie doch von den klassischen Dichtern der Alten die ersten, die ihm, nach eignem Geständnis, in die Hände kamen. Es entstand daher der lebhafte Wunsch in ihm, die Georgika und die Gedichte der beiden Griechen in deutscher Sprache zu besitzen.

Die ersten Versuche einer Übersetzung des Gedichtes vom Landbau fallen noch in die Zeit seines Aufenthalts in der Heimat, wobei der dortige Prediger Schmidt, bekannt durch eine metrische Übersetzung des Horaz und anakreontische Dichtungen, den wohlwollenden Beurteiler machte. Sie wurden in Gotha und vor allem in Jena auf der Universität mit Eifer fortgesetzt. Noch bevor er letztere verließ war die Übertragung der ganzen Georgika vollendet und erschien im Herbst 1783 im Druck bei Rudolf Cröckers Wwe. in Jena unter dem Titel: „Virgil von der Landwirtschaft", 4 Bücher, metrisch übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von J. C. F. Manso, mit einer Vignette auf dem Titelblatt, den lorbeerbekränzten Kopf des Römers darstellend. Eine poetische Widmung an den antiken Dichter in Hexametern drückt zugleich den Wunsch und die Hoffnung aus, das Werk möge ihm gelungen sein:

„O, daß, Herrlicher, dir Teutoniens Tracht, und die Krone,
Die mir Phöbus für dich aus vaterländischen Blumen
Jüngst zu winden befahl, gefielen! . . ."

Die äußere Einrichtung ist so gehalten, daß links der Text nach der kritischen Ausgabe von Heyne, rechts die Über-

tragung folgt. Am Schluß sind zu den einzelnen Büchern immer eine kurze Inhaltsangabe und Anmerkungen gegeben, die teils Dunkelheiten der Sprache und poetische Beiwörter, teils Gegenstände aus der Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte und Haushaltung erklären, wobei die Schriftsteller der Alten, welche Gegenstände verwandten Inhalts behandelt haben, wie Aristoteles, Plinius u. a. zu Rate gezogen sind. In diesen Noten tritt eigentlich zu sehr der Gelehrte, weniger der Kenner des Landlebens hervor.

Soviel über die Anordnung der Arbeit, die bei ihrem Erscheinen Beifall fand. Besonders die Gothaische gelehrte Zeitung brachte St. 24 S. 185f. eine anerkennende Kritik. Nur unbedeutende Einzelheiten fand man auszusetzen. Dieser Erfolg ermunterte Manso, sich sogleich auch an die Übersetzung des Bion und Moschus zu wagen. Schon ein Jahr darauf, 1784, erschien dieselbe in Gotha bei Carl Wilh. Ettinger. Das Titelblatt ziert eine schöne Vignette von der Hand Chodowieckis, eine Szene aus Moschus' erstem Idyll „Europa", die Entführung der Prinzessin, darstellend: Jupiter in Stiergestalt schreitet auf eine Schar blumenpflückender Jungfrauen zu. Das erste Blatt bringt eine Widmung in Distichen an den Freund und Rektor Stroth, und in dieser wird der Wunsch ausgesprochen, er möge diese Übersetzung von ihm, den das glückliche Los getroffen, „der Führer der griechischen Sänger in Thuiscons Hain zu sein", wohlwollend aufnehmen. Als Einleitung ist eine Abhandlung über das Leben beider Dichter und ihre Werke vorangestellt, welche unter Benutzung früher erschienener Schriften die wesentlichsten Punkte mit kritischem Blick zusammenfaßt. Die Anordnung ist dieselbe wie bei der Vergil-Übersetzung. Links steht der von ihm sorgfältig gesichtete Text mit Weglassung sämtlicher Akzente, rechts die deutsche Übersetzung. Die Auslassung der Akzente begründet Manso mit folgenden Worten: „Uns, die wir in der Akzentenlehre, wie überhaupt in der Aussprache des Griechischen im Finstern tappen, kann fürwahr das Dasein und die Abwesenheit von Strichen und Häkchen, deren richtige Bedeutung doch einmal dahin ist, vollkommen gleichgültig sein." Die Reihenfolge der Gedichte ist willkürlich; der Herausgeber nimmt diese Freiheit ausdrücklich für sich in Anspruch. Die längeren Stücke

stehen voran, die kürzeren folgen, die Überschriften sind teils geändert, teils neue von ihm hinzugefügt worden. Letzteres glaubt er deswegen tun zu dürfen, weil er als ausgemacht annimmt, daß auch die früheren Inschriften nicht von den Dichtern selbst, sondern erst von späteren Herausgebern stammen. In den Anmerkungen am Schluß wird jedesmal die Veranlassung der einzelnen Gedichte angegeben, die Gedankenfolge derselben entwickelt, um zu zeigen, wie glücklich der Dichter in der natürlichen Verbindung der Teile zur Darstellung eines schönen Ganzen gewesen ist, das Dichterische im Ausdruck bemerkt und der Wert der Gedichte selbst bestimmt. Zum besseren Verständnis sind oft ganze Schilderungen über Sitten und Gebräuche des Zeitalters der Dichter gegeben. Textkritik wird an zahlreichen Stellen mit Erfolg geübt. Im übrigen überläßt er es den Kunstrichtern zu bestimmen, was er geleistet habe. Unsere Aufgabe soll es nun sein, den Wert dieser beiden Erstlingsarbeiten genauer zu prüfen.

Wir würden Manso entschieden unrecht tun, wollten wir seine Übersetzung der Georgika und der Idyllen des Bion und Moschus nach dem Maßstabe messen, der heute für die Beurteilung einer solchen Übertragung gilt. Es ist vielmehr notwendig zu untersuchen, welchen Grundsätzen sein eignes Zeitalter hierbei gefolgt ist. Von einer geschickten Übersetzung verlangt man jetzt, daß sie dem ursprünglichen Werke sozusagen kongenial sei, d. h. sie muß nicht nur getreu und dem Sinne nach richtig sein, sondern der Übersetzer muß auch alle Eigenheiten und Schattierungen in Ton und Farbengebung des Originals wiederzugeben versuchen. Dazu gehört auch möglichste Beibehaltung der äußeren Form; denn diese ist meist mit Notwendigkeit aus dem Stoff hervorgegangen, darf also nicht willkürlich verändert werden. Kurz, die Übertragung muß so beschaffen sein, daß, hätte der fremde Dichter in deutscher Sprache geschrieben, er so und nicht anders sich würde ausgedrückt haben. Von diesem Ideal war die Kunst des Übersetzens im 18. Jahrhundert noch um ein gutes Stück entfernt. Allerdings hatte man gegenüber den ältesten deutschen Übersetzungen, die sämtlich sowohl durch eine unbeholfene und zum Teil unrichtige Wiedergabe des Inhalts als auch durch gänzliche Vernachlässigung der Form sich kennzeichnen, be-

trächtliche Fortschritte gemacht. Mit dem zunehmenden Verständnis für das klassische Altertum, wie es seit Heynes Wirksamkeit in Göttingen sich ausbreitete, begann auch eine richtigere Wiedergabe des Inhalts Platz zu greifen, vor allem aber legte man jetzt ein größeres Gewicht auf die schöne Form, deren Zugehörigkeit zum Kunstwerk auch in der Übersetzung man als notwendig anerkannte. Ja man nahm jetzt sogar, in einseitiger Verkennung des Wichtigeren, zuviel Rücksicht auf die formale Seite und vergaß darüber das Original. Dieses durch eine glänzende, schöne Sprache noch zu übertreffen, hielt man für das größte Verdienst. Dabei genügte es, wenn der Inhalt im allgemeinen richtig wiedergegeben war. Daß dies nicht bloß das Verfahren einiger weniger, sondern in der Tat die Methode der herrschenden Partei war, dafür liefern die Kritiken über die erschienenen Arbeiten in den Zeitschriften jener Tage einen hinlänglichen Beweis. Diese Erscheinung hängt unstreitig mit den damaligen Grundsätzen der Ästhetik zusammen. In den maßgebenden Theorien der schönen Künste des 18. Jahrhunderts namentlich bei Batteux, Sulzer u. a. stoßen wir überall unter den betreffenden Stichworten auf den Begriff der „schönen Empfindung“, deren Wesen Mendelssohn bereits 1755 in den „Briefen über die Empfindungen“ näher zu begründen suchte. Ihre Erweckung ist nun nach jenen Theorien Hauptzweck der Kunst, und das Mittel dazu die Darstellung des Schönen. Indem man diesen Grundsatz auf die Übersetzungen anwandte, verlangte man vor allem die Erstrebung einer sogenannten schönen Harmonie. Zur Erreichung derselben machte man es dem Übersetzer unter Umständen sogar zur Pflicht, das Original da, wo es, nach seiner Ansicht, dem modernen Empfinden nicht ganz entspreche, zu verändern, starke Stellen zu mildern, und längere Partien zusammenzuziehen. Zierlichkeit und Feinheit des Ausdrucks aber war das höchste Gesetz. Dieses Bestreben bekunden alle aus solchen Grundsätzen hervorgegangenen Erzeugnisse, wir mögen die Homerübersetzung von Pope[1]), Bürger und Stolberg, des

[1]) In seiner Übersetzung der Ilias sind aber die Forderungen der Treue so mißachtet, daß man fast nicht mehr von einer Übersetzung reden kann. Dazu kommt, daß das Versmaß, der fünffüßige Jambus, zum Inhalt in keinem richtigen Verhältnis steht. A. W. Schlegel nennt Popes Werk eine widerwärtige

Sophokles von Tobler, des Bion und Moschus von Lieberkühn oder die Wielandische Horazübersetzung daraufhin ansehen. Es ist klar, daß bei einem derartigen Verfahren von dem Original alles dasjenige zu leiden haben wird, was man vielleicht kurz mit dem Namen des Individuellen bezeichnen könnte. Aber man verzichtete in den meisten Fällen darauf, weil man von vornherein überzeugt war, daß es unmöglich sei, überhaupt alle Feinheiten und Schattierungen des Originals in der Übertragung auszudrücken. Ein treffendes Beispiel in dieser Hinsicht werden wir mit eingehender Begründung noch bei Gelegenheit der Mansoischen Übersetzung Petrarkas kennen lernen.

Nach den angegebenen Gesichtspunkten werden wir auch die schon erwähnte metrische Übertragung des Vergil und des Bion und Moschus zu betrachten haben, da sie für Manso entschieden die Richtschnur gebildet haben. Indes werden jene Grundsätze, wie man leicht ermessen kann, bei den einzelnen Dichtungsarten einen verschiedenen Einfluß ausüben. Am wenigsten werden sie der Lehrdichtung, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, Eintrag tun. Denn in ihr dürfte der eigentümliche Charakter des Antiken am wenigsten zum Ausdruck kommen, da nur Gegenstände der äußeren Natur den Stoff bilden, so daß zu Veränderungen des Inhalts gar keine Veranlassung ist. Dazu kam noch, daß Manso auf dem Gebiete der Lehrdichtung das größte Verständnis und die feinste Fähigkeit, dem Original nachzuempfinden, vermöge seiner eignen Naturanlage besaß. Die Wahl schöner Ausdrücke und ein gewisses glänzendes Kolorit bei der Schilderung landschaftschaftlicher Bilder muß hier im Gegenteil der Übersetzung nur zum Vorteil gereichen. Man darf daher ohne Übertreibung behaupten, daß Mansos Übersetzung der Georgika alle Bedingungen erfüllt, die man an eine gute metrische Übertragung in unserem Sinne zu stellen gewöhnt ist. Und da der Inhalt dem eignen dichterischen Empfinden lebhaft entsprach, so haben wir hier zugleich eine individuelle poetische Lei-

---

Mißhelligkeit zwischen Form und Inhalt, mehr eine Parodie (Charakteristiken u. Kritiken II, 104). Bürger, der anfangs ebenfalls den fünffüßigen Jambus verwandte, suchte wenigstens den Forderungen der Treue zu genügen. Doch gab er diese Versform bald auf und griff zum Hexameter.

stung vor uns. Eine Probe wird unsere Behauptungen am besten beweisen. Wir wählen dazu eine Stelle aus dem ersten Buche Vers 43—63 und setzen den lateinischen Text zum Vergleich darunter.

„Wenn im erwachenden Lenz auf weißen Gebirgen der kühle
Schnee zerrinnt, vorm West die lockre Scholle dahinschmilzt,
Dann schon seufze der Stier mir unter dem Pflug und die Pflugschar
Kehre glänzend zurück aus tiefgezogener Furche.
Wünschen des harrenden Landmanns entspricht ein solches Gefild nur,
Welches zweimal die Macht des Frost's und der Hitze gefühlt hat:
Speicher brechen; so sehr belastet sie Fülle der Ernte.
Aber vor allen erforsche, bevor du nie noch bepflügte
Ebnen bepflügst, des Winds und des Wetters vielfachen Wechsel.
Sorgsam prüfe die Güte des Lands, den üblichen Anbau,
Und was jedes der Felder dir trägt und zu tragen sich weigert"
Hier wallt schöner die Saat, dort winken dir voller die Trauben,
Sonder Pflege gedeiht hier Obst, dort fröhliche Weide.
Siehe! Safran gewährt uns der Tmolus, die wirksamen Säfte
Seines Kastors der Pont, sein Elfenbein Indien: Weihrauch
Sendet das üppige Volk der Sabäer, der nackte Chalybe
Eisen; Rosse, den Stolz der olympischen Rennbahn, Epirus.
Also hat die Natur es gewollt. Sie bestimmte für jede
Gegend Gesetze, verband durch ewige Bündnisse jede
Seit Deukalion Steine hin in die entvölkerte Welt warf,
Denen ein hartes Geschlecht, das Geschlecht der Menschen entkeimte.

Vere novo gelidus canis cum montibus humor
Liquitur et Zephyro putris se gleba resolvit;
Depresso incipiat iam tum mihi taurus aratro
Ingemere et sulco attritus splendescere vomer.
Illa seges demum votis respondet avari
Agricolae, bis quae solem, bis frigora sensit:
Illius immensae ruperunt horrea messes.
At prius ignotum ferro quam scindimus aequor,
Ventos et varium caeli praediscere morem
Cura sit, at patrios cultusque habitusque locorum,
Et quid quaeque ferat regio, et quid quaeque recuset.
Hic segetes, illic veniunt felicius uvae:
Arborei foetus alibi, atque iniussa virescunt
Gramina; nonne vides, croceos ut Tmolus odores,
India mittit ebur, molles sua thura Sabaei?
At Chalibes nudi ferrum, virosaque Pontus
Castorea, Eliadum palmas Epiros equarum?
Continuo has leges aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis, quo tempore primum
Deucalion vacuum lapides iactavit in orbem
Unde homines nati, durum genus

Was über den Wert der Übersetzung der Georgika gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch von jener des Bion und Moschus, obwohl man hier wünschen möchte, daß Manso manchmal einen weniger gezierten und glänzenden Ausdruck angewandt hätte. Mit Recht bezeichnet er in der Vorrede die bukolische Dichtungsart als die für eine Übertragung schwerste, weil deren Charakter und Sphäre so weit über unsere Zeit hinausgerückt ist. War es unter diesen Umständen schwer, die eigentümliche Einfalt und Naivetät der Griechen wiederzugeben, so hat Manso an einzelnen Stellen diese etwas verwischt. Bei Bion und Moschus fiel dieser Umstand freilich nicht so sehr ins Gewicht. Ihre Gedichte behandeln zum großen Teile mythologische Gegenstände und tragen einen gelehrten Anstrich. Ausgleichend trat auch bei diesen Dichtern wieder Mansos poetisches Gefühl hinzu, das gerade auch der bukolischen Poesie nahe verwandt war. Mit Recht dürfen wir mit Degen[1]) die beiden Erstlingsarbeiten Mansos, was die Wiedergabe des Inhalts betrifft, als durchaus gelungen betrachten[2]), und sie dürfen einen Vergleich mit den späteren Übersetzungen von Voß, dem anerkannten Meister in der Kunst des Übersetzens, durchaus nicht scheuen. Die beiderseitigen Abweichungen beziehen sich auf ziemlich belanglose Dinge. In sprachlicher Hinsicht ist man fast versucht — und dies gilt namentlich von der Georgika — Mansos gewandter Übertragung den Vorzug zu geben vor der Vossischen, die oft merkwürdige Unbeholfenheiten im Ausdruck aufweist. So z. B. wenn Voß gelidus humor mit „die erfrorene Nässe" oder Eliadum palmas equarum mit „die Palmzweig' elischer Stuten" übersetzt. Eine Freiheit, wie sie Manso sich erlaubt, war hier offenbar am Platze gegenüber der sklavischen Anlehnung an Vergil bei Voß. Allerdings hat dieser wieder den Vorzug, daß er mitunter durch Heranziehung altertümlicher Ausdrücke Sinn und Ton des Originals unmittelbarer trifft. Will man Mansos Leistung voll und ganz ermessen, so muß man seine Übersetzung der Georgika mit der eines J. H. Jakobi, F. Herz und

---

[1]) Degen: „Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Übersetzungen der Römer". Abt. 2, S. 577ff. und „Literatur der deutschen Übersetzungen der Griechen" I, 180ff.

[2]) Siehe auch die auf S. 42 gegebene Probe aus Bion.

[illegible] kurz nacheinander damals erschienen, [illegible] Erst dann zeigt sich, wie hoch er, der ge- [illegible] alle an Bedeutung emporragt. Degen lobt [illegible] seine wohltönenden Hexameter.

[illegible] der die Nachbildung der eleganten Hexameter Vergils [illegible] Manso weniger gut gelungen ist, obwohl er auch hier mög- [illegible] heit anzustreben gesucht hat, wie die Nachahmung der [illegible] Versfuße und der Caesuren des Originals zeigt. Neben der [illegible] und stets männlichen Caesur im 3. Fuße wendet Manso auch, [illegible] eine solche im 4. Fuße an und gebraucht sie abwechselnd [illegible] und weiblich. Auffallend aber und von schlechter Wirkung auf [illegible] und die vielen Trochäen am Anfang der Verse, zumal sie meistens [illegible] unbetonte Silbe in der Senkung haben. Ebenso störend sind die [illegible] Versschlüsse auf ein tonloses e, und dies um so mehr, weil in den [illegible] Fällen keine Sinnespause vorhanden ist. Es kommen auch Vers- [illegible] mit zwei Trochäen vor, wie z. B. I. 141:

„Während, daß andre, die Höhe des Stroms errudernd, Netze
In ihn senkten, . . .“

Auf jeden Fall ist hier die 2. Silbe im 5. Fuße für einen Spondeus zu [illegible]; denn sie verliert durch den starken Ton der vorhergehenden Silbe [illegible]. Und selbst der Spondeus würde nicht am Platze sein, da Dac- [illegible] Trochäus oder Spondeus der eigentlich rythmische Schluß des Hexameters ist. Besonders nachlässig ist in unserm Beispiele Vers 44 ge- [illegible]. Die Trochäen sind gehäuft und im 4. Fuße fallen gar Versfuß und Wortfuß zusammen. Da die Verse, in denen dies Zusammenfallen statt- findet, nicht so selten sind, so zieht sich durch die ganze Übersetzung eine gewisse schleppende Gleichförmigkeit der Versreihen, während im Original Wort- und Versfüße viel häufiger wechseln. Neben diesen metrischen Eigen- heiten müssen wir noch die Fälle anführen, in denen falsche Betonung statt- hat, wie z. B. I. 186:

„Und Ameisen, ein Volk, das hilflosen Alters sich fürchtet.“

oder I. 240:

. . . . . „Die Welt sich,
Hoch erhebet, so sinkt sie nach Libyen mählig mittagwärts.“

Die Vorsilbe un- . . . wird öfters tonlos gebraucht; z. B. unfrúchtbar, untréu usw.

Diesen Mängeln gegenüber dürfen wir jedoch Manso den Umstand zugute halten, daß die Übersetzung der Georgika sein erster Versuch auf diesem Gebiete war, und insofern Nach- sicht verdient. Stehen wir doch in einer Periode, in der man erst anfing zu ahnen, welche Forderungen man schließlich [illegible] eine gute Übersetzung stellen dürfe, und die nach einem

solchen Ideal von Vollkommenheit erst rang. Das Verlangen nach ihm war erst vor kurzem aus der Bewegung des Neuhumanismus hervorgegangen, die darauf hinarbeitete, weitere Kreise des Volkes mit dem Geiste der klassischen Werke des Altertums bekannt zu machen. Selbst Voß hat die großen Schwierigkeiten, die sich einem geübten Talente entgegenstellten, anerkannt, und auch seinen Arbeiten fehlt noch manches zur Vollendung. Die Nachwelt freilich glaubt dann über die Bemühungen der Übergangsperiode verächtlich sprechen zu dürfen, aber selbst der große Goethe hat in den Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Diwan, wo er von den drei Stufen der Übersetzungskunst handelt (Hessesche Ausgabe III, 213 ff.) den Wert und die Leistungen der mittleren Stufe, zu denen Mansos Übersetzungen entschieden wie die Wielands gehören, anerkannt und gewürdigt.

Was hier über den Bau von Mansos Versen gesagt worden ist, gilt im allgemeinen auch von denen seiner Übersetzung des Bion und Moschus: denn merkwürdigerweise hat er für die bukolischen Gedichte der beiden Griechen den Vergilischen Hexameter angewandt. Wir werden darauf noch zurückkommen. Hier wollen wir nur bemerken, daß er den Hexameter Vergils für das beste und geschmeidigste unter den antiken Versmaßen hielt und ihn darum auch für die Übersetzung der Idyllen anwenden zu dürfen glaubte.

Wenn wir eingangs Manso im allgemeinen auf Grund seiner Arbeiten als Vertreter einer ganz bestimmten Richtung in Anspruch nahmen, so bekennt er sich in der Vorrede zur Übertragung des Ödipus von Sophokles, welche als nächste Frucht seiner Tätigkeit bereits 1785 in Gotha bei C. Wilh. Ettinger erschien, selbst als Anhänger derselben und ihrer Theorien. In längerer Ausführung legt er hier sein Verfahren dar, wonach er nämlich das Wesentliche des Stückes, Plan und Fabel, sowie Sitten und Charakter unverändert gelassen habe, und sich die von ihm getroffenen Abweichungen nur auf Sprache und Silbenmaß bezögen, und fährt dann fort: „In beiden glaubte ich, mich nach dem Geschmacke unseres Zeitalters und nach den Gesetzen der Harmonie richten zu müssen.“ Und weiter heißt es: „Mein Bestreben ging dahin, die Gedanken der Griechen in einer leicht zu empfindenden Harmonie auszudrücken.“

Daraus folgt in erster Linie, daß es ungerecht wäre, wollte man Mansos Tätigkeit als Übersetzer nach dem heutigen Maßstabe messen. Es folgt aber auch, daß er gleich vielen andern damals noch Sprache und Versbau beim Drama für etwas Unwesentliches hielt und schon deswegen einzelne Veränderungen vornehmen zu dürfen glaubte. Er war auch, wie aus einer andern Stelle, S. VIII, deutlich hervorgeht, der Meinung, daß gerade hinsichtlich der Sprache und dichterischen Darstellung der moderne Dichter den antiken bei weitem übertreffe. Diesen Standpunkt hat er vor allem in der später noch zu erwähnenden Abhandlung „Über einige Verschiedenheiten in dem griechischen und teutschen Trauerspiele“ 1793 vertreten. Bei solcher Überzeugung hielt er es um so eher für erlaubt, dem modernen Empfinden ein Zugeständnis zu machen. Und indem er den Gedanken weiter ausspinnt, sagt er:

„In jeder Sprache gibt es Eigenheiten, deren die andere durchaus unfähig ist, und bei jedem Satz Einschränkungen, die wider seine Allgemeinheit beweisen, ohne ihn selbst zu entkräften. Genug, daß die überwiegende Zahl von Erfahrungen und die Natur des menschlichen Geistes, dem nichts ein größeres Vergnügen gewährt, als die Hervorbringung neuer Ideen und Bilder, meine Behauptung bestätigt. Ist nun unser Gefühl feiner oder verwöhnter, unser Geschmack ekler und unsere Sprache bilderreicher geworden, so ist es begreiflich, daß wir in Rücksicht des letzteren Punktes nicht immer mit den Alten sympathisieren können. Welche Vorschriften sich hieraus für den Übersetzer ergeben, sieht jeder von selbst. Er wird den Alten Sitten, Denkungsart und Gebräuche, kurz alles, was sie und ihre Helden als Griechen oder Römer charakterisiert, lassen, zugleich aber alle Schönheiten der Sprache, worin er sie überträgt, benützen, und ihre Werke für die spätere verfeinerte Nachwelt lesbar zu machen suchen. Er wird da, wo sein Schriftsteller eigentlich redet, sehr oft bildlich, da, wo die Deutlichkeit desselben ans Weitschweifige grenzt, gedrängter, da, wo das Natürliche platt werden würde, geschmückter.“

Nach andern, als den angeführten Grundsätzen beurteilt zu werden, lehnt er ab und fügt hinzu: „Wer in der Übersetzung des Ödipus den griechischen Sophokles wörtlich zu finden glaubt, den muß ich in Zeiten vor der Lesung desselben warnen, weil er sich dem Verdruß einer unangenehmen Täuschung aussetzen würde.“

Zu diesen Ausführungen ist nun sein Ödipus der beste Kommentar, denn er hat hier in folgerichtiger Anwendung jener Grundsätze seine Aufgabe zu lösen versucht. Es wird daher von vornherein klar sein, in welcher Weise diese auf

das Drama von Einfluß gewesen sind. Vor allem ist alles geschwunden, was wir als ein Charakteristikum des Sophokleischen Trauerspieles schätzen, nämlich die einfache, oft tief ergreifende Sprache einzelner Szenen und besonders der Chorlieder, das individuelle Gepräge und die eigentümliche Farbe der Antike. Das alles ist einem großen Aufwand von Worten, einem Glanze der Sprache gewichen, der von der ursprünglichen Einfachheit nichts mehr erkennen läßt. Von dem Modernisierungsbestreben zeugt auch die Weglassung der Endsilben in Personen- und Ortsnamen wie z. B. Delph, Pyth, Apoll, Ödip oder die Anrede Kreons durch Ödipus mit dem Ausdruck „Prinz" usw.

Schwerlich wird man die antike Einfachheit in der Rede des Priesters an Ödipus wiederfinden, wenn Manso ihn sagen läßt:

„Du siehtst, Schutz unsres Lands, siehst, Ödipus, welch' Heer
An diesen heiligen Altären weinend ruht;
Siehst Kinder, denen Kraft und Mut zu fernem Flug
Gebricht, und eine Schar verlebter Priester, mich
Kronions Opferer, in ihrem Kreis, und dort
Schuldlose Jünglinge. Der Rest des Volks verweilt
Gekränzt auf Thebens Markt, um Pallas Wohnungen,
Und da, wo Flammen uns weissagen, am Ismen.
Denn wisse, Fürst, der Staat wankt unter der Gewalt
Empörter Wogen, ist so ganz ihr Spiel, und strebt
Aus purpurfarbner Flut umsonst zum Licht empor.
Die Hoffnung froher Saat stirbt in der Blüte Schoß,
Die Herde sinkt dahin, und an der Mutter Brust
Verwelkt das süße Kind. Ein Gott — sein Nam' ist Pest
Und Feuer sein Geschoß — zürnt wider Theben."

Läßt man jedoch alle übrigen Rücksichten außer acht und betrachtet Mansos Werk lediglich als Denkmal unserer Muttersprache oder als dichterisches Erzeugnis, so muß man hinwiederum die Lebhaftigkeit und Schönheit des Ausdrucks und die Leichtigkeit bewundern, mit der Manso die Versifikation handhabte.

In der Bildung der Verse und Metren hat er in ähnlicher Weise, wie in der Anwendung der Sprache, sich einige einschneidende Veränderungen gegenüber dem griechischen Original erlaubt. Er gebraucht einen sogenannten „harmonischen" Vers, dessen Bedeutung wir sogleich erkennen werden. Mit Sophokles nämlich hat er durchgehends im Dialog den jambischen Trimeter. Während aber der Grieche bei regelmäßiger dipodischer Gliederung den Spondeus an den geraden Stellen häufig eintreten läßt, behält Manso fast überall den Jambus bei. Nur selten wendet er den Spondeus an, und wenn es geschieht, immer meist im 1. Versfuße, einige

Male jedoch auch im 2. und 4. Fuße. Er stellt sich dann vielfach infolge schwebender Betonung, hervorgerufen durch starkes Herausheben eines Wortes, von selbst ein, z. B.:

Du, den Vergöttrung nur zu höherm Glück erhebt,

oder

. . . . . geführt
Von günstigem Gestirn. Auf! mehre deinen Ruhm.

Von der Freiheit, den Spondeus an allen Stellen eintreten zu lassen, die im deutschen Trimeter infolge des Wegfalls der regelmäßigen dipodischen Gliederung gestattet ist, hat er keinen Gebrauch gemacht. Dagegen finden sich mehrfach zu dem tragischen Charakter des Trimeters nicht passende, steigende Pyrrhichien, die durch unbetonte Silben in der Arsis entstanden sind. So in unserer Probe Vers 5 und 6 die Worte Opferer, Jünglinge.

Ein anderes auffallendes Merkmal der Versreihen ist das häufige starke Enjambement, das sich fast ebenso oft vorfindet wie die Sinnespause am Schluß der Verse. Am unglücklichsten aber ist Manso in der Anwendung der Cäsur gewesen. Er setzt sie in den meisten Fällen nach der 6. Silbe. Dadurch wird der Vers in zwei gleiche Hälften zerlegt, so daß wir regelrechte Alexandriner haben, nur daß der Reim fehlt. Man fällt daher, beim Lesen längerer Partien, sehr bald in einen leiernden Vortrag; eine Ausnahme machen nur die Stichomythien. Was Manso zur Begründung seines Gebrauches der Cäsur vorbringt, zeugt nicht von dem richtigen Verständnis für das Wesen des Trimeters. Er sagt nämlich in der Vorrede S. IV, nachdem er über die Harmonie des Verses gesprochen hat:

„Hoffentlich wird man es daher mehr gutheißen als tadeln, daß ich bei dem sechsfüßigen Jamben (so bezeichnet er auch den Trimeter) oder Alexandriner den Abschnitt, den die Griechen vernachlässigen, wir aber an ihm gewohnt sind, beobachtet und die Silbenmaße der Chöre verändert habe. Für jenes reden hergebrachte Sitte und Wohllaut, für dieses die Beschaffenheit unserer Prosodie."

Die Chorlieder, die er gleichzeitig hier mit erwähnt, hat er nach eignen Metren übersetzt. Strenge Nachahmung des Originals hielt er im Deutschen, wenn nicht für unmöglich, so doch für eine Mühe, bei der wenig herauskomme. Aber nicht mit Unrecht vergleicht er sie mit der rhythmischen Prosa in Geßners Idyllen oder in Kloppstocks Oden. Sonderbarerweise wechselt Manso am Schlusse des Dramas im Dialog das Metrum. Er läßt den Ödipus in seiner letzten Unterredung mit Kreon plötzlich in regelrechten trochäischen Tetrametern sprechen. Aus welchem Grunde er dies tut, ist nicht recht ersichtlich; vielleicht wollte er seinen Abgang von der Bühne dadurch wirksamer gestalten. In diesem Versmaß nun ist auch das Chorlied am Schluß des 5. Aktes übersetzt worden.

„Seht, o seht, ihr Bürger Thebens, euern König, euern Freund,
Ihn, der dunkle Rätsel löste, der ein Held und Weiser war,
Der des Schmeichlers süße Töne, der der Hoheit Glanz bestand!
Welche Tiefen drohn dem Edlen? welche Wogen fassen ihn?
Harrt, Bewohner unsrer Erde, ruhig harrt des letzten Tags!
Segnet keinen eurer Brüder, bis das Glück ihn ungekränkt
Durch des Lebens Labyrinthe hin zu Charons Nachen bringt!"

Dies ist zugleich ein Beispiel, wie unter seinen Händen durch vermeintliches Verschönern der Sprache die Zahl der Verse zunimmt. Die übrigen Chorlieder zeigen ganz verschiedene Formen. Im ersten Akt bestehen sie aus freien Rhythmen. Aber während z. B. bei Klopstock oder Goethe immer mehrere Zeilen durch einen stärkeren Sinnesabschnitt vereinigt werden, ist dies bei Mansos freien Versen nicht der Fall. Die Anzahl der Takte schwankt gewöhnlich zwischen zwei und sechs. Die Zahl der Senkungen in einem Versfuße übersteigt nie zwei, auch stoßen nirgends mehr als zwei Hebungen zusammen.

Im zweiten Akt haben wir strophische Gliederung, und zwar bestehen die ersten zwei Strophen aus abwechselnd jambischen und trochäischen Versen von ganz verschiedener Länge. Strophe 3 hat daktylische, 4 rein jambische, 5 wieder daktylische, 6 jambische und 7 trochäische Verse mit einer Vorschlagssilbe.

Im dritten Akt sehen wir abwechselnd jambische und trochäische Verse, die zu mehreren Ganzen vereinigt sind. Die trochäischen Verse haben wieder Auftakt.

Im vierten endlich besteht das Chorlied aus zwei Strophen. Die erste ist jambisch, die zweite trochäisch vermischt mit drei hintereinander folgenden daktylischen Versen.

Mit dieser Erörterung der metrischen Eigentümlichkeiten ist die Besprechung der wesentlichen Merkmale des Mansoischen Ödipus erschöpft. Es sind nur noch einige Äußerlichkeiten zu erwähnen. Nach dem Vorgange im modernen Drama hat der Übersetzer die Tragödie in Akte und Szenen eingeteilt. Vorangestellt ist eine Abhandlung über die Fabel, den Aufbau der Handlung und die Darstellung der Charaktere. Ihre nähere Betrachtung erfolgt am besten im Zusammenhang mit einem der ästhetischen Aufsätze Mansos. Desgleichen übergehen wir hier eine Reihe Jugendgedichte, die im Anhang mitgeteilt sind.

Im Winter 1785 veröffentlichte Manso in Boies „Deutschem Museum"[1]) die Übersetzung einer Anzahl Gedichte aus dem 4. Buche des Tibull: „Sulpiziens und ihrer Freunde

[1]) II, 437 ff.

Gedichte"[1]). In einem kurzen Vorwort verspricht er, falls die übersetzten Gedichte den Beifall des Publikums finden sollten, einmal, wenn nicht den ganzen Tibull, so doch die schönsten Elegien von ihm zu liefern. Dies Versprechen hat er gehalten, wenn auch erst ziemlich spät. In den „Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie[2]) der schönen Künste", jenem Sammelwerk ästhetischer Abhandlungen, das, wie schon der Titel besagt, eine Ergänzung zur „allgemeinen Theorie" darstellt, gibt er nicht nur eine ausführliche, feinsinnige Charakteristik der poetischen Erzeugnisse Tibulls, sondern auch des Properz und Ovid. Als Beleg seiner Ausführungen nun dienen eine ganze Anzahl eigens zu diesem Zwecke übersetzter Stellen und ganzer Elegien. In diesen herrscht allerdings eine Fülle von Wohllaut, fließende Versifikation und eine edle Sprache; aber dieser Vorteil birgt gleichzeitig infolge der bewußten Grundsätze auch einen Nachteil für das Original in sich. Sind sich doch Tibull und Properz in Ton und Haltung ganz unähnlich geworden und nur Ovid zeigt auch in der Übertragung noch seine natürliche Nacktheit. Auf diese ganz individuelle Gefühlslyrik mußten jene Übersetzertheorien besonders von Einfluß sein, und vergebens sucht der Leser die eigenartige Stimmung Tibulls, wenn er die Stelle (Elegie 5, Bd. 1, v. 19ff.) liest und dazu den Text unten vergleicht:

„Ja glücklich, Delia, träumt ich mit dir zu leben;
Vergebens! Amor löscht der Hoffnung Fackel aus.
Du, dacht ich, baust dein Feld und wartest deiner Reben,
Und sie, die Treue, wacht und sorget für dein Haus.
Sie wird für dich im Herbst der Speicher Vorrat messen
Und ist der Most gepreßt, sich seiner Pflege weihn,
Sie ganz mit dir die Stadt und ihr Gewühl vergessen
Und sich, wie du, des Spiels des muntern Dorfes freun."

At mihi felicem vitam, si salva fuisses,
Fingebam demens, sed renuente deo!
Rura colam, frugumque aderit mea Delia custos,
Area dum messes sole calente feret.
Aut mihi servabit plenis in lintribus uvas
Pressaque veloci pinguia musta pede
Consuescet numerare pecus, consuescet amantis
Garrulus in dominae ludere verna sinu.

---

[1]) Bekanntlich stammen diese Gedichte nach Ansicht der Philologen nicht von Tibull selbst, sondern man schreibt sie einer gewissen Sulpizia und ihrem Geliebten Cerinth oder gemeinsamen Freunden zu.

[2]) II, 190—221, III, 5—48, und 325—394 in den Jahrgängen 1793 und 1794.

In dieser Art ist auch die schönste Elegie des Properz IV, 11 „An Paulus" verdeutscht. Cornelia tröstet ihren überlebenden Gemahl mit den Worten (s. unten den lateinischen Text):

„Hör auf in Tränen dich, mein Paulus, zu ergießen,
Und störe länger nicht durch Klagen meine Ruh!
Wer einmal in das Reich der Schatten trat, dem schließen
Für itzt und immer sich die Demantpforten zu.
Gott Pluto höret nicht auf feurige Gebete
Und deine Tränen trinkt der Styxes dürrer Sand.
So rief am Holzstoß dir die traurige Drommete,
Als rauschend sich um mich die lichte Flamme wand."

Wie so ganz anders klingt die Elegie in der Übersetzung von Knebel (Horen 1796); wie rührend in der schlichten Sprache die edle Entsagung und der Trost der verstorbenen Gattin an ihren einsamen Gemahl. Die naiv heidnische Vorstellung über Tod und Jenseits tritt uns von Anfang an deutlich entgegen. Überhaupt hat v. Knebel den Inhalt sämtlicher Elegien treu wiederzugeben versucht, so wie er auch äußerlich das antike Gewand, — das Distichon, beibehält, das in seinem Bau immer mustergültig genannt werden kann.

Bei Manso aber hat offenbar der Dichter mehr dazu getan, als der Übersetzer gestatten sollte, und man kann sie geradezu freie Nachdichtungen nennen. Die drei antiken Lyriker sind ganz modern geworden und sogar das Versmaß ist modern — nämlich, wie man bereits gesehen haben wird, der Alexandriner. Auffallend bleibt es, daß Manso gerade dieses Versmaß statt der Distichen des Originals gewählt hat. Man kann nur annehmen, daß es ihm für die künstlerische Fassung seiner eleganten, modernen Sprache besser zu passen schien. Bloß bei Ovid greift er nach anfänglicher Verwendung des Alexandriners zum Distichon. Was ihn bewog, diese Änderung vorzunehmen, verrät er uns in den Worten[1]: „Ich habe bei dieser (der

Desine, Paule, meum lacrimis urgere sepulcrum
Panditur ad nullas janua nigra preces.
Te licet orantem furvae Deus audiat aulae
Nempe tuas lacrimas litora surda bibent,
Quum semel infernas intrarunt funera leges
Non exorato stant adamante viae.
Vota movent superos; ubi portitor aera recepit
Obserat herbosos lurida porta rogos
Sic moestae cecinere tubae, cum subdita nostrum
Detraheret lecto fax inimica caput.

[1]) S. Nachträge zum Sulzer Bd. III, S. 353.

9. Elegie: Beschwerde über Amor) und einigen andern Elegien das römische Silbenmaß gewählt, weil es mir dem Gegenstande angemessener zu sein und die Gedanken Ovids ungeschwächter wiederzugeben schien. Überhaupt ist es mir vorgekommen, als ob die Einfälle und Tändeleien Ovids sich schwerer als die Empfindungen Tibulls und Properzens in Reime fassen ließen." Rückschließend müssen wir also annehmen, daß er für die schwermütige Poesie Tibulls den Alexandriner für geeigneter hielt; wobei ihm der Leser kaum recht geben wird. Gebaut sind seine Verse ganz nach französischem Muster; und man kann wohl sagen, daß von allen angewandten Versarten der Alexandriner ihm am besten gelungen ist. Er ist entweder stumpf und hat zwölf oder er ist klingend und zählt dreizehn Silben. Die Hauptcäsur fällt immer auf die sechste betonte Silbe und ermöglicht in den meisten Fällen leicht und ungezwungen die rhythmische Pause. Daneben kommen aber, wie im Französischen, öfters noch ein bis zwei andere Verseinschnitte vor, entweder nach der zweiten, vierten oder achten Silbe.

Den Alexandriner hat Manso zum Teil auch gebraucht bei der Übersetzung einer Reihe von Stellen aus den verschiedensten Dichtern der Griechen und Römer, die er als Beweisstücke in seine mythologischen Abhandlungen verwoben hat. Der Zeitfolge nach müßten wir sie allerdings erst später anführen, tun es aber gleich hier, um den Zusammenhang der Darstellung nicht zu zerreißen. Überdies sind einige dieser Abhandlungen schon Ende der achtziger Jahre entstanden. Wo sich das genannte Versmaß in diesen Stücken vorfindet, haben wir gewöhnlich ähnliche Reproduktionen wie bei den erwähnten Elegikern. Doch ist auch ein großer Teil jener Dichterstellen in Hexametern wiedergegeben, und in diesem Falle ist Manso dem Originale treuer geblieben. Von den mythologischen Abhandlungen bringt die zahlreichsten Belegstellen jene „Über die Venus" 1794. Reich an solchen sind auch die schon erwähnten ästhetischen Aufsätze in Sulzers „Nachträgen"[1]), so daß wir Übersetzungen aus den meisten griechischen und latei-

[1]) Die Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie umfassen acht Bände und sind erschienen in den Jahren 1790—1808. Manso gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern an diesem Werke; seine Aufsätze machen allein etwa die Hälfte des Ganzen aus.

nischen Dichtern erhalten. Allein schon aus den angeführten Beispielen ist Mansos Manier genugsam zu erkennen. Nur die bedeutendsten wollen wir nennen; so Homer, Hesiod, Meleager, Claudian Lucrez, die Satiriker Horaz, Persius Juvenal und von den Epikern vor allem Vergil.

Manso hat indessen nicht bloß an den Klassikern der Alten seine Fähigkeit im Übersetzen erprobt, er wandte seine Aufmerksamkeit auch auf neuere Werke. Längst war ihm unter den italienischen Dichtungen die „Gerusalemme liberata" als das für eine poetische Übertragung würdigste Werk erschienen, und er begann noch Ende der achtziger Jahre seinen Plan einer Verdeutschung des ganzen Epos auszuführen. Sie sollte hauptsächlich dem Zwecke dienen, das herrliche Werk des italienischen Meisters einem größeren Leserkreise in geschmeidiger, der Urdichtung fast gleicher Form zugänglich zu machen. Eine solche Übersetzung war in Deutschland bisher noch nicht erschienen. Die erste von Dietrich von dem Werder (2. Aufl. 1651) ist in Stanzen von sechsfüßigen Jamben verfaßt und mit drei verschränkten Reimen und einem abschließenden Reimpaar. Während sie sich so in der Form dem Originale anschließt, ist sie anderseits, wie es sich ja auch für jene Zeit erwarten läßt, hinsichtlich der Wiedergabe des Inhalts und des Ausdrucks ganz unzulänglich. Ihr folgte die Koppensche 1744, ebenfalls in Stanzen mit sechsfüßigen Jamben. Da aber die Reime nie verschränkt sind, so fällt eine große Schönheit der Stanze, ja ihr eigentümlicher Charakter weg. Außerdem ist sie platt und wässerig, viele schöne Bilder sind ausgelassen, andere durch niedrige Ausdrücke entstellt. 1781 veröffentlichte dann W. Heinse seine Übertragung in Prosa. Abgesehen davon, daß durch Aufgeben der dem Original eigentümlichen Form auch zugleich dessen Reiz verloren geht, ist die Übersetzung auch voller Fehler und trägt den Stempel der Eile an sich. Wir übergehen die kurze Probe, die Kramer in der deutschen Monatsschrift vom März 1788 erscheinen ließ und erwähnen sogleich die Arbeit J. B. Schauls 1790 in zwei Bänden. Sie ist in schlechten Stanzen abgefaßt und nicht viel besser als Heinses Werk.

So erschien eine neue Verdeutschung durchaus nicht überflüssig, und Manso arbeitete rastlos, um eine solche zustande

zu bringen. Mitten in seine Tätigkeit fiel jedoch seine Berufung als Rektor nach Breslau; und da er hier alle Geschäfte des ersten Leiters gleich in vollem Umfange übernehmen mußte und infolge der Zustände am Gymnasium eine gewaltige Arbeitslast auf ihn fiel, so mochte er einsehen, daß er sobald nicht das angefangene Werk werde fortsetzen können. Er entschloß sich daher, die ersten fünf Gesänge, die bereits fertiggestellt waren, herauszugeben. Sie erschienen 1791 in der Dyckischen Verlagsanstalt in Leipzig, die nunmehr eine Reihe von Mansos Werken im Laufe der nächsten Jahre abdruckte, mit zwei ausgezeichneten Kupfern von Geysers Hand. Dem Werke fehlt in mancher Hinsicht die letzte Feile, und Manso selbst bittet in der Vorrede den Leser, diesen Umstand bei der Beurteilung berücksichtigen zu wollen.

Ohne Zweifel sind darauf verschiedene Unstimmigkeiten zurückzuführen, die sich aber in auffallender Weise schon bei seinem Vorgänger Heinse finden, so daß die Vermutung entsteht, daß Manso dessen Übersetzung der seinigen teilweise zugrunde gelegt hat. Da er nun für eine nochmalige Revision keine Zeit fand, sind eine Reihe von unmittelbar übernommenen Fehlern stehen geblieben, die sonst bei nochmaliger Vergleichung mit dem Urtext wohl sicherlich verschwunden wären.

Charakteristische Beispiele enthält in dieser Beziehung besonders das zweite Buch. Die Stelle II, 43[1]) (Manso II,41):

„Ad un uom, che canuto avea da canto"

übersetzen beide mit: „Und ohnfern stand ein Mann mit schwarzem, krausem Haar."

II, 53 (Manso II, 53) geben beide die Worte „dura division" mit „o grausamer Unterschied", statt „o harte Trennung" wieder, und aus der Nona in den Versen II, 56 (Manso II, 54):

„Emmaús è città cui breve strada
Da la regal Gierusalem disgiunge;
Ed uom che lento a suo diporto vada
Se parte mattutino, a nona giunge,"

machen beide ein „Frühstück", während es heißen muß „um die neunte Stunde". Manso übersetzt den letzten Vers mit den Worten:

---

[1]) Die nicht eingeklammerten Zahlen bedeuten die Nummer der betreffenden Stanze in der neuesten Ausgabe Tassos von Angelo Solerti, Firenze 1895.

„Wer sich zur rechten Zeit des Schlafes Arm entreißt,
Trifft, ohne zu ermüden, noch beim Frühstück ein.“

Aus „Agone“ wird bei Heinse „Rennbahn“, bei Manso „Reitbahn“ statt „Kampfplatz“. Ähnliche Verstöße kommen, wenn auch nicht häufig, so doch verschiedentlich in allen fünf Büchern vor und sind geeignet, ihm den Vorwurf der Flüchtigkeit zuzuziehen oder Zweifel an seinen italienischen Sprachkenntnissen aufkommen zu lassen, wie sie z. B. der anonyme Rezensent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung ausdrückt.

Im allgemeinen herrscht natürlich, wie bei den übrigen Übersetzungen so auch bei dieser, das Bestreben, die Sprache Tassos an Schönheiten noch zu überbieten. Dies führt mitunter selbst zur unrichtigen Wiedergabe des Inhalts der Verse. In III, 3 heißen die beiden Zeilen:

„Ma, quando il sol gli aridi campi fiede
Con raggi assai ferventi, e in alto sorge,“

in Mansoscher Übersetzung:

„Kaum aber schmückt der Sonne Licht
Die abendwärts gelegnen Hügel.“

Glücklicherweise sind solche Stellen selten; auch hat die Verschönerungstendenz dem Originale deshalb weniger geschadet, weil der moderne Stoff eine glanzvollere Sprache vertrug. Und man kann, abgerechnet die gekennzeichneten Fälle sagen, daß Manso die Urdichtung im allgemeinen mit ziemlicher Treue übertragen hat. Dafür ist er aber in einer andern Hinsicht willkürlich verfahren. Wir wissen, daß er, gestützt auf den Zeitgeschmack, die Anschauung vertrat, der Übersetzer dürfe da, wo seine Vorlage weitschweifig werde, gewisse Kürzungen vornehmen.

In dieser Überzeugung hat er gleich im Anfange des ersten Gesanges sich eine bedeutende Veränderung erlaubt. Nach Anrufung der Muse widmet Tasso sein Gedicht dem Herzoge von Ferrara: „Du warst es,“ sagt er, „der mich irrenden Pilgrim in den Hafen aufnahm und aus den Wogen des Meeres rettete. Empfange diesen Gesang, der weissagend vielleicht deine künftigen Taten schildert. Vielleicht wird in erneuten heiligen Kriegen dein Ruhm mit Gottfrieds Ruhme wetteifern.“ Diese bei Tasso durchaus zweckmäßigen Strophen läßt Manso aus und anstatt dessen läßt er den Dichter sein Werk seiner Geliebten Amanda zueignen, die mit dem Inhalte in keiner Beziehung steht. Durch dieses Kürzungsverfahren geht der Leser auch des vollen Genusses einer der vortrefflichsten Stellen der Dichtung verlustig, nämlich der Beschreibung der Szenen in der Unterwelt im Anfange die vierten Gesanges; einige Stanzen sind ganz weggelassen, andere zusammengezogen worden. Diese der italienischen Dichtung gegenüber geübte Freiheit hat noch in einer andern Ansicht ihren Grund. In einer vorausgeschickten Abhandlung spricht Manso auch über die Fabel des

Epos. Er macht Tasso[1]) zwar keinen Vorwurf daraus, daß er die Mächte des Himmels und die Bewohner der Hölle als interessierte Parteien an dem Kriege der Christen gegen die Ungläubigen tätigen Anteil nehmen läßt, und findet ihre Einmischung auch in der Anschauung des ausgehenden Mittelalters begründet; aber er ist doch der Meinung, daß derartige Bestandteile mehr in ein romantisches, nicht aber in ein christliches Epos gehörten. Entschieden aber tadelt er — und darin stimmt er mit Voltaire überein — die Verwendung von Zauberern und Zaubereien zur Belebung und Fortführung der Handlung in diesem rein christlichen Heldengedicht. Selbstverständlich sind es daher auch gerade jene Szenen, die der Kürzung unterworfen wurden. Abgesehen davon, daß es nicht folgerichtig ist, wenn Manso die Einmischung der himmlischen und höllischen Heerscharen in den Anschauungen von Tassos Zeitalter begründet findet, die Zaubereien dagegen nicht — denn der Glaube an diese war ebenso eine besondere Erscheinung jener Zeit — so kann man in jenem, bald gelinde bald schärfer ausgesprochenen Tadel die Einwirkung des Aufklärungszeitalters erblicken, das überhaupt auf das Mittelalter als auf eine Zeit des finstersten Aberglaubens mit ziemlicher Verachtung herabsah.

Bezeichnend ist das Verhalten der wissenschaftlichen Zeitschriften zu Mansos Verfahren beim Übersetzen. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek"[2]), das führende Organ aller Aufklärungsbestrebungen, schreibt: „Diese Veränderungen seien durchaus notwendig, und Manso hätte sogar noch weiter gehen sollen," und der Verfasser eines Artikels in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften"[3]) rechnet dies Manso als ein Verdienst an und meint, „er habe es wohl getan, um die barokke Mischung christlicher und heidnischer Mythologie zu umgehen". Ähnlich urteilt auch die Leipziger Literaturzeitung (1792, I, S. 49ff.)[4]) Diese literarischen Echos beweisen wohl deutlich genug, daß Manso mit seiner Übersetzung einem großen Teile des deutschen Publikums das bot, was es verlangte und mit Vergnügen las. Eine jüngere Richtung aber dachte bereits anders und sah in den oben angeführten Merkmalen bedeutende Mängel. So faßte es auch Schiller auf und er verfaßte, von Manso gereizt, das bissige Xenion (Musenalmanach von 1797)[5]):

---

[1]) S. S. 68f.

[2]) Bd. 108, S. 440ff.

[3]) Bd. 45, S. 120ff.

[4]) Vgl. dazu auch das Urteil in der Jenaer allgem. Lit. Zeitung 1791 Nr. 271 S. 49ff. und in dem Göttinger gel. Anz. 1792, I, S. 436ff.

[5]) Die Xenien werden in der Reihenfolge angeführt, wie sie im Musenalmanach für 1797 erschienen. Nur die darin nicht aufgenommenen, auf

Nr. 34:
„Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier nur noch die Stätte
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.“

So mußte Manso unverdienterweise für die Anschauungen des ganzen vergangenen Zeitalters büßen. Es erscheint fraglich, ob Schiller zur Beurteilung von seines Gegners Arbeit die nötigen italienischen Sprachkenntnisse besaß. Wahrscheinlich hat ihn Gries, der 1795 nach Jena kam, auf Mansos Mängel aufmerksam gemacht. Bekanntlich hat Gries nachher eine vortreffliche Übersetzung Tassos geliefert. Auf das Schillersche Xenion und auf eine Stelle in dem Briefe Schillers an Körner vom 4. Okt. 1792, worin es heißt: „Eine schlechte Übersetzung ist die schlechteste aller Schlechtigkeiten“ stützt sich Hedwig Wagner für ihr etwas sehr starkes Urteil über Mansos Werk in dem Buche „Tasso daheim und in Deutschland“, Berlin 1905, S. 221 ff. Sie bekennt zugleich, daß sie Mansos Arbeit nie gesehen habe, da es ihr „trotz der größten Bemühungen“ nicht gelungen sei, ein Exemplar zu erlangen, nennt aber den Übersetzer unter den „inferiorsten Talenten, die sich in dem Streben überboten, die Gerusalemme liberata zu kreuzigen und zu rädern“. Diese Worte könnten den Anschein erwecken, als ob der Verfasser der elendeste Stümper gewesen wäre, der an Tassos Werk geradezu zum Verbrecher ward. H. Wagner hätte noch eine zweite Briefstelle Schillers an Körner anführen können, die Manso doch etwas anders erscheinen läßt. Ein gewisser Hauswald, Archivar in Dresden, hatte Schiller seine Übertragung der Episode von Olinth und Sophronia aus Tasso zur Aufnahme in die „Horen“ übersandt. Als Schiller nichts von sich hören ließ, forderte Hauswald seine Arbeit zurück durch Vermittlung Körners und Schiller schrieb an diesen: „Hauswalds Reimerei will ich suchen lassen. Ich kann sie nicht brauchen, denn gegen ihn ist Manso, der dasselbe übersetzt hat, ein wahrer Phöbus Apollo.“ Wenn auch sonst nichts, so besagen diese Worte doch so viel, daß Manso hoch über die gewöhnlichen Reimer emporragte. Gewiß bezeichnet ihnen gegenüber sein Werk einen erheblichen Fortschritt

Manso sich beziehenden, werden so zitiert, wie sie in den Schriften der Goethe-Ges. Bd. 8 stehen.

sowohl dem Inhalt wie der Form nach. Er hat als erster das „Befreite Jerusalem“ in wohlklingenden Stanzen übersetzt. Nach dem Vorgange von Wieland und Alxinger hat er sich allerdings der freieren Form derselben bedient.

Wie diese bildet er Verse von ungleicher Länge — wir finden solche mit 6, 5 und 4 Füßen — und mischt Anapäste in den jambischen Rhythmus ein. Sie werden meist durch dreisilbige Worte, wie „heilige, ewige“ usw. veranlaßt, z. B.:

I, 58
„Bis das Gerücht vom Zug
Zum heiligen Grab in ihm den Durst nach Taten mehrte.“

Am Anfang des Verses bei starker Betonung eines Wortes kommen auch Trochäen vor, die den Rhythmus umkehren, so Vers I, 82:

„Dankbar erkennen wir des Königes Bemühen.“

Diese Fälle sind jedoch selten. Wir sind freilich heute in dieser Hinsicht strenger geworden und verlangen rein jambischen Rhythmus. Ebenso halten wir an dem abschließenden Reimpaar fest, das bei Manso größtenteils fehlt. Er glaubte aber, abgesehen davon, daß er hierin Vorgänger hatte, sich einen freien Bau um so eher gestatten zu dürfen, weil er der Überzeugung war, daß die strenge Ottava rima der Diktion Eintrag tue und Einförmigkeit hervorrufe. Auch mit dieser Ansicht stand er auf dem Boden seines Zeitalters, das die Übersetzung des ganzen Tasso in echten Stanzen für ein Ding der Unmöglichkeit hielt. Das gewöhnliche Schema lautet: ababcdcd oder wenn das abschließende Reimpaar hinzutritt ab abccdd. Doch finden sich natürlich zahlreiche Variationen wie abbaccdd oder ababcddc oder abbacddc usw. Die Reime sind abwechselnd stumpf und klingend, unreine Reime kommen nicht vor; nur einmal ein gleichartiger wie I, 58:

„Geboren aus dem Schoß der Holden
Sophia ward Rinald am Gardasee Bertholden
Dem Tapferen.“

Nirgends aber merkt man in den fünf Gesängen ein mühsames Suchen nach Reimworten oder eine steife Diktion. Im Gegenteil stellen sich die Reime leicht und ungezwungen ein, und melodisch fließen die Stanzen dahin. Manso zeigt sich in dieser Kunstform als ein geschickter Verskünstler, ebenso wie er bald nachher bei der Übertragung Petrarkischer Sonette ein feines Verständnis für diese ausgesprochen italienische Dichtungsart an den Tag legte.

Die Arbeit am Tasso geriet bald ins Stocken. Infolge der gehäuften Berufsgeschäfte und anderweitiger Tätigkeit mußte sie einstweilen aufgegeben werden, und als Manso nach Ver-

lauf von mehreren Jahren wieder daran ging, war ihm unvermerkt die Lust zur Fortsetzung entschwunden. Zwar erschien noch in Beckers „Erholungen" 1798, Bd. 1 der sechste Gesang in derselben Art wie die vorhergehenden übersetzt, aber bei diesen sechs Gesängen ist es auch verblieben. Dagegen begann er um 1794 etwa mit Studien über Petrarka und versuchte, anfangs mehr zum Zeitvertreib, einzelne ausgewählte Sonette zu verdeutschen. Die Früchte seiner Studien veröffentlichte er 1795 in den „Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie", und als Belege seiner Beobachtungen fügte er die übersetzten Stücke ein. Im ganzen sind es neun Sonette, wozu noch drei Canzonen kamen. Diese Zahl ward später um ein beträchtliches vermehrt, und in den „vermischten Schriften" von 1801 legte er dem Publikum nicht weniger als dreiunddreißig Sonette und fünf Canzonen zur Beurteilung vor.

Wie meist bei den bisher behandelten Übersetzungen, so hat Manso auch dieser ein kurzes Begleitwort zur Klarstellung einiger Punkte vorausgeschickt. Er legt darin die Schwierigkeiten dar, die sich seinen Bemühungen, die Petrarkische Eigenart in der Übertragung wiederzugeben, entgegengestellt haben. Schon in jenem Aufsatz in Sulzers Nachträgen IV, 271 ff. spricht er davon, wie überaus schwer sich die Mischung des Sinnlichen und Metaphysischen in dieser Poesie im Deutschen ausdrücken lasse, und wie das Original in der Übersetzung notwendig verlieren müsse. In dieser Weise hatte sich bereits dreißig Jahre vorher Meinhard in seinem, natürlich auch von Manso benutzten Werke „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter", Braunschweig 1763—64 geäußert.

Auch er spricht von einer Poesie, die lauter Empfindung sei und darum sich so schwer übersetzen lasse und bemerkt an einer andern Stelle: „Was wird aus allen den Schönheiten der Petrarkischen Dichtungen in einer Übersetzung? Witz, starke Gedanken, eine nervöse Schreibart, die mehr denkt als sagt, alles dieses kann ein geschickter Übersetzer ohne großen Nachteil des Originals in eine andere Sprache versetzen. Aber Werke, deren Wirkung meistens von dem Ausdrucke abhängt (und welche Wunder kann der Ausdruck nicht tun), deren Schönheit oft nur darin besteht, daß man eine Sache auf diese und nicht auf eine andere Art sagt, dergleichen Werke scheinen keine Übersetzung zu erlauben."

Wortbeziehungen wie nicht minder die gänzlich undeutsche Wortstellung, — Mängel, auf die kurz vor ihm auch Herrmann „De metris poetarum Graecorum et Romanorum" S. 277 hingewiesen hatte. Abgesehen von jenen Unzulänglichkeiten aber zeigte Voß' Übersetzung im ganzen genommen doch, daß es ein höheres Ideal als das bisherige gebe; und das war ja auch ihr eigentlicher Zweck. Was er hier bereits praktisch durchgeführt hatte, das setzte er theoretisch in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache", Königsberg 1802, auseinander, in der er der deutschen Prosodie festere Regeln gab, als sie bisher hatte. Besonders wichtig darin ist das Kapitel über die sogenannten Mittelsilben, von deren Stellung im Satze es abhängt, ob sie stark oder schwach betont sind. Die Bedingungen und Möglichkeiten für beide Fälle sind von Voß in einer Reihe von Beispielen genau erörtert worden.

Die jüngere Generation ergriff Vossens Gedanken mit einem wahren Feuereifer und verehrte ihn als ihren Meister. Die dem alten Ideal huldigten, suchten sich, als sie ihren Stern immer mehr sinken sahen, begreiflicherweise zu wehren und ihre so lange bewährten Grundsätze zu verteidigen. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ging voran und einer ihrer Mitarbeiter richtete, nachdem er aber vorher ausdrücklich versichert hat, daß er sich zu den neuen Grundsätzen bekenne, einen heftigen Angriff gegen die Voßsche Georgika (Bd. 41, S. 18 ff.). Von einem andern anonymen Rezensenten ward der Musenalmanach desselben Autors einer gründlichen Kritik unterzogen; der Verfasser stellt darin die Übersetzung eines Idylls aus Bion von Voß derjenigen Mansos entgegen und bemerkt, indem er die sonstige Beurteilung dem Publikum überläßt: „Wäre man nicht schon durch eine Menge Arbeiten dieses Dichters in demselben Geschmack mit seiner seltsamen Manier bekannt, so würde man sich kaum des Lachens bei Betrachtung der Ängstlichkeit, mit welcher er nach griechischen Konstruktionen und nach Etymologien hascht, enthalten können. Die deutsche Sprache soll durchaus die Sklavin der griechischen werden."

Wie stellte sich nun Manso zu diesen Neuerungen? Wir wissen, daß er seinerzeit bei der Übersetzung der griechischen Idyllen den Hexameter Vergils anwandte, anstatt des eigentlichen bukolischen Verses. Dies mußte er zufolge der neuen Grundsätze, nach denen der Übersetzer das Versmaß des Originals nicht ohne Not aufgeben durfte, als einen Fehler erkennen. Er nahm jetzt diese Übersetzung wieder vor und unter-

Spröden Sinn erweichen, stolzen überwinden,
Eine Silberstimme, die das Herz erfreut;

Augen, deren Strahlen Gram und Freude senden,
Dem die Seele schenken, jenem sie entwenden,
Die den Abgrund spalten und die Nacht zerstreun;

Worte, die den Weisen, eh' er's wähnt, betören,
Und gepaart mit Seufzern, ihn Empfindung lehren,
Seht an mir die Wunder dieser Zauberein.

Wie der Leser sieht, hat Manso zwar in den beiden Quartetten, aber nicht in den Terzetten die Reimstellung des Originals nachgebildet. Er bedient sich vielmehr der im französischen Sonett beliebten Form des Terzetts ccd eed; doch ändert sich in den übrigen Stücken diese Stellung zumeist und wir haben das Schema cdd cee oder cdc dee mit einem abschließenden Reimpaar, einige Male jedoch auch die Form ccd ede.

Dagegen haben die Quartette stets umarmende Reime abba, a und b abwechselnd stumpf und klingend. Der Rhythmus ist fast durchweg jambisch, nur in zwei Fällen hat er den Trochäus angewandt. Die Canzonen haben ebenfalls streng jambischen Rhythmus, dagegen ist in den Strophen die Reimstellung völlig frei und von der ursprünglich italienischen abc bac cd ee dff ganz abweichend. Wir finden in den fünf Canzonen nicht weniger als vier verschiedene Formen: 1. aa bccb deed ffgg, 2. abba cddc effg, 3. aa bccb dd effe, 4. aa bccb dede ff. Die veränderte Zahl der Verse ist dadurch hervorgerufen, daß manchmal zwei Verse in einen verkürzt sind. In der Regel haben die Zeilen eine verschiedene Länge, doch sinkt die Anzahl der Silben nie unter acht.

Die metrischen Abweichungen, die Manso sich bei der Form seiner Sonette erlaubte, rechtfertigt er selbst in der Vorrede, indem er sagt: „Wenn ich acht- oder neunmal die Form, nicht die Reime des Sonettes wiedergegeben habe, so geschah es, weil ich glaubte, daß der eigentümliche Ausdruck, die poetische Wendung und die Fülle und Ründe des Perioden (Forderungen, die unsere künstlichsten Nachahmungen gerade am meisten unerfüllt lassen) doch mehr wert sei, als vier gleichklingende Endsilben. Dies nicht zur Rechtfertigung, nur zur Schutzwehr gegen die Rigoristen unter den Übersetzern. Sie werden meine Versuche gründlich kritisieren: ich mache mich anheischig, die ihrigen mit derselben Gründlichkeit zu behandeln."

L'andar celeste e 'l vago spirto ardente,
Ch'ogni dur rompe ed ogni altezza inchina;

E que belli occhi, che i cor fanno smalti,
Possenti a rischiarar abisso e notti,
E tôrre l'alme a' corpi e darle altrui;

Col dir pien d'intelletti dolci ed alti;
Coi sospiri soavemente rotti
Da questi magi trasformato fui.

Wortbeziehungen wie nicht minder die gänzlich undeutsche Wortstellung, — Mängel, auf die kurz vor ihm auch Herrmann „De metris poetarum Graecorum et Romanorum" S. 277 hingewiesen hatte. Abgesehen von jenen Unzulänglichkeiten aber zeigte Voß' Übersetzung im ganzen genommen doch, daß es ein höheres Ideal als das bisherige gebe; und das war ja auch ihr eigentlicher Zweck. Was er hier bereits praktisch durchgeführt hatte, das setzte er theoretisch in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache", Königsberg 1802, auseinander, in der er der deutschen Prosodie festere Regeln gab, als sie bisher hatte. Besonders wichtig darin ist das Kapitel über die sogenannten Mittelsilben, von deren Stellung im Satze es abhängt, ob sie stark oder schwach betont sind. Die Bedingungen und Möglichkeiten für beide Fälle sind von Voß in einer Reihe von Beispielen genau erörtert worden.

Die jüngere Generation ergriff Vossens Gedanken mit einem wahren Feuereifer und verehrte ihn als ihren Meister. Die dem alten Ideal huldigten, suchten sich, als sie ihren Stern immer mehr sinken sahen, begreiflicherweise zu wehren und ihre so lange bewährten Grundsätze zu verteidigen. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ging voran und einer ihrer Mitarbeiter richtete, nachdem er aber vorher ausdrücklich versichert hat, daß er sich zu den neuen Grundsätzen bekenne, einen heftigen Angriff gegen die Voßsche Georgika (Bd. 41, S. 18 ff.). Von einem andern anonymen Rezensenten ward der Musenalmanach desselben Autors einer gründlichen Kritik unterzogen; der Verfasser stellt darin die Übersetzung eines Idylls aus Bion von Voß derjenigen Mansos entgegen und bemerkt, indem er die sonstige Beurteilung dem Publikum überläßt: „Wäre man nicht schon durch eine Menge Arbeiten dieses Dichters in demselben Geschmack mit seiner seltsamen Manier bekannt, so würde man sich kaum des Lachens bei Betrachtung der Ängstlichkeit, mit welcher er nach griechischen Konstruktionen und nach Etymologien hascht, enthalten können. Die deutsche Sprache soll durchaus die Sklavin der griechischen werden."

Wie stellte sich nun Manso zu diesen Neuerungen? Wir wissen, daß er seinerzeit bei der Übersetzung der griechischen Idyllen den Hexameter Vergils anwandte, anstatt des eigentlichen bukolischen Verses. Dies mußte er zufolge der neuen Grundsätze, nach denen der Übersetzer das Versmaß des Originals nicht ohne Not aufgeben durfte, als einen Fehler erkennen. Er nahm jetzt diese Übersetzung wieder vor und unter-

metrische Gesetze forderte, längst in Deutschland gab. Ihr Haupt war Voß, dessen Odyssee 1781 zum erstenmal zeigte, daß große Treue mit einer geschmackvollen Sprache wohl vereinbar sei, und die das Versmaß des Originals in allen seinen Feinheiten nachzuahmen suchte. Wenn sie auch noch mancherlei Härten aufwies, so hat sie doch die Grundsätze der älteren Richtung ins Wanken gebracht. Freilich hat Voß später in der Umarbeitung in dem übertriebenen Bestreben, alle Feinheiten des griechischen Originals wiederzugeben, sich zu unzulässigen Wortbildungen und zur Mißachtung der gewöhnlichsten Wortfolge verleiten lassen. Indem er dadurch gegen den Genius der deutschen Sprache verstieß, schmälerte er selbst sein bereits erworbenes Verdienst. 1783, also gleichzeitig mit Mansos Übersetzung erschien dann im „Deutschen Museum“ vom März S. 10 ff. der Anfang seiner Verdeutschung von Vergils Georgika. Diese Dichtung ward im vorletzten Dezennium des 18. Jahrhunderts förmlich zum Versuchsobjekt; kamen doch von 1783—1789 nicht weniger als sechs Übertragungen derselben, drei in Versen und drei in Prosa, ans Tageslicht. Voß will seine Hexameter nicht als Probe einer Übersetzung des Ganzen, sondern nur als einen Versuch angesehen wissen, inwieweit sich die Eigentümlichkeit von Vergils Sprache und Versbau im Deutschen erreichen lasse. „Ich finde dieses sehr schwer,“ sagt er, „und wundre mich, daß es andere so leicht finden, oder sich vielmehr so leicht machen.“

Der Vorwurf, den Manso, allerdings nicht unmittelbar, Voß macht, daß das ständige Bestreben alle Nuancen von Virgils Sprache und Vers nachzuahmen, ihn zur Verletzung des Sprachgebrauchs geführt habe, läßt sich nicht abweisen. Das Haschen nach Spondeen verleitete ihn, wie Minor in seiner neuhochdeutschen Metrik dargetan hat, zur Häufung der Komposita und einsilbigen Worte im Versschluß. Mit diesem Streben hängt auch das öftere Vorkommen von versetzter Betonung, sowie die häufige Anwendung von Partizipialkonstruktionen zusammen, welch letztere die deutsche Sprache nicht verträgt, weil sie nicht wie die lateinische vermittelst der Flexionen den Bezug der Sätze bestimmter angeben und dadurch den Sinn erleichtern kann. Wie Manso urteilt auch A. W. Schlegel in seinen „Charakteristiken und Kritiken“ II, 97 über Voß' „Homer“. Er lobt zwar die getreue Wiedergabe des Inhalts, den treffenden Ausdruck und die Heranziehung des älteren deutschen Sprachschatzes und hebt des Übersetzers Verdienste um die Metrik hervor, tadelt aber ebenfalls scharf die unzulässigen Zusammensetzungen (besonders der Beiwörter), die grammatisch unrichtigen Wortfügungen und

Wortbeziehungen wie nicht minder die gänzlich undeutsche Wortstellung, — Mängel, auf die kurz vor ihm auch Herrmann „De metris poetarum Graecorum et Romanorum" S. 277 hingewiesen hatte. Abgesehen von jenen Unzulänglichkeiten aber zeigte Voß' Übersetzung im ganzen genommen doch, daß es ein höheres Ideal als das bisherige gebe; und das war ja auch ihr eigentlicher Zweck. Was er hier bereits praktisch durchgeführt hatte, das setzte er theoretisch in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache", Königsberg 1802, auseinander, in der er der deutschen Prosodie festere Regeln gab, als sie bisher hatte. Besonders wichtig darin ist das Kapitel über die sogenannten Mittelsilben, von deren Stellung im Satze es abhängt, ob sie stark oder schwach betont sind. Die Bedingungen und Möglichkeiten für beide Fälle sind von Voß in einer Reihe von Beispielen genau erörtert worden.

Die jüngere Generation ergriff Vossens Gedanken mit einem wahren Feuereifer und verehrte ihn als ihren Meister. Die dem alten Ideal huldigten, suchten sich, als sie ihren Stern immer mehr sinken sahen, begreiflicherweise zu wehren und ihre so lange bewährten Grundsätze zu verteidigen. Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" ging voran und einer ihrer Mitarbeiter richtete, nachdem er aber vorher ausdrücklich versichert hat, daß er sich zu den neuen Grundsätzen bekenne, einen heftigen Angriff gegen die Voßsche Georgika (Bd. 41, S. 18 ff.). Von einem andern anonymen Rezensenten ward der Musenalmanach desselben Autors einer gründlichen Kritik unterzogen; der Verfasser stellt darin die Übersetzung eines Idylls aus Bion von Voß derjenigen Mansos entgegen und bemerkt, indem er die sonstige Beurteilung dem Publikum überläßt: „Wäre man nicht schon durch eine Menge Arbeiten dieses Dichters in demselben Geschmack mit seiner seltsamen Manier bekannt, so würde man sich kaum des Lachens bei Betrachtung der Ängstlichkeit, mit welcher er nach griechischen Konstruktionen und nach Etymologien hascht, enthalten können. Die deutsche Sprache soll durchaus die Sklavin der griechischen werden."

Wie stellte sich nun Manso zu diesen Neuerungen? Wir wissen, daß er seinerzeit bei der Übersetzung der griechischen Idyllen den Hexameter Vergils anwandte, anstatt des eigentlichen bukolischen Verses. Dies mußte er zufolge der neuen Grundsätze, nach denen der Übersetzer das Versmaß des Originals nicht ohne Not aufgeben durfte, als einen Fehler erkennen. Er nahm jetzt diese Übersetzung wieder vor und unter-

zog sie nach Sprache und Versbau einer sorgfältigen Umarbeitung. Selbstverständlich war er genötigt, in einem Vorwort sich mit Voß und seinen Forderungen auseinanderzusetzen. Es muß nun die Freimütigkeit anerkannt werden, mit der der Freund und aufrichtige Förderer der Wissenschaft, — denn das war Manso, — einerseits seine früheren Fehler eingesteht, anderseits seine einmal gewonnene Überzeugung zu verteidigen sucht. Gleich im Anfange bezeichnet er die Anwendung des Vergilischen Hexameters bei Bion und Moschus als einen argen Mißgriff; dadurch sei nämlich die Schwierigkeit entstanden, weder ein zur Urschrift passendes nach dem Genius der deutschen Sprache zusagendes Silbenmaß streng durchzuführen. Ohne Umschweife gibt er zu: „Ich gab zwar ebenso viele Verse wie im Griechischen, allein ich ging nur zu oft von dem einen in den andern über, zog hier zusammen und dehnte dort aus, und sah mir bald noch mehrere Freiheiten nach, oder führte sie, aufrichtig zu reden, geflissentlich herbei. Wo ich mich den Worten hätte anschmiegen können und sollen, begnügte ich mich, den Sinn auszudrücken; wo mir das gebrauchte Bild mißfiel, vertauschte ich es mit einem andern; wo mir die Farben zu matt schienen, trug ich sie stärker auf. So entstand eine Übersetzung, die, nicht ohne Wohlklang, den Text im ganzen wiedergab, allein von seiten der Wahrheit, Natürlichkeit und Gewissenhaftigkeit gar vieles zu wünschen übrig ließ.“ Er legt nun des weiteren seine Auffassung von der Treue, deren sich der Übersetzer befleißigen soll, dar, so wie sie sich im Laufe der Zeit bei ihm gebildet hat, und fährt fort: „Erfahren soll man durch eine Übersetzung nicht bloß, was ein Schriftsteller in einer fremden Sprache empfunden und gedacht, nein auch, auf welche Art er das Empfundene und Gedachte mitgeteilt, in welchen Formen er es andern mitgeteilt hat. Eben weil an der Form der Mitteilung soviel liegt, gehört es unter die wesentlichen Vorzüge einer Sprache, fremde Dichterwerke nicht nur in Versen, sondern in den Versarten, in denen sie geschrieben wurden, wiedergeben zu können.“

Von allen europäischen Sprachen, ausgenommen die polnische, hält Manso die deutsche Sprache für Übersetzungen fremder Dichterwerke am geeignetsten wegen ihrer ungemeinen

grammatischen und rhythmischen Biegsamkeit[1]). Seine früheren Arbeiten seien lediglich Versuche gewesen, ob man nicht diese doppelte Biegsamkeit noch erhöhen und vornehmlich von den Dichtern der Griechen und Römer noch genauere Nachbildungen erhalten könne als bisher. Voß' Bemühungen auf sprachlichem Gebiete, seine Neuschöpfungen erkennt er dankbar an. Freilich macht er bezüglich der erwähnten Punkte (s. S. 43) eine Einschränkung und nennt den Homer einen mühsam gebesserten; ebenso findet er im Vergil und Horaz von Voß trotz fleißiger Anwendung der Feile noch zahlreiche Härten. Aber im Grunde ist doch das meiste, was er von seinem großen Mitstreiter sagt, nur lobender Art. Bei allen Zugeständnissen aber, die er bisher gemacht hat, hält er an der Auffassung fest, daß kein fremder Dichter nach all seinen Eigenheiten in Sprache und Versbau übertragen werden könne, und verwahrt sich nachdrücklichst gegen jene Art, die fremde Sprache durchaus wörtlich und in allen ihren Schattierungen wiederzugeben. Seine Vorwürfe sollen aber, wie er wiederholt erklärt, nicht Voß treffen, sondern sich nur gegen dessen vermeintliche Parteigänger richten, welche die Sprache, statt sie frei zu machen, in Wirklichkeit in Fesseln schlügen, statt sie neu zu beleben, des Lebens beraubten.

Damit hatte Manso gar nicht so unrecht. Denn es gab in der Tat Männer, die glaubten, in den Bahnen Voß' zu wandeln, wenn sie möglichst wörtlich übersetzten, die aber die eigne Muttersprache darüber ganz vernachlässigten. Er hält diesen das Beispiel der Römer entgegen: „Schon diese vermochten nicht, in ihrer Sprache, der Tochter der griechischen, alles nachzusagen, was und wie es der Mutter beliebte; und der Deutsche sollte das Wagestück mit Glück und des Altertums beiden Sprachen bestehen können?" Eine solche Treue ist für ihn keine, sondern „wahre Treue, erklärt er, besteht offenbar nicht darin, daß man bei Vergleichung der Urschrift und Nachschrift mit Erstaunen wahrnehme, daß endlich doch das Deutsche in seinen Ausdrücken und Wortstellungen sich

[1]) Dieselbe Ansicht vertritt der Rezensent der Horen in der Allg. Lit. Zeitung bei Gelegenheit v. Goethes römischen Elegien. S. Braun: „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen" unter Schiller II, 89. Ebenso W. Schlegel „Charakteristiken und Kritiken".

dem Griechischen und Römischen habe fügen müssen und selber das Befremdendste in jenen eine Art von Entschuldigung in diesem finde, sondern darin, daß wenigstens den Gelehrten und Kenner die Übersetzung ganz so anspreche, wie die Urschrift, daß er für die Redeformen, Wendungen und Bilder der letztern einen vollkommenen Ersatz in der erstern erhalte und ihn weder Unverständlichkeit, noch Ungelenkheit und Steifheit an eine Nachbildung erinnere."

Sowie Manso auf die Metrik zu sprechen kommt, rühmt er Vossens Kunstsinn, der mit Einsicht die versteckten Feinheiten des griechischen und römischen Silbenmaßes herausgefühlt habe. Aber, fährt er fort, „nimmt man dies auch in den Bestrebungen derer wahr, die jeden Anapäst im Jambus und jeden Spondeus im fünften Gliede des Hexameters als bedeutende Wortfüße im Deutschen nachkünsteln zu müssen glauben?" Hierin liegt zweifellos auch ein versteckter Hieb auf Voß, denn er war es ja gerade, der, wie später Apel in seiner „Deutschen Metrik" 1814, den Spondeus an dieser Stelle, namentlich wenn der letzte Fuß einen fallenden Spondeus enthielt, für besonders schön und kräftig bezeichnete. Wieder weist er auf das Beispiel der Römer hin. Auch Vergil habe von seinem Vorbilde Theocrit bei weitem nicht so häufig den bukolischen Hexameter übernommen, weil er der lateinischen Sprache nicht so gemäß sei. So lasse er eine Eigentümlichkeit des bukolischen Hexameters stets außer acht, nämlich die weibliche Caesur im dritten Versfuße. Einen Vers wie

„ὠδᾶς ἄρχεο πρᾶτος, ἐφεψάσθω δὲ Μενάλκας"

gebe er wieder mit

incipe, Damoeta; tu deinde sequere Menalca

(männliche Caesur im dritten Fuße). Aus diesem Grunde und weil er ein Festlegen auf bestimmte Caesuren im Deutschen nicht zugeben konnte, polemisiert er auch gegen den Grafen von Finkenstein, der in seinem Buche „Arethusa, oder über die bukolischen Dichter", Berlin 1806, als spezifisches Merkmal des bukolischen Hexameters die Caesur nach der 1. Thesis des 5. Dactylus herausgefunden zu haben glaubte und vor allem wegen der Symmetrie der Versreihen, die der Idyllendichtung einen eignen Reiz verleihe, empfahl. Er sagt dazu: „Billig

[illegible]

[illegible]

Greis aber sprach, den Kopf schlau schüttelnd: „Hüte dich Knabe,
Vor der Jagd und des Vogels Besitz und scheuch ihn nicht länger.
Schlimm ist das Tier. O fleuch, fleuch weit, und preise dich glücklich,
Daß du den Flüchtling nicht fingst. Von selber wird er, ich wette,
Bist du zum Manne gereift, so furchtsam er itzt dir enteilet,
Dann sich nahn und ein Nest auf deinem Kopfe sich bauen.“

Schüttelte lächelnd das Haupt und erwiderte dieses dem Knaben:
„Stehe du ab von dem Fang und strebe nicht mehr nach dem Vogel.
Fliehe vor ihm! Denn schlimm ist das Tier, und glücklicher bist du,
Wenn du nimmer es fängst. Gelangst du zur Größe des Mannes,
Dann wird dieser, der jetzt auffleucht und entflattert, von selber
Unerwartet sich nahn und auf der Scheitel dir sitzen.“

Ἰξευτὰς ἔτι κῶρος, ἐν ἄλσεϊ δενδράεντι
Ὄρνεα θηρεύων, τὸν ἀπότροπον εἶδεν Ἔρωτα,
Ἑσδόμενον πύξοιο ποτὶ κλάδον. ὡσ δ᾽ ἐνόασσε,
Χαίρων ὥνεκα δὴ μέγα φαίνετο τὤρνεον αὐτῷ,
Τὼς καλάμως ἅμα πάντας ἐπ᾽ ἀλλάλοισι συνάπτων,
Τᾷ καὶ τᾷ τὸν Ἔρωτα μετάλμενον ἀμφεδόκευεν.
Χὠπαῖς ἀσχαλάων, ἕνεχ᾽ οἱ τέλος οὐδὲν ἀπάντη,
Τὼς καλάμως ῥίψας ποτ᾽ ἀροτρέα πρέσβυν ἵκανεν,
Ὅς νιν τάνδε τέχναν ἐδιδάξατο· καὶ λέγεν αὐτῷ,
Καὶ οἱ δεῖξεν Ἔρωτα καθήμενον, αὐτὰρ ὁ πρέσβυς
Μειδιάων κίνησε κάρη, καὶ ἀμείβετο παῖδα·
Φείδεο τὰς θήρας μηδ᾽ ἐς τόδε τὤρνεον ἔρχεν·
Ψεῦγε μακράν· κακὸν ἐντὶ τὸ θηρίον· ὄλβιος ἐσσῇ
Εἰσόκα μή νιν ἕλῃς, ἢν δ᾽ ανέρος ἐς μέτρον ἔλθῃς
Οὗτος ὁ νῦν φεύγων καὶ ἀπάλμενος, αὐτὸς ἀφ᾽ αὐτῷ
Ἐλθὼν ἐξαπίνας κεφαλὰν ἐπὶ σεῖο καθίξει

Manso hat demnach in der Umarbeitung nicht nur wortgetreuer übersetzt — eine ganze Anzahl von Worten war früher gar nicht berücksichtigt — er hat auch den Versuch gemacht, den Ton des Originals durch bestimmte Wendungen und Bilder wiederzugeben. Durch den mannigfaltigen Wechsel der Wort- und Versfüße ist es ihm gelungen, einen bewegteren Rhythmus und damit mehr Leben in das Ganze zu bringen. Die vielen Trochäen sind verschwunden; an ihre Stelle sind größtenteils der Spondeus und der Dactylus getreten. Insbesondere aber ist das Zusammenfallen von Wortfuß und Caesur, wie es im ersten Schema Vers 7, 9 und 11 der Fall war (Trochäus vor der Caesur), und somit die lästige Einförmigkeit der Versreihen vermieden worden. Die reiche Gliederung durch die abwechselnd männlichen und weiblichen, dem Griechischen nach-

gebildeten Caesuren hat den Versrhythmus ebenfalls nicht wenig gehoben. Allerdings ist die gerade im bukolischen Hexameter beliebte Caesur nach dem vierten Dactylus nur einmal Vers 10 vertreten. Alles in allem bedeutet seine Umarbeitung einen wesentlichen Fortschritt gegenüber seinen früheren Leistungen und ein merkliches Zugeständnis an die neuen Grundsätze, wenn man auch im einzelnen noch manches anders wünschen möchte. Dasselbe kann man auch von den im Anhange gegebenen Idyllen Theocrits sagen: das Liebesgespräch (Id. 17) z. B. ist sehr schön übersetzt. Meines Empfindens hatte daher der von Goethe ans Weimarer Gymnasium berufene und auch mit Schiller befreundete Direktor und Professor Passow unrecht, wenn er, zunächst anonym, in der Jenaer Lit.-Zeitung vom Januar 1808, Nr. 14 und 15 die Umarbeitung lediglich eine Verschlechterung nennt und Manso den Vorwurf macht, daß er frivol und gedankenlos verfahren sei. Das anfänglich gespendete Lob mußte dieser daher als Hohn auffassen, und da Passow fortwährend auf Voß als Muster hingewiesen hatte, so zeigte Manso in seiner Entgegnung in der „Hallischen allgemeinen Lit.-Zeitung" 1808, I, S. 606 ff. an Voß die Steifheit und Undeutschheit des Ausdrucks. Im übrigen wies er Passows Anschuldigungen sachlich und mit Würde zurück, machte aber die spottende Bemerkung, der Rezensent müsse wohl in Voß' Diensten stehen, da er ihn so warm verteidige. Gegen diese Herausforderung protestierte P.[1]) im Intelligenzblatt der „Jen. Lit.-Zeit." und erging sich in demselben heftigen und groben Tone, wie ihn seine Schriften später in den Breslauer Turnstreitigkeiten trugen. Manso fand es unter seiner Würde, darauf zu antworten. Ohne sein Zutun übernahmen die „Bibliothek der redenden und bildenden Künste", Bd. V, St. 1, S. 88 ff., und die „Allgem. Lit.-Zeit.", 1809, Nr. 235 und 236, seine Verteidigung. Scherzhaft nannte er hinterher den streitbaren Gegner, als er von dessen Berufung nach Breslau in einem Briefe an Böttiger vom 25. März 1815 berichtete, „seinen strengen Kritikus".

---

[1]) Es ist dies derselbe Passow, der 1826 nach Mansos Tode ihm in der Aula der Universität eine so schöne Gedächtnisrede hielt und darin unbefangen seine Verdienste um die Wissenschaft hervorhob und gerade seine Übersetzungen rühmte.

Wie in der oben besprochenen Vorrede so hat Manso auch später einen ausgleichenden Standpunkt zwischen den extremen Forderungen der älteren und jüngeren Richtung eingenommen. Er blieb bei der Überzeugung, daß man in der Wiedergabe der verschiedenen Dichtungsarten durchaus einen Unterschied machen müsse. Indem er immer wieder den verschiedenen Bau der griechischen, lateinischen und der deutschen Sprache in Betracht zog, verwarf er die starre Nachahmung des Originals und hielt fest daran, daß man dem Übersetzer doch mehr Freiheiten gestatten müsse, als Voß und seine Schule dies wollten. Die Zeitschrift „Hermes" brachte noch 1821 Mansos Rezension[1]) der Übersetzung der Hymnen des alexandrinischen Dichters Callimachus von Schwenk. In ihr nahm er noch einmal Gelegenheit, seine Gedanken über eine kunstverständige Übersetzung klar und bestimmt zu entwickeln. Er gibt zunächst einen geschichtlichen Überblick über die durch Voß hervorgerufene Bewegung und erklärt sich mit dessen Grundsätzen im allgemeinen einverstanden. Er lobt die Übersetzung der Oden des Horaz, findet dagegen, daß die Wiedergabe des heiteren, schalkhaften Tones der Episteln und Satiren wenig gelungen sei. Dann erörtert er wieder seine von uns schon mitgeteilte Ansicht von der Treue, deren sich der Übersetzer befleißigen solle, und macht sich im Anschluß daran lustig über Schwenks ängstliches Anklammern an das Griechische und die Vergewaltignug der deutschen Sprache (und das mit Recht), und spottet über die übertriebene Anwendung der Lautmalerei, wie er sie seinerzeit schon an Voss gerügt hatte. Seine Ausstellungen gipfeln in dem vielsagenden Satze: „Mag immerhin der Geist verflogen sein; wenn der Körper gerettet ist, hat es mit der Verflüchtigung des erstern nicht viel auf sich."

Dieser Ausspruch aber traf doch nur auf einzelne ge-

---

[1]) Diese Rezension ist zwar ohne Namensunterschrift, aber ohne Zweifel Manso zuzuweisen. Denn erstens vertritt sie ganz und gar seine Anschauungen, wie man sehen wird, und zweitens ist sie mit den Buchstaben P. E. unterzeichnet. Dieses Signum trägt außer zwei andern Rezensionen noch eine dritte in derselben Zeitschrift über F. v. Raumers „Vorlesungen über alte Geschichte", die Manso in einem Briefe an R. vom 24. Mai 1821 ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichnet. Zu diesen Beweisen kommt noch die Gleichheit in Sprache und Stil mit anderen Schriften.

schmacklose Kopisten zu, deren Übersetzungen freilich von dem Geiste des Altertums nicht viel zeigten, führende Geister wie Voß, Gries, Schlegel u. a. hatten durch ihre Werke bewiesen, daß gerade bei geschickter Anwendung der neuen Methode sich der antike Geist oder jener fremder nationaler Dichtungen mit schöner Form und Sprache vereinigen lasse. Der Erfolg und die Zustimmung urteilsfähiger Männer gab ihnen recht. Manso verstand unter dem Geist doch mehr die freiere, wenn auch geistvolle Wiedergabe nach Inhalt und Sprache. Aber damit hatte er wohl einer früheren Periode genug getan, die nachfolgende verlangte mehr als eine solche rein künstlerische Auffassung. Wir werden daher nicht im Zweifel sein, wie wir eine der Zeit nach viel frühere lateinische Übersetzung der Bruchstücke des griechischen Epigrammatikers Meleager (1789, Jena) beurteilen sollen, bei der es ihm ebenfalls mehr auf das äußere schillernde Gewand, den Bau zierlicher lateinischer Verse, ankam. Die kurzen in sich abgeschlossenen Gedichte des Griechen boten ihm die beste Gelegenheit, seine Gewandtheit und Belesenheit in den lateinischen Dichtern zu zeigen. Wo der Inhalt es nicht erlaubte, oder die Mühe sich nicht lohnte, unterblieb die lateinische Übersetzung. Daneben war zwar die Herstellung eines sorgfältigen kritischen Textes wichtig, — eine Aufgabe, die Manso voll und ganz gelöst hat, — aber doch von untergeordneter Bedeutung, ebenso wie die strenge Wiedergabe des Inhalts. Vielleicht wäre auch er bei weiterer Beschäftigung auf diesem Felde der Wissenschaft ins neue Lager übergegangen. Damals jedoch lag der Schwerpunkt seiner Tätigkeit bereits auf einem andern Gebiete — der Mythologie.

Mythologische Schriften.

Dieser Zweig der gelehrten Altertumsforschung war bis dahin noch wenig bearbeitet worden. Die Werke der älteren Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts waren eigentlich nur mehr oder weniger gute Materialsammlungen; denn in ihnen waren die seltsamsten Fabeln über die alten Götter in bunter Reihenfolge zusammengetragen. Die Frage nach der Bedeutung derselben für die alte Geschichte und Philosophie war nicht einmal angeschnitten, geschweige denn beantwortet. Bahn-

brechend wirkte auch hier wieder der Neuhumanismus und unter seinen Vertretern namentlich Heyne in Göttingen, der in seinen Vorlesungen über Mythologie die alten Sagen nach Zeit, Ort und Dichtungsarten unter Heranziehung der gesamten Literatur des klassischen Altertums erörterte und in seinen Noten zum Apollodor zunächst einmal ihre Darstellung in einem Handbuche wünschte.

Die Anwendung der Heyneschen Grundsätze machte sein Schüler Gottfried Herrmann, der in seinem „Handbuche der Mythologie" eine Übersicht der wichtigsten Sagen nach Homer und Hesiod gab. Heyne lobte in zwei Vorreden Anlage und Ausführung des Ganzen, rühmte den Fleiß des Verfassers und erklärte sich auf diese Weise mit dem in zwei Bänden 1787 und 1790 erscheinenden Werke einverstanden. Dieses fand später an Voß („Mythologische Briefe", Königsberg 1794) einen unerbittlichen Kritiker. In erster Reihe verwarf er die Einteilung der Mythen nach dem Lokal und den Dichtungsarten als unzulänglich, ja falsch; die nach der Zeit bezeichnet er zwar im ganzen als richtig, nannte sie aber durchaus nicht neu, da sie schon früher angewandt worden sei. Als zweiten Fehler rügte er die Heranziehung von nur zwei, wenn auch sehr wichtigen Werken des Altertums und erklärte eine Darstellung, die nicht auf allen in Betracht kommenden antiken Quellen fuße, für wertlos. Am schärfsten aber wandte er sich gegen die durch das ganze Handbuch Herrmanns sich hindurchziehende allegorische Erklärungsart der Sagen auch für die jüngeren Perioden griechischer Kultur. In diesem Tadel stimmt er mit Moritz überein, der in der Vorrede zu seiner Götterlehre dieses Verfahren ebenfalls für unstatthaft erklärt. H. deutet nämlich jede einzelne Handlung, die die hellenischen Urgottheiten als Personen ausüben, lediglich aus den Eigenschaften ihres Grundwesens, mit andern Worten, er sieht in jedem Ausdruck einen versteckten Sinn, sucht alle Punkte bestimmt zu erklären und so eine Art Philosophem herzustellen. Demgegenüber betonte Voß mit Recht, daß höchstens für die früheste Zeit allegorische Deutung zulässig sei, daß dagegen die ursprünglich personifizierten Naturkräfte oder Sinnbilder sittlicher Vorstellungen nachher als selbständige Wesen, und nicht mehr nach dem Begriffe, der mit ihnen anfangs verbunden war,

[illegible] n. Die Schärfe seiner Feder zeichnet sich natürlich auch [illegible] gegen Heyne selbst, in vielen Fällen, wie nachgewiesen ist, ganz mit Unrecht.

Manso ist nun in mancher Hinsicht wie Hermann der Schüler Heynes. Er macht immer auf Verschiedenheiten bei [illegible] und Lyrikern aufmerksam, doch wird daraus kein [illegible] der Darstellung wie in Hermanns „Mythologie der griechischen Lyriker". Auch Manso berücksichtigt die Örtlichkeiten bei der Sagenbildung, aber nur, um die räumliche Ausdehnung des Mythus zu zeigen, nicht um bestimmte Schlüsse daraus zu ziehen. Hat er nun auf diese Weise die beiden Klippen, an denen Hermann scheiterte, trotz mancher Abhängigkeit von Heyne umschifft, so nähert er sich in den beiden folgenden Punkten ganz den Forderungen von Voß. Lange vor den mythologischen Briefen hat Manso bereits in den beiden Abhandlungen „Über die Horen" und „Über die Grazien" ([illegible]) mit richtigem Verständnis für die [illegible] Natur des Menschen die Erzählungen von den Gottheiten [illegible] für die älteste Zeit als Symbole aufgefaßt und dann jedesmal an der Hand der Dichter die Zeit angegeben, wann etwa der Übergang zur Annahme selbständig handelnder Wesen eintrat. Der andere Punkt betrifft die eigentliche Darstellung. Diese ist [illegible], baut sich auf dem umfangreichsten Material auf, und entspricht somit ganz besonders den späteren Forderungen der mythologischen Briefe. Sie ist der beste Beweis für die gründliche Forschung und umfangreiche Kenntnis der Literatur des Verfassers.

Ich habe diese gemeinsamen charakteristischen Merkmale hier im Zusammenhange hervorgehoben, um bei der Betrachtung des Inhalts und der besonderen Erscheinungen keine Unterbrechung durch Hinweisen auf das Allgemeine eintreten lassen zu müssen. Die Untersuchungen Mansos betreffen durchweg einzelne Gegenstände, die er aber gerade deswegen um so umfassender behandelt. Das gilt schon von den genannten beiden Abhandlungen über die Horen und Grazien, die einen schwachen Quartband füllen. Der Inhalt der ersteren ist in wenigen Worten folgender:

Aus Homer und Hesiods Theogonie weist Manso den ursprünglichen [illegible] der Horen als „Jahreszeiten" nach. Den Ausdrücken bei Pindar.

Plutarch, Lucian zufolge, erscheint es ihm zweifellos, daß man mit dem Worte ὥρα hauptsächlich die junge Jahreszeit, den Frühling, bezeichnet habe. Aus diesem Begriff der Jugend habe sich dann folgerichtig jener der Schönheit entwickelt. Aus dem bloßen Symbol aber wurden sehr bald bei den Dichtern die Dienerinnen und Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen, so vor allem bei Hesiod: ἔργα καὶ ἡμέραι, und in den homerischen Hymnen. Von ihnen bis zu den Schützerinnen alles dessen, was sich durch Schönheit, Ordnung und Regelmäßigkeit auszeichnet, war nur ein kurzer Schritt. So entstanden die Töchter der Themis, die Hüterinnen der Staaten Eunomia, Dike und Irene, denen man daneben die Sorge für die Wohlfahrt der Sterblichen und die Veredelung ihres Zustandes übertrug und demgemäß auch die Bildung guter Gesetze, die Handhabung der Gerechtigkeit, und die Erhaltung des Friedens zuschrieb.

Der Untersuchung folgt eine vier Seiten lange Aufzählung und Erklärung der Beinamen der Göttinnen, ein Bericht über Vaterland und Verehrung derselben und die Darstellungen bei den Künstlern. Denselben Gedankengang enthält die Abhandlung über den Mythus der Grazien. Der Verfasser führt zunächst die sehr vielfach widersprechenden Allegorien der Mythographen und jüngeren Dichter über die Abstammung der Göttinnen an und stellt diesen die einfache Dichtung Homers gegenüber, bei dem die Grazien für den Olymp dasselbe sind, was die Nymphen für das Wasser bedeuten, nämlich Geschöpfe, die ihn verschönern und beleben und zum angenehmen Aufenthalt der Unsterblichen umschaffen. Auf gleicher Stufe steht Hesiod (a. a. O.), der sie zu Förderern des gesellschaftlichen Vergnügens macht.

In dieser Auffassung weicht Manso ganz von Herrmann ab, der in ihnen bloße Allegorien für die angenehmeren Jahreszeiten und späterhin für moralische Eigenschaften sieht. Aus den bloßen Gesellschafterinnen wurden allmählich, wie Manso an einer Reihe Dichterstellen beweist, die Göttinnen des Liebreizes und der Anmut. Nirgends erscheint ihm diese Idee glücklicher zum Ausdruck gebracht, als in der Schilderung ihres Betragens gegen die Liebesgöttin in den homerischen Hymnen und bei Claudian. Wie Anmut nicht nach Herrschaft strebt, so auch herrschen die Grazien nicht selbst durch ihre Eigenschaften, sondern erhöhen vielmehr das Ansehen ihrer Herrscherin Venus. Als drittes Moment nimmt Manso die Verehrung der Huldgöttinnen als Schöpferinnen der geistigen Freuden an, und als viertes endlich ihre Darstellung als Sinnbilder der Dankbarkeit. Daß man ihnen auch diese liebenswürdigste aller Eigenschaften zugeschrieben habe, dafür bürgt ihm eine Stelle aus Chysippus bei Seneca: „de beneficio" I, 3.

Umfangreiche Beschreibungen der künstlerischen Abbildungen und der gottesdienstlichen Verehrung durch Tempel und Priesterschaft beschließt auch diese Abhandlung. Interessant ist noch die dazu geschriebene Vorrede, weil sie zeigt, welchen Charakter Manso überhaupt seiner Untersuchung und in weiterer Beziehung auch allen übrigen zu geben suchte. „Wer weiß es nicht," sagt er, „daß diese Göttinnen (nämlich die Grazien) weit entfernt, allein dem Scherz und der Freude zu dienen, unter dem Schein zu vergnügen, am liebsten lehren und unterrichten, und welcher Schriftsteller, der ihnen

seine Muße zu weihen gedenkt, sollte sich nicht nach dem Glücke sehnen, das sie dem ersten ihrer deutschen Lieblinge, er rede die Sprache der Götter oder die der Menschen, so vorzüglich verleihen — Weisheit mit Witz und Anmut zu paaren. Aber wie könnte ich glauben, beide Eigenschaften in mir zu vereinigen, oder wie könnte ich meinen Lesern verhehlen, daß ich nur die unentbehrlichere mir zu eigen zu machen hoffen darf? Vielleicht war es sogar verwegen, etwas zu wünschen, das eben dadurch zur Vollkommenheit wird, weil es, seit fast einem halben Jahrhundert nur ein Wieland und etliche wenige zum Anteil bekamen."

Wielandische Grazie also, oder was Horaz als den höchsten Endzweck der Poesie und als den Triumph des Dichters ansieht, „das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden", ist neben der wissenschaftlichen Forschung sein Hauptziel. Schon äußerlich im Stil verrät sich der Bewunderer des süddeutschen Dichters. Der Ausdruck ist gewählt und zierlich, die Übergänge fein, und ein witziges Spielen mit Redensarten tritt mehrfach hervor. Man darf Mansos Prosastil geradezu als klassisch bezeichnen. Wir werden noch bei Gelegenheit der Lehrgedichte in ihm auch in der Dichtung den Nachahmer Wielands wiederfinden. Diese geistvolle Art der Darstellung verleugnet sich auch bei ernsteren Stoffen nicht, wie zum Beispiel bei der 1788 im 36. Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften St. 1 veröffentlichten Abhandlung „Über das Schicksal und dessen bildliche Vorstellung beim Homer und den späteren Dichtern."

Manso geht in seiner Untersuchung aus von den Worten Hektors beim Abschied von Andromache: „Wieder des Schicksals Gewalt, reißt mich kein Krieger zum Orkus" und sucht zuerst den Begriff festzustellen, den der Grieche mit dem Worte „Schicksal" verband.

Er unterscheidet eine zweifache Idee, die der Tragiker und die Homers und der übrigen nach ihm gestaltenden Dichter. „Bei ersteren ist das Schicksal eine unabänderliche despotische Macht", lautet das Ergebnis seines Nachdenkens.[1]) Diese Auffassung, meint er, habe die Ausleger verleitet,

---

[1]) Die Ansicht, daß das antike Drama auf dem blinden Willen des Schicksals, das moderne auf den Charakteren oder Leidenschaften beruhe, ward in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. herrschend. Nach Minor: „Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie" und zu Grillparzers „Ahnfrau", Jahrb. der Grillp. Ges. IX. Jahrg. scheint diese Idee aus Frankreich (Marmontel „élémens de litérature") und England (H. Blair „Vorlesungen über schöne Wissenschaften") zu stammen. In Deutschland findet sie sich bei Lenz „An-

Homer eine ähnliche Idee unterzuschieben. Indes ist sie, wie er an zahlreichen Stellen nachzuweisen sich bemüht, durchaus von der ersteren verschieden. Bei Homer ist ihm das Schicksal zunächst nicht die furchtbare Macht, der sich alles unterwerfen muß, sondern es erscheint mehr durch die Handlungen der Menschen bestimmbar, wenn auch gewisse Hauptvorgänge im Leben der Sterblichen von Anfang an als feststehend gelten. Zeus steht nicht wie in der Tragödie unter dem Schicksal, sondern er ist vielmehr in gewissem Grade der Lenker der menschlichen Schicksale, der Herr des Verhängnisses (die Beratung zwischen Jupiter und Hera, Ilias 16/433 wird als Bestätigung hierfür, vielleicht nicht ganz mit Recht, angesehen). Neben ihm dürfen auch die übrigen Götter in das Schicksal ihrer Lieblinge unter den Menschen eingreifen. Überhaupt scheint die Macht der Götter über das Schicksal in dem Sinne abzunehmen, je tiefer sie, dem Range nach, unter Jupiter, ihrem großen Beherrscher und Könige stehen.

Diese Idee vom Schicksal stimmt nach Manso auch genau mit dem Bilde überein, das uns Homer sonst von der Macht seiner Gottheiten entwirft. Jupiter konnte einerseits nicht unter ein blindes Verhängnis erniedrigt werden, denn das widersprach seiner Allgewalt und Einsicht. Anderseits konnte sich ein so frühes Zeitalter noch nicht zu dem monotheistischen Glauben an einen allwissenden Weltregierer erheben, denn in der Verkettung so mannigfaltiger Ursachen und Handlungen ein nach dem Plane der ewigen Vorsicht entworfenes und bis auf Kleinigkeiten bestimmtes Ganze zu finden, setzt wichtige Schritte in der Kultur, setzt vorzügliche Aufklärung voraus. So erschien es dem Geiste Homers durchaus natürlich, daß er die übrigen Götter an der Regierung der Welt teilnehmen ließ.

Diesen Erklärungen über die Darstellung des Schicksals bei Homer zufolge ist Manso nunmehr genötigt, die Gründe dafür aufzusuchen, daß Jupiter allmählich als unter der Allgewalt des Schicksals stehend gedacht wurde. Er findet sie in der Personifikation des Schicksals als „Moiren" bei Homer

---

merkungen über das Theater", Garve in einem Aufsatz in der neuen Bibl. d. sch. W. XIII. = Sammlungen einiger Abhandlungen, Leipzig 1802 I, 296, Goethe „Wilhelm Meister" und Schiller, während sie vorher bei Gottsched, Batteux, Lessing, Sulzer noch nicht auftritt. Bei letzteren sind die Griechen im Gegenteil nicht Darsteller des unerbittlichen Schicksals, sondern Schilderer menschlicher Leidenschaft. Jene Ansicht, daß die Griechen das blinde Verhängnis darstellen, wird zuerst bekämpft von Herder in der Abhandlung „Das eigene Schicksal" (Suphan XVIII, 404, = Horen 1795 St. III). Er sieht im griechischen Drama nur einen Kampf menschlicher Leidenschaften unter der höchsten Macht, dem Willen des Schicksals, ähnlich der Kantianer Gros („Über die Idee der Alten vom Schicksal", Horen 1795 St. VIII) den Versuch der griech. Tragiker, die Vereinbarkeit der moralischen Zurechnung mit dem notwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten darzustellen. A. W. Schlegel in den Berliner und später in den Wiener Vorlesungen sieht in ihnen die menschliche Freiheit im Kampf mit der Notwendigkeit. Für diese Ansicht trat auch H. Blümner „Über die Idee des Schicksals" 1818 S. 3ff., 149ff. ein. Neuerdings haben A. Rosikat und besonders v. Willamowitz „Griechische Tragödien" 1899 die einseitige Auffassung der antiken Tragödie als Schicksalstragödie bekämpft.

und den sich daraus ergebenden weiteren Gestaltungen des Mythus. Sie bestanden darin, daß man diese Personifikationen zu Töchtern Jupiters und der Themis, zu seinen Dienerinnen und zu Überbringern und Vollstreckern seiner Befehle machte; so Hesiod und nach seinem Vorgange die Römer Horaz, Catull u. a. Ein weiterer Schritt war die Übertragung von Eigenschaften Jupiters, namentlich die Gabe der Weissagung auf die Schicksalsgöttinnen, die Parzen. Sie werden allmächtig und beschließen, gleich ihm, über Leben und Tod. Das Spinnen des Fadens bezeichnet Manso (nach G. Herrmann, S. 13, a. a. O.) als eine Allegorie für den merkwürdigen Zusammenhang der menschlichen Handlungen in ihren Ursachen und Wirkungen. Die endgültige Stellung der Parzen über Zeus erscheint als die zweite große Veränderung der ursprünglichen Idee. Der Mensch suchte nach des Verfassers Annahme, nach einer Erklärung für das letzte, große Schicksal des Menschen, den Tod, und er nahm, da ein passendes Bild fehlte, als Ursache das Eingreifen der Parzen an. Die Folge dieser neuen Veränderung war, daß insbesondere die Dichter sie zu Töchtern der furchtbaren Nacht und zu Dienerinnen Plutos machten, eine Vorstellung, die besonders der Schild des Herkules in der Beschreibung des Hesiod versinnbildet.

Diese Darstellung der stufenweisen Entwickelung des Mythus mag zeigen, wie tief Manso in das Wesen antiker Religion zu blicken verstand. Ein gleiches, feinsinniges Verständnis bekundet sein Aufsatz „Über den Genius der Alten und seine Verbindung mit dem Menschen“ im Osterprogramm des Magdalenen-Gymnasiums von 1791. Hier beginnt der Verfasser seine Untersuchung mit der Theogonie Hesiods, als der ältesten Quelle für diesen Gegenstand. Als Ergebnis stellt er folgenden Begriff von den Genien fest:

„Die Frommen dauern als solche fort und widmen sich dem Dienste der Menschen.“ Von dieser Dichtung geht er, da die folgenden Dichter diese für die Phantasie so anziehende Idee nicht verwandt haben, sogleich zur Philosophie über und sucht den Grundbegriff bei den in Betracht kommenden jonischen Naturphilosophen, den Stoikern, bei Xenophon und Plato zu erforschen. Als Resultat ergibt sich ihm, daß die Genien für Söhne der Götter gelten und als heitere, wohlwollende Wesen den Verkehr zwischen Göttern und Menschen vermitteln.

Von den Griechen schweift sein Blick zu den geistesverwandten Römern hinüber. Manso erklärt sich gegen die Auffassung Wielands (in den Anmerkungen zu Horaz' Satiren), wonach die Genien eine Vorstellungsart von dem sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geiste, eine Versinnbildlichung alles dessen gewesen sein sollen, was den Menschen zum individuellen Wesen mache, und meint dagegen, sie seien vielmehr die Verkörperung jener merkwürdigen und rätselhaften Wahrnehmungen, die der Mensch, hinsichtlich der Temperamente, der oft plötzlich und unbewußt hervorbrechenden Neigungen und Gefühle mache. Der Unterschied beider

Erklärungen ist nicht bedeutend; denn Temperament und Neigungen sind stets etwas mehr oder weniger Individuelles.

Eine weitere zu beantwortende Frage ist die nach dem Verhältnis des Genius zum Menschen. Nach Manso ist es das des erfahrenen Freundes, das Verhältnis des Lehrers zum Lernenden. Der Genius ist eine Lichtgestalt, die dem Menschen Gutes will, die ihn das Leben recht zu gebrauchen und über den Wert der Freude und den verständigen Genuß belehren will. In dieser Deutung, sagt Manso, lag auch die Ursache, weshalb man den Göttern einen Genius beigesellte. Der Glaube an einen guten und bösen Genius war der schönen Uridee bei Dichtern und Künstlern ganz fremd; er wurzelte lediglich in dem Volksglauben.

Mit dieser letzten Stufe der Entwicklung schließt die eigentliche Untersuchung, und Manso geht dazu über, die antiken, bildlichen Darstellungen als Beweisstücke seiner Ausführungen zu erörtern. In der Hauptsache werden hierzu die Beschreibungen von Winkelmann, Lippert, die antiquarischen Aufsätze von Heyne, die Schriften der Franzosen Montfaucon, Barbault und der Italiener Casanova, Monaldini u. a. herangezogen. Außerdem aber hat der Verfasser die ganze antike Literatur als Quelle benutzt und eine große Anzahl Dichterstellen übersetzt. Besonders reich an solchen ist die Abhandlung über den Mythus der Venus, wo sie mit dem Text zu einem schönen Gemälde der Liebe verwoben sind. Das weitverzweigte Sagengebilde der Liebesgöttin zog ihn vor allen andern durch den Reiz des Stoffes an. Die nähere Veranlassung aber zu seiner Arbeit waren die Schriften zweier Franzosen, des Gelehrten Larcher „Mémoire sur Venus“, Paris 1775 und des Abbé de la Chau „Dissertation sur les attributs de Venus“, Paris 1776, welche beide den Preis der Academie des Inscriptions et Belles-Lettres erhielten. Manso gibt uns nun in seiner umfangreichen Untersuchung einerseits eine die kleinsten Züge berücksichtigende Ergänzung, anderseits eine geordnete Zusammenfassung beider. Die Methode ist ähnlich der der übrigen schon besprochenen Abhandlungen.

Wir erfahren im Anfange eine Geschichte der Idee dieser Göttin, deren Dienst in der alten Welt so weit verbreitet war. Manso sucht an der Hand Lucians[1]) ihre Wiege im Orient auf und stellt als Grundbegriff den der alles belebenden und verjüngenden Natur hin. Mit der Erweiterung der

---

[1]) Lucian: „Die Syrische Göttin“ s. Lucians Werke übers. v. Aug. Pauly 14. Bd.

Philosophie entwickelte sich die Vorstellung der Venus als der personifizierten Zeugungskraft. Die Isis der Ägypter, die Astarte der Phönizier, und die Venus der Griechen, sind einerlei Gottheiten. Nach diesen Untersuchungen über den Begriff der Venus im Orient, wobei sich interessante Vergleichsmomente ergeben, wendet sich der Verfasser nach Griechenland und entwickelt aus den Darstellungen der alten Dichter und Schriftsteller die kosmogonische Vorstellung: Venus wird gedacht als die personifizierte Zeugungskraft, nachdem aus dem Chaos sich die rohe Natur entwickelt, die Elemente sich nach gewissen Gesetzen der Notwendigkeit geschieden haben. Dem Ganzen gebricht es aber an Schönheit und Reiz; daher wird Venus aus dem Meere geboren, die den Gebilden die fehlende Anmut verleiht.

Bald ist sie nicht mehr bloßer philosophischer Ausdruck, sondern sie wird handelndes, selbständiges Wesen. Dieser Bedeutungswandel wird durch eine Reihe der verschiedensten Belegstellen begründet.

Mit der Idee als Göttin der Liebe verband sich zugleich eine andere: die ihr innewohnende Schönheit, der Reiz, welcher die Liebe erweckt und erhält. Als Göttin der Schönheit werden ihr Eros und Himeros beigesellt, die Liebe und die Sehnsucht, Vulcan wird ihr Gemahl als Symbol schöner Kunst und künstlicher Arbeit, nicht aber als der lahme Gott der Schmiede oder des Feuers. Später wird sie auch die Schützerin der Hochzeiten und Ehen. In dieser Eigenschaft haben ihr die Alten den Hymenäus als Beistand zugeordnet. Der Begriff der Venus als Herrscherin des Meeres stammt wieder aus dem Orient von den Phöniziern. Diese bedurften als Handelsvolk einer Schutzgöttin auf ihren Seefahrten.

Diesen Erklärungen im ersten Teile folgt im zweiten die Deutung der Beiwörter und die Aufzählung der Orte, wo Venus besonders verehrt wurde, und im Anschluß daran handelt Manso von den Tieren und Pflanzen, welche der Venus heilig waren.

Bei den Wanderungen, welche er „an der Hand der Venus durch die Gärten der Dichtkunst anstellte", mußte er natürlich auf Schritt und Tritt dem kleinen Liebesgotte Amor begegnen. Daher hat er der Untersuchung über den Mythus der Venus gleichzeitig jene über den Amor angeschlossen. Auch der Gott der Liebenden war in dem uralten kosmogonischen System nichts weiter als ein Prinzip, eine Grundursache der Wesen die bindende Kraft sozusagen, die den Streit der Elemente beilegte. Doch schon frühzeitig hörte man auf, den Eros als bloßen philosophischen Begriff zur Erläuterung des Ursprunges der Welt zu benutzen. Die Dichter verwandelten ihn bald in ein bloßes Bild, das seine Ausschmückung und Vollendung namentlich den Lyrikern verdankt.

Diese haben auf den Gott der Liebe dasjenige angewandt, was von der Liebe überhaupt gesagt werden kann; so daß, den Charakter Amors ent-

wickeln, fast nichts anderes ist, als die Merkmale der Leidenschaften aufsuchen, deren Sinnbild er ist. Die allgemeine Dichtersage, daß Amor keine Eltern habe, oder daß man sie nicht kenne, wird von Manso als Symbol dafür gedeutet, daß die Liebe sich unvermerkt in die Herzen einschleiche. Als Wirkung der Schönheit ist er ein Sohn der Venus; und wenn ihm Mars oder Merkur zum Vater gegeben werden, so wird überhaupt wohl nur auf die einmal als bekannt angenommene Untreue der Venus angespielt.

Den Ursprung der Verehrung Amors sucht Manso auf Grund der Nachrichten bei Pausanias, Athenäus und Pindar in Böotien, wo der Gott unter der Gestalt eines rohen Steines seit undenklichen Zeiten verehrt wurde, und von wo sich sein Dienst bald über ganz Griechenland verbreitete. Um die Tätigkeit Amors und die Wirkungen der Liebe zu schildern, hat Manso nicht nur die schönsten Stellen aus den alten Dichtern, wie Musäus, Meleager, der griechischen Anthologie und Ovid übersetzt, sondern auch eine Reihe Inhaltsangaben in die Darstellung verflochten. Die wichtigste der Art ist die Erzählung von Amor und Psyche.[1] Er nennt sie eine Allegorie in Platos Geschmacke, erkennt aber den Kern, der unter der lieblichen Hülle dieses Märchens vorborgen liegt, richtig als das „Bild der menschlichen Seele, die durch Leiden und Unglück geläutert und so auf den Genuß reiner und echter Freude vorbereitet und für selbigen empfänglich gemacht wird." Wir erwähnen dies hier, weil wir später sehen werden, wie Manso diesen Stoff in zwei Dichtungen, sowohl von der scherzhaften und ernsten Seite behandelt hat.

Die Abhandlungen über den Amor und die Venus erschienen mit den früher besprochenen vier Aufsätzen zusammen als „Mythologische Versuche" 1794 in Leipzig. Die über das Schicksal führt hier den Titel „Über die Parzen". In der dazu geschriebenen Vorrede werden sie sämtlich charakterisiert als ein Versuch, „die neuen Entdeckungen und Grundsätze unserer gelehrten Altertumsforscher (Heyne, Moritz[2]) u. a.) auf einige einzelne Fälle anzuwenden", sowie als Proben, „wie mythologische Gegenstände auf eine gelehrte und zugleich gefällige Weise bearbeitet werden könnten, ohne dabei die Forderungen der Gründlichkeit und der Einkleidung zu vernachlässigen". Ohne Zweifel darf man Manso zugestehen, daß er diese Absicht vollständig erreicht hat. In der Öffentlichkeit fanden Mansos Arbeiten den lebhaftesten Beifall und die schles. Prov.-Blätter schrieben, „wenn Manso sich entschließen könnte, die übrigen Gebiete der Mythologie in dieser

[1]) Der Verfasser nimmt an, daß Apulejus, der diese Erzählung vollständig mitteilt, sie entweder erfunden oder doch durch seine Bearbeitung erst in Umlauf gebracht habe.

[2]) Götterlehre oder mytholog. Dichtungen der Alten 1791.

Weise zu bearbeiten, so würde sich die Philologie mit dem einen Werke begnügen können, und man würde nicht nötig haben, bei vorkommenden Schwierigkeiten erst die dickleibigen mythologischen Handbücher von Apollodor bis auf Herrmann nachzuschlagen". Das Gegenteil jedoch trat ein. Manso verließ vorderhand dieses Feld der Wissenschaft, um erst ganz spät und nur für kurze Zeit dahin zurückzukehren. 1821 erschien sozusagen als Nachzügler in den „Vermischten Abhandlungen" der kurze Aufsatz „Über den Begriff der Nemesis". Er stellt sich dar als eine Berichtigung der gleichnamigen Untersuchung Herders (s. SuphanXV, 395 ff.) und zeigt zugleich, wie tief Manso die ethische Natur des Menschen zu erfassen vermochte. Im wesentlichen stimmt er mit Herder überein; die Abweichungen erstrecken sich in der Hauptsache auf den Ausgangspunkt und das Endresultat. H. geht aus von dem Begriff des „Unwillens über andere". M. zeigt dagegen an verschiedenen Beispielen, daß derselbe ein späterer, abgeleiteter und die ursprüngliche Bedeutung die der „Achtung und Scheu für andere" ist. H. bestreitet am Schluß, daß die Göttin Nemesis den Charakter der strafenden Gerechtigkeit gehabt habe, wenigstens will er ihr diesen bei den Dichtern ganz absprechen, während Manso wieder an neuen von seinem Vorgänger nicht berücksichtigten Stellen und den artistischen Darstellungen beweist, daß ihr entschieden die Eigenschaft einer Rächerin der Freveltaten beigelegt worden sei. Im übrigen aber ist, abgesehen von einigen Ergänzungen durch M., der Kern ihrer Ausführungen derselbe.

Außer den bisher genannten Abhandlungen hat Manso nichts weiter über Mythologie, doch manches noch auf dem Gebiete der Altertumskunde geschrieben. 1808 veröffentlichte er in dem Programm des Gymnasiums vom 7. April einen Aufsatz „Über die bisherige Behandlung der griechischen und römischen Altertümer". Darin eifert er vorzüglich gegen die Vermischung von Mythologie, Geschichte, Staatswissenschaften und eigentlicher Altertumskunde und sucht genauer festzustellen, was denn eigentlich unter den Begriff „Altertümer" falle. Als dazu gehörig betrachtet er Darstellungen über die Verfassung und Einrichtung der Staaten, Gegenstände des öffentlichen und häuslichen Lebens, die reli-

giösen Gebräuche und die Gewohnheiten und Sitten eines Volkes; ferner statistische Übersichten als Ergänzung zur Geographie und Geschichte, und was sonst zur Kenntnis von Land und Leuten, der Bodenbeschaffenheit, der Verwaltung, Rechtspflege, der Finanzen, Polizei und des Kriegswesens gehört. Kurz gesprochen, ist es etwa das, was wir heute unter der Bezeichnung „Altertümer" begreifen. Was M. selbst auf diesem Gebiete geschrieben, füllt nur wenige Seiten. Es sind meist kurze, wenn auch nicht zu unterschätzende, Übersichten z. B. über den Verkehr Roms mit Indien, die römischen Finanzen, den Geschäftsstil und das Bücherwesen der Alten. Sie fußen natürlich auf einzelnen Winken und Angaben bei den verschiedensten Schriftstellern.

Neben diesen Statistiken sind nur noch verschiedene kritische Untersuchungen dunkler Stellen in den alten Schriftstellern und Dichtern zu erwähnen, unter denen die „Observationes in D. Junii Juvenalis satiras" wohl die wichtigsten sind. Sie erschienen ebenfalls in den schon genannten „Vermischten Abhandlungen" 1821, letztere jedoch auch in zwei Programmen vom März 1812 und vom September 1814.

Damit ist die Zahl der rein philologischen Schriften erschöpft. Wir hören zwar später, daß M. die Absicht hatte, ein Handbuch der griechischen Altertümer zu schreiben; wenigstens spricht er davon in einem Briefe an Fr. v. Raumer vom 17. Juli 1821. Aber das Unternehmen kam nicht zur Ausführung; er verfaßte an dessen Stelle die „Geschichte des Ostgotischen Reiches". Wichtiger als alle die genannten kleinen Aufsätze und Untersuchungen ist seine

praktische Wirksamkeit als Gelehrter und pädagogische Tätigkeit.

Was Manso selbst auf diesem Gebiete geschrieben in Programmen und Zeitschriften, und was Zeitgenossen und Schüler über ihn berichtet haben, reicht hin zu einem Gesamtbilde, das uns ihn als einen der tüchtigsten Pädagogen seiner Zeit darstellt.

Mansos Jugend fiel in die Periode der erzieherischen Reformen in Deutschland, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten,

an Stelle des alten, überlebten Schulbetriebs ein neues Bildungsideal zu setzen. Man legte nicht mehr den Hauptwert darauf, daß der angehende Gelehrte oder künftige Vertreter irgend welches Berufes die Alten möglichst getreu zu kopieren und sich vor allem im Latein zierlich und gewandt auszudrücken verstehe, sondern suchte den Schüler in erster Linie mit dem eigentümlichen Geiste der klassischen Werke des Altertums vertraut zu machen. Demgemäß verwarf man das vom Mittelalter her übernommene mechanische Auswendiglernen toter Worte und Redensarten und strebte danach, den Unterricht freier zu gestalten. Mit dem Fortschritt der übrigen Wissenschaften erkannte man die Notwendigkeit, dem Lernenden auch in diesen eine genügende Kenntnis beizubringen, und Basedow setzte jenen Gedanken alsbald durch die Errichtung des Philanthropinums in Dessau in die Tat um. Wenn aber von vornherein zugestanden werden muß, daß der Philanthropinismus in der Beseitigung verrotteter Zustände und in der Förderung neuer Ideen viel Gutes geleistet hat, so dürfen doch nicht die Schäden, die ihm anhafteten, übersehen werden. Infolge der Zersplitterung des Unterrichts in eine große Anzahl Real- und Handwerksfächer ward das Studium der klassischen Sprachen und damit einer der wichtigsten Faktoren höherer Bildung zurückgedrängt. Diesem Übel haben erst spätere Reformen, welche in der Hauptsache vom Neuhumanismus ausgingen und auf ein lebendiges Erfassen des antiken Geistes gerichtet waren, wieder abgeholfen. Es wird nun unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, inwieweit Manso von diesen neuen Ideen beeinflußt ward, und wie er sie als praktischer Lehrer und Leiter einer bedeutenden Anstalt verwertete.

Seine erste Ausbildung erhielt er, wie wir sahen, durch Privatunterricht, dann wurde er dem Gymnasium in Gotha übergeben, das unter der Leitung Geißlers bereits im Sinne Ernestis und Heynes einer durchgreifenden Reform unterzogen worden war. Die alte pedantische Methode war einer geistvolleren Behandlung des altsprachlichen Unterrichts gewichen, und so brachte Manso auf die Universität Jena schon eine gute Grundlage und eine bessere Anschauung der Antike mit. Hier ward der tüchtige Philologe Gottfried Schütz, der spätere Begründer der allgemeinen Literatur-Zeitung sein Lehrer, der-

selbe, der sich vorher in Halle als Professor und Leiter des dortigen pädagogischen Seminars des besonderen Wohlwollens des preußischen Unterrichtsministers Freiherrn von Zedlitz erfreut hatte. Schütz war seinerzeit im Auftrage des Ministers nach Dessau gegangen, um sich das Philanthropinum anzusehen. Die Folge dieser Studienreise war, daß auch das Hallische Seminar in vielen Stücken nach philanthropinischem Muster umgestaltet wurde. Im Verein mit Semmler, dem Theologen und Begründer des Seminars, gab er auch ein neues „Elementarwerk“ heraus, in dem ganz wie in Dessau die Verbindung von Sach- und Sprachunterricht als notwendige Grundlage der gelehrten Schule gefordert ward. In der Methode wich man allerdings ab. Während Basedow sich anheischig machte, die lateinische Sprache ohne Grammatik durch bloße Sprachübungen zu lehren, verlangt Schütz umfangreiche grammatische Studien in der richtigen Erkenntnis, daß, wer eine Sprache ohne diese betreiben wolle, gleichsam ein Gebäude ohne Grund aufführe. Die Einübung der Regeln sollte an geeigneten Beispielen vor sich gehen. Das Lesen von Klassikern und die Verwendung von Chrestomathien hielt der Hallenser im Anfang nicht für zweckmäßig, sondern verlangte eine der jeweiligen Stufe entsprechende, eigens zu diesem Zwecke geschriebene Sammlung von Lesestücken, enthaltend kleine Gespräche, moralische Erzählungen, Fabeln und etwas aus der Naturgeschichte. Endlich empfahl er bei größerem Fortschritt kursorische Lektüre, wo von jedem Schüler selbst übersetzt werde, grammatische Analyse und schriftliche Übersetzungen.

Unstreitig hatte Manso unter Schütz ausgiebige Gelegenheit, sich mit diesen Dingen näher bekannt zu machen, und sie auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu prüfen. Als Lehrer war er zunächst einige Jahre in Gotha am Gymnasium tätig, wohin er 1783 berufen ward. Inwieweit diese Anstalt bereits den philanthropischen Reformen zugänglich geworden war, ist nicht recht ersichtlich. Gewiß aber blieb auf ihm das Studium der alten Sprachen die Hauptsache.

Ganz andern Verhältnissen jedoch befand sich Manso gegenüber, als er 1790 Prorektor am Magdalenen-Gymnasium wurde und infolge Krankheit des Rektors Leuschner sogleich die gesamte Leitung übernehmen mußte. 1765 war diese An-

stalt auf Antrieb des schlesischen Ministers Freiherrn von Schlabrendorf aus einem akademischen Gymnasium in eine Realschule nach dem Muster der Heckerschen Schule in Berlin verwandelt worden, da man auch hier, berechtigten Forderungen Rechnung tragend, vor allem denen etwas bieten wollte, die nicht die Gelehrtenlaufbahn einzuschlagen beabsichtigten. Dieser Gedanke war zwar gut und ging von recht menschenfreundlichen Grundsätzen aus, allein die Ausführung war um so mangelhafter. Man ließ das Griechische und Lateinische bestehen, nur schränkte man die Stundenzahl erheblich für beide Sprachen ein, so daß die Realfächer das Übergewicht im Unterricht erlangten, und beging obendrein den Fehler, daß man diesen, wie auf dem Philanthropinum zu sehr auf den künftigen Beruf zuschnitt. Die Zersplitterung in allerhand Nebenfächer wie Ökonomie und Kameralwissenschaften, Kriegs- und Zivilbaukunst, Feldmessen, Heraldik, Numismatik, Drechseln, Hobeln, Glasschleifen und Manufakturkunde, wozu noch Tanzen, Reiten und Fechten kamen, mußte, da sie den Satz „non multa sed multum" aufs gröblichste verletzten, in der Folge unheilvoll wirken. Indem die Anstalt beides zugleich, Gelehrten- und Realschule sein wollte, erreichte sie keins von den ihr gesteckten Zielen. Manso selbst sagt uns in dem Programme von 1810 „Über die Verfassung des Magdalenäums seit dem Jahre 1710", daß er die Anstalt in dem Zustande gänzlichen Verfalls vorfand. Sie zählte nur noch 90 Schüler gegen 384 im Jahre 1779. Zwar langsam aber sicher vollzog sich nun unter seiner tatkräftigen Leitung die Umwandlung zum Besseren und wir werden sehen, in welcher Richtung die durch Schütz, das Philanthropinum und das Gothaer Gymnasium empfangenen Ideen wirkten.

Seine Absicht ging von vornherein darauf aus, dem Studium des klassischen Altertums wieder das Übergewicht zu verschaffen. Daher ließ er die sogenannten Handwerksfächer, die an und für sich schon wenig Beifall gefunden hatten, ganz fallen, ebenso schied er die Baukunst, Heraldik und Numismatik aus, Fächer, die wie er sagt, „der Jugend völlig entbehrlich sind und nicht zu den allgemeinen Kenntnissen gehören, an denen sich billig jede Bürgerschule begnügen sollte" (Programm 1810). Eine vollständige Trennung der Gelehrtenschule

von der Realschule schien ihm nicht ratsam, weil ja gerade die Aufnahme von Realfächern hauptsächlich aus Rücksicht auf die berechtigten Forderungen der Neuzeit auf Befehl des Ministers und des Breslauer Rates erfolgt war, noch wollte er sie, da er selbst von der Notwendigkeit eines in mäßigem Umfange und nach richtigen Grundsätzen betriebenen Sachunterrichtes überzeugt war, wie aus seiner Programmrede zur endgültigen Übernahme des Rektorats, betitelt „Über die Wirkungen des Zeitalters in Absicht auf die Erziehung"[1]), hervorgeht. Ausdrücklich verurteilt er darin den früheren Schulbetrieb, wonach Religion und die alten Sprachen die einzigen Lehrgegenstände bildeten. Der Unterricht in diesen allein, sagt er, mache einseitig und raube dem Jünglinge die Fähigkeit, sich auf verschiedenen Gebieten zu betätigen; denn die Anlagen seien verschieden. Die Vertiefung und der Umfang der wissenschaftlichen Fächer hätten so zugenommen, daß es geboten sei, den Unterricht in ihnen schon am Gymnasium einzuführen. Auch solle man beachten, daß nicht alle Gelehrte zu werden beabsichtigten, daß man daher also schon auf dem Gymnasium eine einigermaßen abgeschlossene Bildung gewähren müsse.

Diesen hier ausgesprochenen Grundsätzen zufolge ließ er Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte bestehen. Doch setzte er diese Fächer in ein richtiges Verhältnis zu den klassischen Sprachen, indem er ihre Stundenzahl einschränkte, damit letztere nicht zu Schaden kämen; denn Latein und Griechisch sollten wieder Hauptgegenstände werden. Von neueren Sprachen behielt er nur das Französische und merkwürdigerweise auch das Polnische bei. Das Englische und Italienische, welches vorher gelehrt wurde, ward als „nicht unumgänglich notwendig" beseitigt, mit dem Hinweise, daß ein halbwegs begabter Schüler beide Sprachen ganz gut privatim erlernen könne. Dagegen blieb das Buchhalten, Ökonomie und Schönschreiben, von deren Nutzen er sogar sehr günstig spricht, bestehen. Indes scheint auch hierin später eine Änderung seiner Ansicht eingetreten zu sein, denn in einem Stundenplan, den er im Märzprogramm 1806 mitteilt, ist von

[1]) Schles. Prov.-Bl. 1793, St. VI, S. 507 ff.

diesen „Anhängseln“ nichts mehr zu finden. In dem genannten Programm nun, das die wichtige Frage aufwirft, „Lehren wir in unseren Schulen auch nicht zu viel?“ hat Manso seinen Standpunkt noch genauer formuliert. Noch einmal bekämpft er hier den alten scholastischen Schulbetrieb und die geistlose Pedanterie früherer Jahrhunderte und verteidigt die Aufnahme der Realfächer als unbedingt notwendig. Ja er geht noch weiter und verlangt, wie schon früher Geßner und Heyne, die Errichtung besonderer Bürgerschulen. In ihnen will er die alten Sprachen entweder ganz aufgegeben oder doch sehr beschränkt wissen, dagegen sollen besonders Französisch, Englisch und Deutsch als Hauptfächer gelehrt werden. Letzteres deshalb, „weil es dem Kaufmann vonnöten sei“. Von Realien wünscht er Naturgeschichte verbunden mit Technologie, Mathematik, neuere Geschichte und Geographie (Schreiben und Zeichnen verstehe sich ohnehin von selbst) als Unterrichtsgegenstände eingeführt zu sehen. Er glaubt, daß dadurch die Bauschule, die Kunst- und Handelsschule entbehrlich würden.

Die Behauptung mehrerer Schulmänner (Niethammer und seine Partei) als sei ohne Kenntnis der alten Sprachen wahre Bildung nicht möglich, kann er nicht unterschreiben. Er scheidet Bildung zum Denken und Bildung zur Gelehrsamkeit. Letztere könne freilich ohne das Studium von Latein und Griechisch nicht bestehen; die erstere dagegen auch auf anderem Wege, namentlich durch Erlernung der Mathematik und Philosophie erreicht werden. Beide vermöchten ohne Zweifel ebenfalls den Geist zu üben und zu stärken und den Jüngling für die höheren akademischen Wissenschaften vorzubereiten sowie auf deren praktische Anwendung für das Leben.

Mit dieser Ansicht trat er in einen entschiedenen Gegensatz zu Niethammer in Halle und dessen Anhängern, welche die philanthropische Unterrichtsmethode unbesehen verwarfen und die Aufnahme neuer wissenschaftlicher Fächer rückhaltlos bekämpften. Sie bestritten den letzteren die Fähigkeit, den Geist zum Denken zu bilden und hätten am liebsten Latein und Griechisch wieder zu den alleinigen Unterrichtsgegenständen gemacht. Niethammer stellt in seinem 1808 erschienenen Werke „Der Streit des Philanthropinismus und des Humanismus“ den Gegensatz zwischen beiden Systemen sozusagen als den des

bösen und guten Prinzips dar und bezeichnet den ersteren geradezu als „Bildung zur Animalität", als „Rückschritt in der geistigen Kultur der Menschheit".

Manso, wie immer, ein Feind aller Extreme, ging die goldene Mittelstraße. Er übernahm vom Neuhumanismus, wie ihn Niethammer im Anschluß an Heyne und Friedr. Aug. Wolf vertrat, die Methode, d. h. er drang auf eine geistvolle Behandlung der Alten, und legte das Hauptgewicht auf das Verständnis des Inhalts und suchte somit die Beschäftigung mit den Werken der Griechen und Römer namentlich für die formale Geistesbildung der Jünglinge nutzbringender zu gestalten. Nach dem praktisch erprobten Satze „non multa sed multum" verurteilte er auch das Vielerlei der Gegenstände, indem er mit Niethammer der Überzeugung war, daß dadurch am allerwenigsten Gründlichkeit erreicht werden könne. Vielmehr, meint er, sei das Gegenteil, Seichtigkeit in Kenntnissen und Anmaßung im Urteil seitens der Schüler die Folge. Damit spricht er sich gegen Basedows Grundsatz aus, daß man durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände den Schüler vor Überdruß bewahren und ihm das Lernen auf alle Weise zu versüßen suchen müsse. „Ernstliches Lernen werde, weil es mit Anstrengung verbunden sei, stets von der Jugend gescheut, in den Sprachen sowohl wie in den andern Wissenschaften. Es komme daher vor allem darauf an, die Anfangsgründe möglichst leicht und schnell zu überwinden. Darum sei es auch nötig, nicht so viele Fächer auf einmal in Angriff zu nehmen, sondern eine weise Beschränkung eintreten zu lassen." Dagegen vertrat er, wie wir sahen, mit Basedow die Notwendigkeit der Einführung von Realfächern.

In jenem Programm vom März 1806 legt er auch einen Lehrplan vor, wie er ihn an der gelehrten Schule für besonders geeignet hält. Als Hauptfächer sollen selbstverständlich alte Sprachen und Mathematik gelten. Denn beide sind die beste Vorübung im Denken, beide mache man sich selten ohne fremde Hilfe zu eigen, beide endlich würden, wenn in früheren Jahren vernachlässigt, in späteren nicht leicht wieder nachgeholt. Hinter diesen müßten die übrigen Fächer mehr zurücktreten auch in den unteren Klassen. Der Erlernung der Anfangsgründe der Grammatik, der Etymologie und Syntax müsse

eine größere Anzahl von Stunden zur Verfügung stehen. Hier komme alles auf die Unverdrossenheit des Lehrers an, auf die Mitwirkung der Schüler sei wenig zu rechnen. Habe der Lehrer nicht die nötige Zeit, fortwährend das Gelernte zu überhören und zu wiederholen, so schreite man zu langsam vorwärts und die Schüler hätten zu Hause zu wenig zu tun. Diesbezügliche Klagen seitens der Eltern seien ihm während seiner Praxis wiederholt begegnet. Neben diesen Fächern wird noch besonderes Gewicht auf Französisch und die Übung im Deutschen vor allem durch schriftliche Aufsätze gelegt. Französisch müsse hauptsächlich „der jetzigen Verhältnisse wegen" getrieben werden. Für beide Sprachen möchte er wenigstens wöchentlich sechs Stunden ansetzen. Sonst will er, um die Unterweisung in den klassischen Sprachen und Mathematik nicht zu beeinträchtigen, nur noch Religion, Geographie in den unteren und dafür Geschichte in den oberen Klassen einführen. So sehr er Geographie schätzt und sich ausdrücklich gegen den Vorwurf der Geringschätzung verwahrt, so möchte er sie doch nur in Umrissen gelehrt wissen, der weitere Ausbau solle der Akademie aufgespart bleiben. Die Erlernung dieser beiden Wissenschaften sei ja auch eine leichte Sache und bei dem Überfluß an Hilfsmitteln müsse es einem fleißigen Schüler möglich sein, auch ohne Anleitung in sie gehörig einzudringen. Bezüglich der neueren Geschichte spricht er den Wunsch aus, es möchte ein geschickter Schulmann einen Abriß derselben in mehreren Bänden und in leichtem, faßlichem Latein schreiben, damit dieses Buch kursorisch mit den Schülern gelesen werden könnte. So würde man beides, Erlernung der Geschichte und des Lateins, bequem miteinander verbinden. Von dem Nutzen einer solchen Methode überzeugt, hatte er selbst für den geographischen Unterricht bereits 1785 Stroths: „Geographie des alten Griechenland" aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt. Die Stelle der Logik, die er auf die Universität verweist, soll auf dem Gymnasium ein intensiveres Studium der alten Sprachen und der Mathematik vertreten. Physik, angewandte Mathematik, Naturgeschichte, Anthropologie will er nicht zu stehenden Lektionen erhoben haben, sondern nur die besonders Befähigten sollten sich damit befassen dürfen. Ihnen wäre dann eventuell

eine lateinische oder griechische Stunde zu erlassen. Das Lehren dieser Gegenstände betrachtet er wiederum mehr als die Aufgabe der Universität mit der Begründung, daß man dort besondere Fachlehrer und auch die nötigen physikalischen Apparate und naturhistorischen Sammlungen habe, die diesem Unterricht erst Bedeutung, Anschaulichkeit und Eingang verschafften.

Dies sind in kurzen Zügen die Hauptmomente seiner Ausführungen; und man muß gestehen, daß Manso mit sehr sicherem Blick und verständnisvollem Urteil für das Praktische im wesentlichen bereits das erstrebte und auch durchführte, was später auf dem Gymnasium endgültig durch den Staat ins Werk gesetzt worden ist. Nur weniges bleibt uns noch hinzuzufügen übrig. G. Schütz hatte in dem schon angezogenen Elementarwerk gewünscht, es solle mitunter auch ein lateinisches Gespräch wie ein kleines Drama agiert werden, oder auch ein Frage- und Antwortspiel und ähnliches. Derartige Gespräche hat Manso ebenfalls in deutscher sowohl wie in lateinischer Sprache eingeführt, und meist auch bei den halbjährlich stattfindenden öffentlichen Examina vortragen lassen, so z. B. über die Jahreszeiten, die Getreidemühlen, eine Reise nach der Stadt u. a. Gern wurden auch Fabeln dazu benutzt, wozu die vorhandenen älteren und neueren Fabelsammlungen reichlich Stoff boten. An die Stelle dieser Aufführungen traten später, wie aus den jeweiligen Stundenplänen der Programme hervorgeht, lateinische und deutsche Reden der Primaner. Zur Frage der Nützlichkeit und Bedeutung dieser Reden hat Manso in einer Rede zur Ankündigung der öffentlichen Prüfung vom April 1811 Stellung genommen. Er wurde hierzu veranlaßt durch eine Stelle in A. H. Niemeyers berühmtem Werke[1]) „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts", wo dieses Thema im dritten Hauptabschnitt, Kapitel 112 nur beiläufig angeschnitten wird. N. empfiehlt hier das öffentliche Examen am Schlusse des Semesters beizubehalten als eine würdige Feier, die den Anstalten eine gewisse Publizität gäben, und mit ihr Redeübungen zu verknüpfen. Es sei erfreulich

[1]) S. Niemeyer in Beyers Bibliothek pädagog. Klassiker unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner und Gelehrten, fortgeführt bezw. neu herausgegeb. v. Friedr. Mann, besorgt v. Dr. Wilh. Rein.

zu sehen, wie der Jüngling mit Anstand und Freimütigkeit auftrete und sich auch nach und nach an das Höhere wage. „Wird nur der Mißbrauch und der zu große Zeitaufwand und die unschickliche Wahl des Stoffes vermieden, so behalte man unbedenklich verständige und geschmackvoll angeordnete Schulaktus zu Rede und Dialogen bei und lasse auch — damit sich die Kunst zeitig an das Leben anschließe — anfangs mit fremden, späterhin mit eignen Worten das laut aussprechen, was in den Schuljahren jedem dankbaren Jüngling bei manchen Gelegenheiten das Herz bewegen muß.“ In Campes „Revisionswerk“, das sei nebenbei bemerkt, sind III, 144 ff. manche Bedenken gegen diese Redeübungen, vor allem vom Standpunkt der unnützen Zeitverschwendung erhoben, während in Fuldas „Oratorischem Magazin“, Halle 1800, die Gründe dafür und dawider abgewogen werden. Manso vertritt in seiner Rede ganz die Ansicht Niemeyers und meint, wenn auch die Redekunst bei uns Neueren nicht mehr zu solcher Blüte gebracht werden könnte wie einst im alten Griechenland und Rom, so seien doch derartige Übungen sehr nützlich und von erzieherischem Werte. Und er gibt in längeren Ausführungen die Bedingungen an, unter denen solche Reden zu halten seien. Sie lassen sich etwa in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Die Schüler müssen ihre Reden selbst verfertigen; denn diese Übungen sollen den Geist anstrengen und das Denkvermögen entwickeln.

2. Der Stoff muß dem Gesichtskreise des Schülers angemessen sein, wenn er sein Thema mit einiger Gründlichkeit und Beredsamkeit behandeln soll. Das Altertum, die Geschichte und die Kritik des Schönen bieten den tauglichsten Stoff dazu.

3. Bei der Verteilung der Aufgaben sind die besonderen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten zu berücksichtigen.

4. Das Thema muß bestimmt gefaßt sein. Am besten eignet sich die Stellung desselben in der Frageform. Doch wird manchmal eine andere Form zulässig und besser sein.

5 Der Lehrer soll mit den Schülern den Stoff besprechen und alle Möglichkeiten erörtern.

6. Dem Schüler sind die Quellen und diesbezüglichen Hilfsmittel an die Hand zu geben und ihm fleißiges Lesen zu empfehlen. Ohne Hilfsmittel wird er aus eigner Kraft nicht viel leisten, vielmehr bedarf er als Ungeübter eines Vorgängers, der ihm Richtung und Stimmung gibt.

7. Das Verbessern übernimmt der Lehrer. Doch darf sich dies nur auf das Beurteilen erstrecken, die Umänderung muß der Schüler selbst vornehmen. Auch soll der Lehrer nicht allzugroße Strenge walten lassen;

denn das viele Tadeln entmutigt den Schüler und läßt ihn an sich verzweifeln.

8. Die Erlaubnis, eine Rede halten zu dürfen, sei Belohnung des Fleißes und der Anerkennung natürlicher Anlagen.

9. Redeübungen fallen nicht aus dem Rahmen der Schularbeiten und der Schule überhaupt heraus, sondern gehören ihr im Gegenteil ganz an. Das Einlernen der Rede ist eine der Jugend nützliche Übung des Gedächtnisses.

Diese Gesichtspunkte sind sowohl einfach wie richtig und umfassend, und es dürfte kein Zweifel sein, daß ihre praktische Anwendung den Nutzen jener Übungen sehr gefördert hat. Im allgemeinen hielt Manso in der Erziehungsfrage nicht viel auf Formeln und Regeln. Der unaufhörliche Wechsel der pädagogischen Reformen des 18. Jahrhunderts hatte ihn allmählich mißtrauisch gemacht, als er sah, wie immer ein System das andere bekämpfte. Er nennt die Reformer einmal die „pädagogischen Ärzte", die, wie die politischen, immer gleich mit einem Urteil bei der Hand seien. „Wie von den letzteren die einen ihr Augenmerk auf die Umbildung des ganzen Staates lenkten (Stein), d. h. durch Aufhebung verjährter Mißbräuche, Begünstigung bürgerlicher Freiheit, billigere Verteilung der Lasten und überdachtere Anordnung der Gewalten den Übeln zu wehren und den entschlafenen Gemeingeist zu wecken suchten — was er, weil dabei die Wirklichkeit im Auge behalten wurde, noch für das Vernünftigste hielt — die andern dagegen gleich das ganze Volk umzuschaffen strebten, um die Erhaltung des Staates möglichst für ewige Zeiten zu garantieren, so suchten auch in der Pädagogik die einen das oft brauchbare Alte ganz wegzuwerfen (Basedow), die andern ein ganz neues Geschlecht heranzubilden (Fichte, Reden an die deutsche Nation), als ob die Vorfahren die allerelendesten Menschen gewesen wären." Aber er erkennt schließlich an, daß sie doch alle wenigstens das Gute gehabt hätten, die Aufmerksamkeit auf die Fehler in dem bestehenden Unterrichtswesen zu lenken. Am allerwenigsten aber kann er denen beipflichten, die — wie Fichte in seinen „Reden" von dem System Pestalozzis — von irgendeiner Lehr- und Erziehungsart eine bestimmte Richtung des Charakters und das Hervorgehen eigentümlicher Tugenden wie des Mutes, der Tapferkeit und Vaterlandsliebe erwarteten. Mit dem Verfasser eines Ar-

tikels in der Jenaer Literatur-Zeitung[1]) ist er der Ansicht, daß überhaupt manche Pädagogen immer nur alles von der Schule erwarteten und zu wenig Gewicht auf das öffentliche Leben außer der Schulzeit legten. Hinsichtlich der Erziehung zur Vaterlandsliebe tut er den charakteristischen Ausspruch: „So lange die deutschen Fürsten fortfahren, sich untereinander auf das bitterste zu befehden und dem Volke ein schlechtes Beispiel zu geben, werden alle Erziehungskünste, die auf Entfachung der Vaterlandsliebe gerichtet sind, nicht viel ausrichten."

Die hier mitgeteilten Gedanken bilden den ersten Teil seiner Programmrede[2]) vom 23. März 1809 mit dem Titel: „Über einige pädagogische Vorschläge zur Weckung deutschen Sinnes und deutscher Kraft." Im zweiten bespricht er einige besondere Punkte. Bezüglich der Systeme ist ihm eine Bemerkung vor allem aufgefallen: „Jede neue Erziehungskunst habe nur so lange gewirkt und ihr Nutzen sich bewährt, als die Erfinder und durch sie begeisterte Lehrer der Ausübung obgelegen hätten." Was ergibt sich für ihn daraus? „Dies unstreitig, daß das Ganze eines Unterrichts weit weniger von den Grundsätzen, die man befolgt, als von dem Eifer derer, die sie anwenden, abhängt. Wer, was er lehren soll, gründlich versteht und von der Natur die Gabe erhalten hat, es mitzuteilen, bedarf keiner Regeln und Vorschriften, um auf den Lehrling zu wirken, ja er wird ihn vielleicht um so sicherer ergreifen, je freier und selbständiger er sich aussprechen darf. Den Mangel an Kenntnis aber und die Unfähigkeit, sich zu der Jugend herabzulassen, wird und kann keine Form und keine Formel ersetzen." Als das Ideal eines Lehrers bezeichnet er jenes, wie es Quintilian Tom. I. pag. 261 entwirft, wenn er sagt: „Ein Lehrer sei ein durchaus unterrichteter Mann; er trage das Geprüfteste vor, verbessere auf der Stelle das Fehlerhafte und lasse es nie in den Zöglingen wurzeln. Er antworte dem Fragenden gern und fordere die Nichtfragenden von selbst auf. Die Ausarbeitungen seiner Schüler lobe er weder zu kärglich noch zu ausschweifend. Denn das erstere erzeugt Überdruß an der Arbeit, das letztere Sorglosigkeit.

---

[1]) Vom Dez. 1808, S. 540.

[2]) Wieder abgedruckt in der „Bibl. der red. und bildend. Künste", Bd. VI. St. 1, S. 3ff. und in der „Neuen Berliner Monatsschrift" v. Juni 1808, S. 365ff.

Vor allem hege er für seine Schüler die Gesinnungen eines Vaters, und glaube, daß er in die Stelle derer trete, die ihm ihre Kinder vertrauen. Er selbst habe weder Laster noch dulde er sie. Sein Ernst sei nicht zurückschreckend, seine Freundlichkeit nicht wegwerfend, damit jener nicht Haß, dieser nicht Verachtung erzeuge. Das Edle und Gute empfehle er unablässig. Denn je öfter er an beide erinnert, desto seltener wird er strafen."

Manso ist der festen Überzeugung, daß, wenn der Staat solche Lehrer in genügender Zahl habe, er das ganze Erziehungsgeschäft und die Schulen sich selbst überlassen könne und doch die edelste Frucht brechen werde. „Denn das ist, fährt er fort, eine ewig sich erneuernde Wahrheit, daß alles Gute und Schöne, wie es auch in Verordnungen, zumal in pädagogischen bestimmt sein mag, einzig durch den einzelnen und das Ideal, das dieser im Busen trägt, Ausdruck und Leben und Dauer erhält, und überhaupt nur in das fremde Gemüt eingeht, was aus wahrem Gemüt kommt."

Diese charakteristischen, schönen Worte werden seine Gesinnungen am besten zeigen. Nach ihnen war ihm also die Persönlichkeit des Lehreres die Hauptsache, und es war auch, wie uns berichtet wird, als Rektor sein eifrigstes Bestreben, nur solche Männer an die von ihm geleitete Anstalt zu ziehen, die ihm die nötigen Garantien für erfolgreiches Wirken zu bieten schienen. Und der Erfolg seiner Bemühungen zeigte, wie richtig er die Menschen zu beurteilen verstand; denn nach kurzer Zeit gelang es ihm, einen Stamm tüchtiger Lehrer zu berufen. Während einer zehnjährigen Tätigkeit als Jugendbildner hatte er hinreichend Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen, die ihm die Fehler, welche nicht allein dem Schulbetriebe, sondern auch dem gesamten Lehrerstande damaliger Zeit anhafteten, vor Augen führten. In einer Rede, welche er „zum Andenken des wohlseligen Ritters und Herrn C. G. v. Riemberg, eines Wohltäters der Anstalt hielt (1794)[1], äußert er sich näher darüber und gibt zugleich die Mittel an, wie diesem Übelstande am besten abzuhelfen sei.

---

[1]) Abgedruckt auch in den Schles. Prov.-Bl. 1794 literar. Beilage, St. VII, S. 193—209 u. 225—239.

[illegible]

[illegible] ...mmenhang [illegible]

[illegible] ...mannt [illegible] ...tum zu [illegible] ...kulturhistorischen [illegible] ...ung anderer [illegible] ...mente [illegible] ...nnen. [illegible] ...msehen, dann erst [illegible] ...Nutzen sein. [illegible] ...sserungen. [illegible] ...überhaupt.

[illegible] ...ch auf die andere [illegible] ...egte Manso Gewicht [illegible] Lehrerstande gewöhnlich [illegible] Pedanterie und sucht die [illegible] tätigkeit, meint er, sei [illegible] gegangen, daß er auch sogar in [illegible] lichen Lehrton beibehalte [illegible] Wenn aber schon in der [illegible] sei, wieviel weniger erst dort.

Seinen Schülern müsse der Lehrer nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch menschlich näher treten [illegible]

---

[1]) Der Einfluß der philosophischen und pädagogischen Schriften [illegible] ist in diesen Worten unverkennbar.

[2]) Darüber spricht besonders Friedrich Jacobs in den [illegible] Schriften VII, S. 253 ff. Nach seiner Schilderung war [illegible] nicht der Pedant, als der er immer dargestellt wird, [illegible] ...reiche Lehrer und Weltmensch auf eine seltene Weise [illegible]

in ihren Geist und ihre Auffassungskraft zu versetzen suchen. Im übrigen aber möge er nur das Pedantische ganz von sich abstreifen, sich tüchtig in der Welt umsehen und die nötige Welt- und Menschenkenntnis sammeln. Habe er trotz aller Erfahrung und wissenschaftlicher Bildung nicht immer gleich den gewünschten Erfolg, so solle er nicht sofort auf die Verdorbenheit der Jugend zurückschließen, vielmehr Vertrauen zu sich haben, daß doch manches Samenkorn auf fruchtbaren Boden falle und er seinen Teil zur Veredelung der Menschheit beitrage. Wie Manso hier mit richtigem Blick die Gebrechen seines Standes erkannte, so hat er selbst, wenn wir den Zeugnissen seiner Amtsgenossen und Schüler Dr. Fr. Glocker[1]) und Dr. Kluge[2]) Glauben schenken dürfen, das Ideal eines Lehrers in hohem Maße verkörpert und unermüdlich an seiner Vollendung gearbeitet. Geistig sehr hoch dastehend zeichnete ihn Ruhe, Besonnenheit, Geduld und ein nimmer ermattender Fleiß aus. Seine Lieblingsfächer waren neben der Erklärung der Klassiker in den oberen Klassen vor allem Rhetorik, Ästhetik und deutsche Literaturgeschichte (Glocker). In der Erklärung der Griechen und Römer hatte er sich nach bestimmten Vorbildern und eignen Erfahrungen eine besondere Methode ausgebildet (s. Kluge, Prov.-Bl. 1826, S. 232), die ihre Grundlage im Neuhumanismus hatte wie ihn Heyne und Schütz vertraten. Es kam ihm besonders auf die genaue Erklärung des Sinnes, die Beachtung schwieriger Stellen, die erläuternde Darstellung der Gedankenfolge und die nötige Berücksichtigung des Sprachgebrauchs an. Als Fr. A. Wolf durch seine Schriften die Kritik später auf einen höheren Standpunkt hob, die lexikographische Entwicklung und Beachtung des eigentümlichen Stils jedes Autors empfahl und durch sein Beispiel lehrte, da erweiterte auch M. seine Methode. Stets wurden übrigens die neuesten Schriften zur Beurteilung herangezogen und die Schüler auf diese Weise auch zugleich mit dem Fortschritt der Wissenschaften bekannt gemacht.

---

[1]) S. a. a. O.

[2]) Kurz nach Mansos Tode veröffentlichte Dr. Kluge, sein ehemaliger Schüler, in den schles. Prov.-Bl. 1826 Sept., S. 213ff. einen kürzeren Aufsatz „J. C. F. Manso als Schulmann und Gelehrter", worin er seines Lehrers mit großer Pietät gedenkt.

Zunächst bespricht er die Einförmigkeit des bisherigen Unterrichts, die er zum großen Teil auf das übliche, starre Klassensystem zurückführt, wonach immer nur ein einziger Lehrer an einer Klasse alle Fächer lehrte. Um diese tötende Gebundenheit und die durch sie herbeigeführte Ermüdung des Unterrichtenden zu beseitigen, hatte er selbst das Fachsystem eingeführt, welches dem Lehrer Gelegenheit gab, sich auf allen Stufen und möglichst verschiedenen Gebieten zu betätigen. Zur besseren Durchführung desselben erhöhte er fortwährend die Anzahl der Lehrer, soweit die vorhandenen Geldmittel ihm dies gestatteten. Eine zweite Beobachtung erstreckt sich auf die Lehrer selbst. Er rügt ihre große Einseitigkeit, wirft ihnen vor, daß sie zu großen Wert auf Kleinigkeiten legten, und was das Schlimmste sei, daß die meisten ihre Bildung für abgeschlossen hielten, und, anstatt mit der Zeit fortzuschreiten und sich mit allen Neuerscheinungen auf den verschiedensten Gebieten des Wissens bekannt zu machen, immer nur auf ihrem alten verrosteten Standpunkt stehen blieben. Die Folge davon sei, daß sie die neuen Ideen ohne vorherige Prüfung sogleich verwürfen und somit den Zusammenhang mit der gelehrten Welt allmählich verlören.

Er ermahnt sie daher, um diesem Mangel abzuhelfen, kein bloßes Wortstudium zu treiben, sondern in den Geist der Sprachen einzudringen, und das kulturhistorisch Wichtige mit anderen Wissenschaften und der Entwicklung anderer Völker zu vergleichen. Dann würden sich interessante Momente für die Entwicklung der Menschheit ergeben.[1]) Um dies aber zu können, sollten sie sich auch in andern Wissenschaften nach Kräften umsehen, dann erst würde auch die Beschäftigung mit den Klassikern für sie von Nutzen sein. Es sei dies jedenfalls mehr wert als alle Verbesserungen, Erklärungen dunkler Stellen und als alle glücklichen Konjekturen überhaupt.

Auch auf die äußere Seite der Persönlichkeit des Lehrers legte Manso Gewicht[2]). Als den häufigsten Vorwurf, der dem Lehrerstande gewöhnlich gemacht werde, nennt er den der Pedanterie und sucht die Ursachen desselben auf. Die Berufstätigkeit, meint er, sei dem Lehrer so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er auch sogar in Gesellschaften den gewöhnlichen Lehrton beibehalte und am Kleinlichen hänge. Wenn aber schon in der Schule eine solche Art nicht angebracht sei, wieviel weniger erst dort.

Seinen Schülern müsse der Lehrer nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch menschlich näher treten und sich mehr

---

[1]) Der Einfluß der philosophischen und pädagogischen Schriften Herders ist in diesen Worten unverkennbar.

[2]) Darüber spricht besonders Friedrich Jacobs in den „Personalien“ verm. Schriften VII, S. 253 ff. Nach seiner Schilderung war Manso ganz und gar nicht der Pedant, als der er immer hingestellt wird, sondern in ihm waren der geistreiche Lehrer und Weltmensch auf eine seltene Weise vereinigt.

in ihren Geist und ihre Auffassungskraft zu versetzen suchen. Im übrigen aber möge er nur das Pedantische ganz von sich abstreifen, sich tüchtig in der Welt umsehen und die nötige Welt- und Menschenkenntnis sammeln. Habe er trotz aller Erfahrung und wissenschaftlicher Bildung nicht immer gleich den gewünschten Erfolg, so solle er nicht sofort auf die Verdorbenheit der Jugend zurückschließen, vielmehr Vertrauen zu sich haben, daß doch manches Samenkorn auf fruchtbaren Boden falle und er seinen Teil zur Veredelung der Menschheit beitrage. Wie Manso hier mit richtigem Blick die Gebrechen seines Standes erkannte, so hat er selbst, wenn wir den Zeugnissen seiner Amtsgenossen und Schüler Dr. Fr. Glocker[1]) und Dr. Kluge[2]) Glauben schenken dürfen, das Ideal eines Lehrers in hohem Maße verkörpert und unermüdlich an seiner Vollendung gearbeitet. Geistig sehr hoch dastehend zeichnete ihn Ruhe, Besonnenheit, Geduld und ein nimmer ermattender Fleiß aus. Seine Lieblingsfächer waren neben der Erklärung der Klassiker in den oberen Klassen vor allem Rhetorik, Ästhetik und deutsche Literaturgeschichte (Glocker). In der Erklärung der Griechen und Römer hatte er sich nach bestimmten Vorbildern und eignen Erfahrungen eine besondere Methode ausgebildet (s. Kluge, Prov.-Bl. 1826, S. 232), die ihre Grundlage im Neuhumanismus hatte wie ihn Heyne und Schütz vertraten. Es kam ihm besonders auf die genaue Erklärung des Sinnes, die Beachtung schwieriger Stellen, die erläuternde Darstellung der Gedankenfolge und die nötige Berücksichtigung des Sprachgebrauchs an. Als Fr. A. Wolf durch seine Schriften die Kritik später auf einen höheren Standpunkt hob, die lexikographische Entwicklung und Beachtung des eigentümlichen Stils jedes Autors empfahl und durch sein Beispiel lehrte, da erweiterte auch M. seine Methode. Stets wurden übrigens die neuesten Schriften zur Beurteilung herangezogen und die Schüler auf diese Weise auch zugleich mit dem Fortschritt der Wissenschaften bekannt gemacht.

---

[1]) S. a. a. O.

[2]) Kurz nach Mansos Tode veröffentlichte Dr. Kluge, sein ehemaliger Schüler, in den schles. Prov.-Bl. 1826 Sept., S. 213 ff. einen kürzeren Aufsatz „J. C. F. Manso als Schulmann und Gelehrter“, worin er seines Lehrers mit großer Pietät gedenkt.

Merkwürdigerweise aber verzichtete Manso auf die Vorübersetzung durch die Schüler und opferte somit den Vorteil, die jungen Leute sich selbst an schwierigen Stellen versuchen zu lassen und ihnen dadurch die Möglichkeit zu bieten, sich allmähliche Sicherheit und Unbefangenheit im Ausdruck, schnelle Übersicht längerer Perioden und eine gewisse Fertigkeit in den Sinn einzudringen aus eigner Anstrengung zu erwerben. Er übernahm diese Mühe selbst nach einer eigens zu diesem Zwecke sorgfältig gearbeiteten Übersetzung, da er großen Wert darauf legte, daß die Schüler sich sogleich eine in jeder Weise vollendete Übertragung einprägten. Die wichtigsten griechischen und römischen Dichter und Prosaiker wurden auf diese Weise behandelt. Insbesondere aber muß die Erklärung des Horaz, seines Lieblingsdichters, sich ausgezeichnet haben; denn F. Heindorf rühmt in der Vorrede zu seiner Herausgabe der Satiren 1818 Mansos großes Verständnis für Horazische Poesie. Rhetorische und stilistische Übungen wurden für die obersten Stufen in mehrjährigem Kursus abgehalten und zu diesem Zwecke die rhetorischen und philosophischen Schriften Ciceros herangezogen, die nächst Heyne auch Wolf vorzüglich dazu empfohlen hatte. Wöchentlich einmal fanden auch Extemporalia und sogenannte Tafelexerzitia statt, bei denen Manso seine umfassende Kenntnis der lateinischen Sprache und Literatur und seinen Reichtum an glücklichen Wendungen und Redensarten, die ihm im Augenblicke zu Gebote standen, bekundete.

In gleich geistvoller Weise wie die antiken wurden auch die deutschen Klassiker behandelt. Den Schriften Lessings, Wielands, Goethes und Schillers ward vorzügliche Beachtung zuteil, zugleich aber auch die Kenntnis der älteren deutschen Literatur angestrebt (s. Kluge S. 229 f.). Seinen Vorträgen auf beiden Gebieten legte Manso zumeist seine in Sulzers Theorie der schönen Künste veröffentlichten Charakteristiken zugrunde, welche die Werke der alten und neuen Dichter insbesondere vom künstlerischen Standpunkt würdigen. Den Einfluß, welchen die Kunst auf Sitten und Bildung hat, konnte er nicht hoch genug schätzen. Er hat sich darüber in einem Aufsatz „Über schöne Sitten und gute Sitten“, der in den schles. Prov.-Bl. 1809, St. IV, S. 295—313 erschien, des näheren

ausgesprochen. Im praktischen Unterricht unterließ er bei keiner Gelegenheit, die Jugend auf die Schönheiten und künstlerischen Feinheiten der klassischen Dichtungen wie auf die Werke der antiken bildenden Kunst aufmerksam zu machen, um wenigstens die Schüler der beiden obersten Stufen tiefer in die Geheimnisse der Kunst einzuweihen. Wie tief überhaupt seine Kenntnis und wie wertvoll seine ästhetischen Vorlesungen gewesen sein müssen, beweist der Umstand, daß die Studenten der Universität die Erlaubnis erhielten, daran teilzunehmen und daß sie von ihr ausgiebigen Gebrauch machten. Wir werden auf die Schriften über Ästhetik später noch zurückkommen müssen.

Manso unterrichtete aber nicht bloß in den oberen Klassen, sondern auch, um das Vorurteil der Kollegen, als sei der Unterricht in den Anfangsgründen weniger ehrend, gründlich zu zerstreuen, in den unteren. Wöchentlich einmal versammelte er die Schüler sämtlicher Stufen zu sogenannten Repetitionen Wie er dabei verfuhr und welche Milde und Geduld er an den Tag legte, davon gibt uns Holtei, sein ehemaliger Schüler, in den Erzählungen seiner „Vierzig Jahre" I, 89ff. und 116[1]) eine Schilderung. Übertriebene Strenge fand nicht seinen Beifall. Denen, welche meinten, durch die fortschreitende Verfeinerung der Methode werde die Jugend verweichlicht, ruft er in dem angeführten Programm von 1793 zu: „Lieber ein weiches Gemüt, als ein rohes; denn jenes kann leicht gebessert werden, dieses aber nur sehr schwer." Mit Genugtuung bezeichnet er es als ein Charakteristikum der neuen Erziehungssysteme, daß sie aus der Menschenfreundlichkeit und Liebe zur Jugend hervorgegangen seien.

Wie er selbst so das Beispiel eines in jeder Hinsicht pflichtgetreuen Lehrers gab, so ermahnte er auch die ihm anvertraute Jugend zu ständiger Pflichterfüllung. In einer Schulrede[2]) „Über Johannes von Müller", den berühmten Historiker, entwarf er ihnen als nachahmenswertes Beispiel das

[1]) Dort findet der Leser auch manches über Mansos Persönlichkeit, ebenso in Holteis Artikel „So entstehen Gerüchte", Charpie II, 35, wo ein komisches Mißverständnis erzählt wird, zu dem Mansos Name Veranlassung gab.

[2]) Veröffentlicht in den schles. Prov.-Bl. Mai 1810, S. 397ff., wieder abgedruckt in Mansos „Vermischten Abhandlungen", S. 137ff.

Bild dieses arbeitsamen Mannes, wie es aus dessen Werken hervorleuchtet. Hatte er einst die Lehrer ermahnt, nicht einseitig die Wissenschaft zu betreiben, so legte er es auch den Zöglingen dringend ans Herz, nicht einem bloßen Berufsstudium nachzugehen. Als einmal sämtliche Abiturienten die Rechte zu studieren beabsichtigten, nahm er im Programm vom April 1805 zur Entlassungsfeier Gelegenheit, auf die Einseitigkeit der Juristen und die damit verbundene Verknöcherung im Paragraphenwissen hinzuweisen und bespricht die Frage „Wie Rechtsgelehrsamkeit unter uns studiert wird, und wie sie studiert werden sollte“. Er hält den jungen Leuten als Vorbild die umfassende Bildung der römischen Redner und Sachwalter vor Augen und macht im Anschluß daran dem preußischen Staate den bemerkenswerten Vorwurf, daß gerade in ihm die „verderbliche Sitte herrsche, die Menschen für ihr Fach nicht sowohl zu bilden als ab- oder zuzurichten“. Dieses Zuschneiden auf einen bestimmten Beruf in witzigen Worten geißelnd fährt er fort: „Da hört man von einer Mathematik für diesen und von einer Mathematik für jenen Zweck, von einer Zeichenkunst zu diesem und von einer Zeichenkunst für jenen Beruf, von einer Bildungsanstalt für diese und von einer solchen für jene Klasse; ja wer kann wissen, ob wir nicht nächstens von einer Theologie für Landpfarrer und von einer Theologie für Stadtgeistliche hören werden. In der Tat hat dieser Geist (man nennt ihn den praktischen, er sollte aber der faule heißen) sich unserer Jugend schon so bemächtigt, daß es beinahe not täte, man zeigte dem Knaben in Quarta an, wozu er mensa und amo lerne.“ Die Äußerungen über die Juristen verwickelten Manso in eine literarische Fehde mit dem Oberamts-Regierungsrat Merkel in Glogau, der in der zweiten Ausgabe seines Kommentars zur allgemeinen Gerichts-Deposital-Hypothekenordnung erklärte, Mansos Ansicht stütze sich lediglich auf unzulängliche Beobachtungen, flüchtige Kenntnisse und leere Vermutungen. In ruhigem Tone und mit würdevollen Worten wies dieser jedoch Merkels Unterstellungen zurück und ließ ihm eine gründliche Abfertigung zuteil werden, indem er ihn am Schluß seiner Programmrede vom März 1806 „Lehren wir in unseren Schulen auch nicht zu viel?“ auf die scharfen Verordnungen der preu-

ßischen Regierung gerade bezüglich der juristischen Beamten, auf seinen Umgang mit berühmten Männern des Rechts, die dieselbe Klage führten, sowie endlich auf seine Pflichten als Rektor hinwies.

Wenn von Mansos Bedeutung als Gelehrter gesprochen wird, so ist in erster Reihe auch seine pädagogische Tätigkeit hervorzuheben. A. Kahlert (Schlesiens Anteil an deutscher Poesie, Breslau 1835) nennt ihn S. 95 ff. „einen Schulmann, wie es wenige gegeben" und F. R. Fischer: „Geschichte und Beschreibung von Breslau" zählt ihn S. 130 zu den berühmtesten Rektoren des Magdalenäums[1]). Sein Ruf als Pädagoge aber war längst über Schlesien hinausgedrungen und hatte die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich gelenkt. Als durch W. v. Humboldt, Nicolovius und W. Süvern das Unterrichtswesen in neue Bahnen gelenkt und die Einrichtung dreier wissenschaftlicher Deputationen 1809 in Berlin, Königsberg und Breslau beschlossen wurde, welche sich behufs gemeinsamer Arbeit und Einheitlichkeit in der Unterrichtsleitung mit der betreffenden Sektion im Unterrichtsministerium in Verbindung setzen sollten, wurde Manso zum Vorsitzenden der Breslauer Deputation ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb. Genaueres über die Deputationen sowie die damaligen Bestrebungen der preußischen Regierung findet man in dem Artikel über J. W. Süvern von Dilthey in der a. d. Biogr., Bd. 37, S. 206 ff., wo auch der im Jahre 1810 herausgegebene allgemeine Schulplan für preußische Gymnasien mitgeteilt wird. Manso fand zwar in ihm viel Schönes, zweifelte aber an der praktischen Ausführbarkeit der Vorschriften und schrieb im Briefe an Böttiger vom 14. November 1810: „Nach meinem Urteil ist dessen, was gelesen werden soll, abermals zu viel, und der Stunden, in denen man es lehren soll, zu wenig. Was kann also geleistet werden?" Er hielt nach wie vor daran fest, daß das pädagogische Geschick des Lehrers und seine wissenschaftliche Ausbildung die erste Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung des höheren Schulwesens sein müßten. In dem Programm vom

---

[1]) S. auch Sam. Bauer: „Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Deutschlands".

[illegible]

Mansos Bedeutung als Dichter.

Gedichte verschiedenen Inhalts.

Die frühesten poetischen Erzeugnisse, bei denen der eingangs erwähnte Prediger Schmidt den wohlwollenden Beurteiler machte, sind verloren gegangen oder vielleicht von Manso selbst vernichtet worden. Sie werden sich aber in Inhalt und Form hauptsächlich an die Gedichte der griechischen und römischen Lyriker angeschlossen haben; wenigstens zeigen die ersten erhaltenen Versuche noch ganz jene antikisierende Richtung. Darauf weisen schon äußerlich die Namen der besungenen fingierten Geliebten wie Chloe, Lalage, Thamira, sowie das Versmaß hin. Wir finden bei der Mehrzahl der Gedichte dreimal die alkäische Strophe, in zwei Oden den dreimal wiederholten Asclepiadeus minor und Glyconeus und in der Ode an Lalage den Hexameter abwechselnd mit einem vierfüßigen katalektisch-daktylischen Verse. Die übrigen fünf Gedichte — im ganzen sind ihrer elf — bestehen aus gereimten Strophen mit beliebig langen entweder jambischen oder trochäischen Versen. Vier von ihnen haben Kreuzreime, nur das Lied „An die Unschuld" weist Paarreime auf. Obwohl es inhaltlich eigentlich eine kleine Ausnahme in dieser Gruppe von Jugendpoesien macht, trägt es doch ganz ihren Charakter an sich, wie die folgenden Strophen des verhältnismäßig noch besten Gedichtchens dem Leser zeigen werden.

„Unschuld, die mit Amorn mich so leicht versöhnet,
Die so gern die Wünsche keuscher Schönheit krönet,
Unschuld, meine Seele wird für dich Gesang
Und die Rede wandelt sich in Saitenklang.

Ohne dich ist Schönheit, ist des Lebens Freude
Leerer Tand. Sie reizen nur durch dich zum Neide,
Nur durch dich entzücken Becher, Tanz und Kuß;
Frohe Stunden werden erst durch dich Genuß.

[illegible] ihr dienet: [illegible] Phantasien
[illegible]herzen am [illegible] Lager: [illegible] schmachten [illegible]
[illegible] ihn her die [illegible] [illegible] strahlt sein Blick:
[illegible] Liebe [illegible] seiner [illegible] Glück.

[illegible] dieselbe gekünstelte Manier findet sich auch in den [illegible] „Liebestandeleien", wie man sie am ehesten mit [illegible] Namen bezeichnen könnte. In der „Warnung an [illegible]" gibt der Dichter einer jungen Schönen den Rat, [illegible] nicht allzu schnell dem schlauen Liebesgott anzuvertrauen. [illegible] zaubere zwar zuerst ein [illegible] jemand ins Herz, sei [illegible] zu wandelbar in seinen Launen:

Vielleicht, daß Ariadnes Schmerzen
Noch ein' dich warnt [illegible]
Ihr weinen Klipp und [illegible] von [illegible] treuen Herzen
War Theseus, als sie [illegible].

Der „Sieg über Amor" [illegible] die reizende Chloe, die allen Angriffen des [illegible] getrotzt hat, während der „Abschied von Thamira" die Klage eines [illegible] Jünglings über sein „grausames" Mädchen enthält, das [illegible] versagt und sein Herz einem andern bewahrt. [illegible] aber ebenfalls bald mit einer andern Geliebten und wendet Thamira [illegible] den Rücken.

Motive aus Horaz erkennen wir wieder, wenn der Dichter die junge Lalage an ihrem Geburtstage begrüßt und den Wunsch ausspricht, daß sie, die sich erst erschließende Knospe, rasch der Liebe entgegenblühen möge, oder wenn er in der Ode „An Chloe" die Geliebte ermahnt, doch ja nicht die schöne Jugendzeit für die Liebe unbenutzt vorüberstreichen zu lassen. An Properz I, 7 denkt man bei den Versen „An Doris", in welchen er sich mit allerlei quälenden Gedanken über die lange Abwesenheit seines geliebten Mädchens beschäftigt, in heißen Liebesworten ihr seine Sehnsucht ausdrückt und sie bittet, [illegible] bald in seine Arme zurückzukehren, oder wenn er [illegible] dem Gedicht „Stunden der Liebe" die Seligkeit des [illegible] Liebestraums vergegenwärtigt und die schöne Zeit [illegible].

Komm bald, komm heute zurück; der leiseste Hauch
Von deinen Lippen, ein Kuß des Grazienmunds
[illegible] als alle Seligkeiten
[illegible] die Zauberin Muse beglückt.

Der poetische Wert dieser an echter dichterischer Phantasie und originellen Gedanken armen Erzeugnisse jugendlicher Kunst ist nur ein ganz geringer. Sie erschienen 1785 im Anhange zum Ödipus, fanden aber kaum größere Beachtung.

Reifer nach Inhalt und Form sind jene Dichtungen, in denen wir Manso die Bahnen der deutschen und französischen Anakreontik wandeln sehen, für die ihm aber auch die griechische Anthologie Motive hergeben mußte. Als Entstehungszeit läßt sich im allgemeinen, da uns bestimmtere Angaben gänzlich fehlen, nur das Jahrzehnt von 1790—1800 etwa annehmen. Erschienen sind sie mit Ausnahme eines einzigen im ersten Teile der „Vermischten Schriften" von 1801.

Die Liebe ist auch hier das unerschöpfliche Thema, das in allen Variationen behandelt wird. Die Allgewalt dieser Göttergabe schildert uns nächst den Versen „An Arist" besonders das Gedicht „Amors Götterschaft" in dem es z. B. nach dem Vorgange des Franzosen de Bernis[1]) heißt:

„Ach wer dich kennt, kennt Sehnsucht und Verlangen.
Ein Wink, — und ihn ergreift der Liebe Brand;
Die Weisheit gibt sich willig dir gefangen
Das treuste Herz beschleichet Unbestand."

Wie schon in den Jugendgedichten, so wird natürlich auch in dieser leichten anakreontischen Liebeslyrik das geliebte Mädchen unter den verschiedensten, allerdings mehr modernen Namen gefeiert. Bald erscheint sie in Elise als die reizende Venus, von deren Munde der Dichter nicht oft genug das süße Wort „ich liebe dich" vernehmen kann, bald als die himmlische Amanda, der er zierliche Verse auf ein von ihr erhaltenes Blättchen schreibt, und das er zu ihr zu fliegen bittet:

Du aus dem feinsten Stoff gewebtes, zartes Blatt,
Klar wie der Geist, der meine Freundin schmücket,
Rein wie das Herz, das mich in ihr entzücket,
Und freundlich, wie der Blick, der mich bezaubert hat,
Du, das sie selber mir verehrte,
Sinnreiches, deutungsvolles Blatt,
Was Liebreiz mir gebot und mich Empfindung lehrte
Mein süßestes vertrau ich dir.

---

[1]) S. die Oeuvres mêlées de Mr. le Cardinal de Bernis en prose et en vers Amsterdam 1759.

Zieh hin, beglücktes Blatt, zieh hin, du kamst von ihr,
Und sage, wenn ihr Blick sich liebreich zu dir lenket,
Wie dieses Herz an sie nie ohne Sehnsucht denket,
Und ewig — aber nein, du sagst ihr nichts von mir."

Der Vergleich der Geliebten mit der Rose, der Königin im Reiche Florens, ist ebenfalls in der Anakreontik sehr beliebt. Mansos Gedicht, „Die Rose, ein Sinnbild für Amöne", ist dem Inhalte nach eine freie Wiedergabe der Ode anacréontique „la rose" des französischen Dichters und Abbés Bernard.[1]) Die Stimmung des Originals ist in den deutschen Versen ganz vortrefflich wiedergegeben und eine ähnliche, wie in dem gleichnamigen Gedichte von Uz. Ebenfalls eine Nachdichtung von Bernards épitre à Claudine ist das hübsche und ziemlich lange Gedicht „An Klärchen". Aber der Veränderungen und Umdichtungen sind so viele, daß man es fast mit einer selbständigen Dichtung Mansos zu tun hat, bei der nur noch das Motiv entlehnt zu sein scheint. In lebhaften Farben schildert uns der Verfasser die süßen Stunden der Liebe im Verkehr mit dem sich einfach und natürlich gebenden Landmädchen, das er im Gegensatz zur hochmütigen Kokette aus der Stadt stellt.

An Anakreons „Bild der Geliebten" erinnert unmittelbar die kleine Dichtung Mansos „An die Schöne, die ich wünsche" nach dem Französischen des Pezay. Schildert Anakreon dem Maler, wie er seine Geliebte malen solle, so werden uns hier zunächst die früheren Schönen vorgeführt, deren der Dichter überdrüssig geworden ist, und dann ein Bild der künftigen Geliebten entworfen, wie es seiner Phantasie vorschwebt. Schon im voraus aber gibt er dieser den Rat, ihm von ihren Reizen nicht zu viel zu gewähren, da erfahrungsgemäß die Liebe nach dem Genusse schwinde.

Dieses letztere Motiv bildet den Inhalt einer längeren Dichtung in zierlichen gereimten Jamben von „Amor und Psyche", die in Mathissons lyrischer Anthologie von 1807 erschien. Wir haben hier aber nicht jene sinnvolle Allegorie des Apulejus vor uns, sondern Manso hat der Erzählung dadurch einen Zug ins satirische verliehen, daß er Psyches Unglück, nämlich den Verlust ihres Liebhabers, aus der Unvorsichtigkeit hervorgehen läßt, mit der sie ihre Reize dem Auge des Neugierigen entschleiert und ihn so bald Gleichgültigkeit erfaßt.

Einen ähnlich anzüglichen Stoff behandelt die komische Romanze von „Tithon und Aurora" für die der Verfasser das Vorbild in Moncrifs Erzählung[2]) „Le rajeunissement ou les amours de Tithon et de l'Aurore" fand. Nach der antiken Sage ward Aurora von Liebe zu dem schönen Tithon ergriffen und sie bat Jupiter, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen. Ihr Wunsch ward erfüllt, aber da sie vergessen hatte, zugleich um ewige Jugend zu bitten, so ging Tithon einem traurigen Greisenalter entgegen.

---

[1]) Vgl. die „Oeuvres complètes" de Mr. Pierre Jos. Bernard Paris et Londres 1777 und 1795.

[2]) S. Oeuvres de Moncrif, membre de l'Académie française et de celles des Sciences et Belles-Lettres de Nancy et de Berlin. Nouvelle édition Paris 1791.

Diese einfache Darstellung hat Moncrif durch einen feinen Zug ins Komische erweitert und Manso hat ihn übernommen. Er läßt Aurora zwar auch um ewige Jugend bitten, aber von Zeus die Gewährung ihres Wunsches an die Bedingung knüpfen:

„So oft ihm deine Huld das Süßeste gewährt,
Was in der Liebe Schoß der Liebende begehrt,
Rückt seine Lebenszeit — die Parze sprach das Wort, —
In einem Augenblick fünf Jahre weiter fort.

Diese kleine Änderung macht es möglich, die Erzählung in die Länge zu spinnen und das Liebespaar in allerlei delikaten Situationen zu zeigen. Die Bedingung schwebt wie ein Schreckensgespenst über ihm und trübt die süßesten Stunden. Längere Zeit gelingt es ihrer Willenskraft zwar, sich zu beherrschen; aber feurige Liebe bindet sich schließlich nicht an die kalte Vernunft. So altert Tithon von Stufe zu Stufe und schon ist er 80 Jahre alt. Aurora klagt, aber Tithon erwidert ihr scherzend:

„Beruhige dein Herz! Mein Frühling ist verschwunden.
Bedauern darf ich ihn, bereun kann ich ihn nicht.
Auroren opfert ich des Lebens frohe Stunden,
O Götter, hättet ihr noch einen Lenz für mich
Um an Auroren ihn noch einmal zu verlieren!"

Manso fand es für notwendig, dem Gedichte eine Einleitung vorauszuschicken, in der er, auf den Inhalt Bezug nehmend, nach Horazischer Weise die Jugend mit ihren Vergnügungen preist und zu rechtem Genuß derselben auffordert.

In diese Klasse erotischer Lyrik gehört auch eine umfangreiche Dichtung Mansos „Die Tauben der Venus" in drei Gesängen, welche 1796 im vierten Bande von Beckers „Erholungen", einer Sammelschrift, erschienen.

Der Inhalt ist kurz folgender: „Philint, ein sizilianischer Hirt, liebt das schönste Mädchen der Flur, Adelinde, kann aber keine Erhörung finden. Er wendet sich an Venus, welche ihm Hilfe verspricht und ein Taubenpaar sendet, durch dessen Anblick sich in dem Mädchen die Liebe entzündet, so daß sich Philint in kurzem auf dem Gipfel seines Glückes sieht. Allein seine Freude dauert nicht lange; Amor ist gegen diesen Bund und nimmt Rache, indem er den Tauber entführt und selbst dessen Gestalt annimmt. Inzwischen erregt er Philint im Schlafe einen trügerischen Traum, der sein Herz mit Eifersucht erfüllt. In Unmut begibt sich dieser mit Tagesanbruch zu seiner Geliebten und erzählt ihr die Ursache seines Kummers. Adelinde beteuert ihre Unschuld, doch der Tauber in ihrem Schoß verwandelt sich plötzlich zum Amor und Philint verläßt gekränkt die Geliebte. Er begibt sich zu seiner Schutzgöttin und klagt ihr sein Leid, und diese tröstet ihn und führt ihm schließlich den Tauber wieder zu. Um dieselbe Zeit aber bringt auch die seufzende Adelinde

die verlassene Taube der Venus zurück. Der Anblick des kosenden Taubenpaares läßt auch die beiden Liebenden den Schmerz der Trennung vergessen und die Freude zieht wieder ungestört in ihr Herz ein."

Die Anlage dieses poetischen Gemäldes ist zwar höchst einfach, aber man wird nicht sagen können, daß sie gerade sehr glücklich ist. Es wäre besser gewesen, Verwicklung und Lösung aus dem Charakter der beiden Liebenden herzuleiten, anstatt durch einen Streich Amors, der wie ein „deus ex machina" wirkt, den Knoten zu schürzen und die Entstehung und Rückkehr der Liebe durch den zufälligen Anblick eines Taubenpaares zu bewirken. Alles wäre dann weit natürlicher und innerlich zusammenhängender geworden. Einzelne Stellen sind sonst ganz vortrefflich gelungen und die glatten jambischen Verse zeigen Mansos Virtuosität in der Handhabung der Sprache.

In dem Schaffen des Anakreontikers Manso bedeutet diese Dichtung den Höhepunkt. Von den noch übrigen meist kleineren Gedichten sind nur noch zwei wegen ihrer literarischen Verwandtschaft des Erwähnens wert — „Die Flucht Amors" und „Aminth und Daphne". Das erstere, ein niedliches Madrigal nach einem Vorbilde des französischen Anakreontikers Senecé[1]) behandelt ein sehr bekanntes Motiv, das auch Uz in dem Gedicht „Der verlorene Amor" verwandt hat, das sich aber schon in der griechischen Anthologie bei Moschus findet: Venus trauert im Haine von Paphos um ihren verloren gegangenen Liebling und verspricht dem Wiederbringer desselben einen Kuß von ihren Rosenlippen. Der Dichter führt ihr den in seinem Herzen sich versteckt haltenden kleinen Schalk wieder zu, verzichtet aber aus Vorsicht auf den Kuß. Witziger ist der Schluß bei Uz, der den Liebesgott bei den Mädchen zu suchen vorschlägt. Das zweite Gedicht ist ein verliebter Streit zwischen einem Hirten und seinem Mädchen, wie er sich bei den griechischen Idyllendichtern vielfach findet.

Eine gänzlich andere Stimmung als in diesen leichten Scherzen liegt in einem Zyklus von Gedichten, welche mit dem gemeinsamen Namen „Erinnerungen der Liebe" überschrieben sind. Ihre elegische Natur kennzeichnet meist schon in formaler Hinsicht das Versmaß — das Disti-

[1]) S. Oeuvres complètes de Senecé, Paris 1805.

chon. Sehnsucht nach entschwundener Liebe und edle Entsagung sind die stets wiederkehrenden Grundakkorde. Wir wissen nicht, ob Manso je die Freuden und Leiden der Liebe gefühlt hat, — er ist unvermählt geblieben, — aber diese Gruppe Poesien zeigt doch so viel wahres, natürliches Gefühl, daß man es fast annehmen möchte; auch scheint eine Stelle in der noch zu erwähnenden Elegie an die Heimat bestimmt auf eine Jugendliebe hinzuweisen. Mitunter weht uns aus diesen Distichen eine, man könnte sagen, fast Petrarkische Stimmung entgegen, was auch nicht zu verwundern ist, da der Dichter in den Jahren 1795—1800, in welcher Zeit auch diese Gedichte entstanden sind, sich sicher mit Petrarka beschäftigte.

Unter dem fingierten Namen „Adelaide" tritt uns in ihnen ein Mädchen entgegen, das durch ihre gewinnenden Eigenschaften die Herzen bezaubert und den Dichter fesselt. Zärtliche Situationen werden uns geschildert, die oft einen dramatischen Charakter annehmen, trübe und frohe Stunden, von denen erstere meist durch den Dämon Eifersucht hervorgerufen werden, ziehen an uns vorüber, kurz wir nehmen teil an dem wechselnden Schicksal zweier verliebten Seelen. Bald feiern wir mit ihnen und einem Kreise fröhlicher Freunde den Geburtstag der Geliebten, bald machen wir den mitfühlenden Zuschauer, wenn uns der Dichter den Besuch seines Lieblings im eignen, matt erleuchteten Zimmer des Abends schildert. Ein anderes Mal treten wir mit dem tief Betrübten an das Bett der Kranken und teilen seinen Schmerz, dann wieder jubeln wir mit ihm über ihre endliche Genesung. Doch leider! Der Liebestraum nahm ein jähes Ende. Das innigste Band, das beide aneinander geknüpft, zerriß durch die Untreue des Mädchens, und der Dichter, dessen anfängliche Wehmut schließlich in edle Entsagung übergeht, macht seinem gepreßten Herzen Luft in der Elegie „Was sie mir nahm und gab",[1]) in der er das Erlebte noch einmal an sich vorüberziehen läßt und dann am Schlusse ausruft:

„O tief hinab in Lethes Strom versenken
Möcht ich das Bild, das meinen Jammer nährt,
Und doch — und doch ist mir das Angedenken
An ihre Huld und meine Qual so wert;
Und doch gewann ich in der wunderbaren
Mir täglich süßern Dienstbarkeit,
So manches, was mein Herz sich zu bewahren,
Mein Geist sich zu erneuern freut.

---

[1]) So lautet die Überschrift in den „Vermischten Schriften" 1801. In Matthissons „Lyrischer Anthologie" 1807 erschien es unter der einfachen Bezeichnung „Elegie". In Beckers „Taschenbuch" für 1800 und in Pölitz's „Handbuch zur Lektüre deutscher Klassiker" 1825 Teil II, S. 122, führt es den Titel „Seligkeit der edleren Liebe".

Wer sonst als sie gab mir das stille Sehnen,
Das bald mit Lust und bald mit Schmerz erfüllt?
Wer lehrte mich, was aus der Duldung Tränen
Für himmlisches Entzücken niederquillt?
Was zog mich zu der Freude Melodien
Und band mich an der Schwermut Ach?
Was gaukelt noch in bunte Phantasien
Mir in vertraute Schatten nach?

Vergiß dein Wort und mich Adelaide,
Vergiß den Kuß, mein teures Unterpfand!
Ich werde nie dein zu gedenken müde,
Und ehre gern, was ich für dich empfand.
Das Saitenspiel, das mir im Busen tönet,
Ist deiner Liebe Wiederklang,
Was heute noch mich mit der Welt versöhnet,
Der Traum, der schmeichelnd mich umschlang.[1])

Dieser milde Schmerz, wie er in den wenigen Strophen ausgegossen ist, gibt sich am deutlichsten in der Elegie „An die Heimat" zu erkennen. Sie ist zum Unterschiede von dem vorigen Gedichte, für das Manso ein in der Lyrik ziemlich seltenes Versmaß — gereimte fünffüßige Jamben, abwechselnd mit zwei Vierfüßlern im 6. und 8. Verse jeder Strophe — verwandt hat, in kunstvoll gebauten Distichen abgefaßt. Da sie mit zum Schönsten gehört, was M. überhaupt gedichtet hat, so möge sie hier ihren Platz finden:

Heimat.

Ewig schwebet mein Geist um euch, ihr heimischen Berge!
Ewig sehnt sich das Herz, Vatergefilde nach euch!
Werf ich ins Freie hinaus den Blick, so ruht er im Westen;
Irr' ich im fröhlichen Lenz durch die verwandelte Flur,
O so lenkt sich der Schritt von selbst zu den Pfaden im Abend,
Wie er zum Hügel sich lenkt, der, was man liebet, umschließt,
Und das stille Gefühl der Wehmut dringt an die Seele,
Daß ihr die Jugend entfloh, wo sich die Sonne verbirgt. —
Ach, was fesselt mich dann, nach dieser Reihe von Jahren,
Immer mit solcher Gewalt an das entfernte Gefild?

---

[1]) Nicht uninteressant dürfte die Mitteilung sein, daß dieses sanftesten Wohllaut atmende Gedicht noch in den Dreißiger Jahren hier in Breslau fleißig zur Guitarre gesungen und unter dem Namen „Mansos Schwanenlied" in Abschriften von Hand zu Hand verbreitet wurde mit Varianten, die zum Teil von der Anpassung der ungleichen Verszeilen an die Melodie herrühren (Schl. Prov.-Bl., Neue Folge, 4 1865, S. 355).

Ist doch, seit ich's verließ, so vieles verjüngt und veraltet,
Und mir das Teuerste selbst, Vater und Freunde geraubt.
Muß ich doch tränend mir stets, so oft ich's grüße, bekennen,
Wiederum fragst du nach dem, fragst du nach jenem umsonst.
Ja so ist es; es sprechen mich itzt viel fremde Gestalten,
Fremde Namen mich an; aber das Bessere blüht
Darum unwandelbar fort, die Erinnerungen der Jugend,
Die du, freundliches Land, mir in den Busen gesenkt.
Deine Gebirge, so kühn aneinandergereiht und so endlos,
Rissen den Knaben zuerst über die Erde empor.
In der entwurzelten Kraft der Tann' und im Brausen des Waldstroms
Hat er zuerst der Natur furchtbare Größe bestaunt,
Und in der Wiese voll Tau und voll Schmuck der Schönheit die ersten
Zeugen erwachten Gefühls, freudige Tränen geweint.
O wie genoß ich so ganz mich selber, wenn ich vom stillen
Abend umfangen, im Schoß einer der duftigen Höhn,
Vor mir die sprühende Glut der Eisenhütten im Walde,
Und der Hämmer Getös dumpf in der Tiefe des Tals,
Unstät immer umher auf der Dichtung Fittigen schwärmte,
Und mich in Welten vergaß, die ich soeben erschuf!
Oder wenn ich, entzückt von der Vorzeit Lied, die geweihten
Namen und Gräziens Reiz, heimische Flur, dir verlieh,
Hier in der Spitze des Bergs die Gipfel des stolzen Lycäus,
Dort im geschlängelten Bach Mincius' Krümmungen sah,
Und im lebendigen Baum das Weben der jungen Dryade,
Und im plätschernden Quell Salmacis Rauschen vernahm?
Soll ich des höhern Glücks, des wärmern Lebens gedenken,
Das mir die Freundschaft in dir, das mir die Liebe beschied?
Geht, Neugierige, geht, fragt meine Reime! sie haben,
Schwach zwar, aber getreu, jene Gefühle bewahrt! —
Ach! was tauschen wir doch, wenn in der ruhigen Seele
Kein verwegener Wunsch, keine Begierde sich regt,
Sagt, was tauschen wir Städte mit Städten, Länder mit Ländern?
Bleibe jeglicher doch, wo es ihm wohl ist und leicht!
Wie das zarte Gewächs nicht in jeder Zone gedeihet,
Also kränkelt, verpflanzt, mehr noch der zärtere Mensch,
Oder vergißt, entartend, der eignen Natur und verleugnet,
Was er aus fremder Flur Liebes und Schönes empfing. —
Ich vergessen mich selbst und den Traum der glücklichen Jugend? —
Näher heran an mein Herz, näher, du holde Gestalt!
Zwar ein Wölkchen von Gram trübt immer dein freundliches Auge
Aber du wärest mir nicht ohne das Wölkchen so lieb.

Auf die letzten vier Verse und auf die Worte „Das mir die Liebe beschied", Vers 37, möchte ich die vorher getane Behauptung stützen, daß auch Manso einst das Glück wahrer

Liebe genossen. Für den echt poetischen Geist dieser Elegie aber zeugt die Tatsache, daß dieselbe in den meisten Gedichtsammlungen jener Zeit Aufnahme fand; noch 1839 finden wir sie in der deutschen Anthologie für Schulen, herausgegeben von Joh. Wilh. Oelsner, abgedruckt. Mansos Sehnsucht nach der Heimat war noch gegen Ende seines Lebens so rege, daß er am 14. September 1814 an F. v. Raumer schrieb: „Werde ich je das Land meiner Jugend, den Boden meiner frohesten Erinnerungen wieder betreten? Was ist nicht alles seit dreißig Jahren auf diesem kleinen Raum für mich verblüht und untergegangen!" Merkwürdig bleibt es unter diesen Umständen, daß er, als 1807 seine Berufung als Hofrat und Oberbibliothekar nach Gotha erfolgte, dies Anerbieten ausschlug. Die schles. Prov.-Bl. bemerken hierzu: „Mehrere Ursachen, die nicht vor das Publikum gehören, haben ihn jedoch bewogen, diese in mehreren Hinsichten für ihn annehmliche Aufforderung abzulehnen und bei uns zu bleiben."

Waren diese Ursachen vielleicht der inzwischen eingetretene Tod seiner Eltern? Aber es lebte ihm damals ja noch ein Bruder in Gotha. Oder war es etwa eben jene unglückliche Liebe, die ihm den Aufenthalt in der Vaterstadt verleidete? Gewiß trug auch neben der Freude an seinem Beruf als pädagogischer Leiter einer berühmten Anstalt das dazu bei, daß seine intimsten Jugendfreunde wie Stroth, Gotter und Schaz inzwischen verstorben waren. In den „Vermischten Schriften" hat er den früh Verstorbenen — ersteren raffte geistige Überanstrengung dahin, letzterer fand als holländischer Offizier im Kampfe ein frühes Grab — ein poetisches Denkmal gesetzt „Dem Andenken der Freundschaft" überschrieben. Stroth ist übrigens derselbe, an den die Ode „An Stroths Genius" im Anhange zum Ödipus 1785 gerichtet ist, und worin er den Genius bittet, möglichst bald zu seinem kranken Freunde zurückzukehren. Unter den Freundschaftsgedichten befindet sich auch ein kleineres auf Garve[1]), Mansos intimsten Freund

[1]) Heinrich Fülleborn, Professor der Philosophie in Breslau, veröffentlichte nach Garves Tode einige Materialien zu dessen Lebensbeschreibung und Charakteristik seiner Schriften, doch sagt er bezüglich seiner Skizze: „Freilich, wenn ich daran denke, daß von seinen vertrauten Freunden ein Weiße und Spalding leben, und was diese über Garve schreiben könnten; oder wenn ich mich an den ebenfalls sehr vertrauten Umgangsfreund des Verewigten, den geschmack-

in Breslau, der ebenfalls inzwischen, 1798, aus dem Leben geschieden war. Alle die genannten in Distichen abgefaßten Gedichte durchzieht der Schmerz des Überlebenden über das Schicksal der Edlen, an deren kalter Urne Muse und Freundschaft sich still weinend die Hände reichen. Den Schluß der ganzen Gruppe bildet die Grabschrift „Thyrsis", die an poetischem Wert der Elegie „Heimat" nahe kommt. Sie erinnert im Inhalt sehr an die Grabschrift in dem „Dorfkirchhof" von Gray und diejenige, welche die Sammlung der Gedichte von Schaz beschließt — die schönste Blume, welche dieser geistreiche Dichter auf sein Grab gelegt hat. —

Neben diesen elegischen und anakreontischen Gedichten entstanden aber in dem letzten Jahrzehnt des ausgehenden Jahrhunderts noch eine Reihe größerer literarischer Erzeugnisse, welche wir unter dem Gesamtnamen der

Lehrdichtungen

zusammenfassen können. Schon bei Gelegenheit der Übersetzungen habe ich darauf hingewiesen, daß Manso gerade für dieses Gebiet der Poesie vermöge seiner Naturanlage stets die größte Teilnahme gezeigt hat. Und wenn wir auf den Wert und den Umfang seiner Schöpfungen dieser Art blicken, so dürfen wir wohl sagen, daß M. in ihnen seine bedeutendsten Leistungen aufzuweisen hat. Bei ihrer Besprechung wollen wir seine schon früher angezogene Epistel an Garve vor-

vollen Manso erinnere, so möchte ichs wohl aufgeben eine Zeile zu schreiben." Diesem Winke folgend, gab Manso wirklich in einem Programm von 1799 eine, in den vermischten Abhandlungen 1821 wieder abgedruckte Charakteristik Garves, in der er ihn als praktischen Philosophen schildert, der, angeregt durch die Engländer, namentlich Hume zwar kein vollständiges System ausgearbeitet und sich nie in abstrakte Spekulationen eingelassen, aber auf Grund einer lebendigen Welt- und Menschenkenntnis Beobachtungen zu machen, die gewonnenen Ideen weiter auszugestalten und nutzbringend zu verwerten gewußt habe. Sein Verdienst kennzeichnet er hauptsächlich als das eines Kommentators und Wegweisers auf den verschiedensten Gebieten der Moral, der Ästhetik und Politik und seine diesbezüglichen Arbeiten rühmt er wegen ihrer Klarheit und Prägnanz. Im Verein mit seinem Freunde, dem Oberbibliothekar Schneider, gab er später 1800—1803 noch Garves Schriften heraus. Es sind dies folgende: 1) Der 4. und 5. Bd. der „Versuche über einige Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" 1800—1802. 2) „Vermischte Aufsätze, welche einzeln und in Zeitschriften erschienen sind" 1800. 3) „Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" 1802. 4) „Briefe v. Chr. Garve an Chr. Felix Weiße und einige andere Freunde" 1803.

ausnehmen, weil sie ihres polemischen Inhalts wegen aus dem Rahmen der übrigen herausfällt. Sie erschien 1796 zu Leipzig in einem geschmackvollen Quartbändchen[1]), das Titelblatt ausgestattet mit einer im echten Geist der griechischen Basreliefs gedachten und von Geyser meisterhaft ausgeführten Vignette: Minerva, sitzend, unterhält sich mit der Muse Klio, die eine Abbildung der Erdkugel im Arme trägt. Erato steht hinter ihr und horcht, die Laute ruhend in die Hüfte gestützt, auf das Gespräch. Zwischen beiden Musen steht Amor und schlägt die Flamme seiner Fackel in die Saiten, um anzudeuten, daß leidenschaftliche Empfindung dem philosophischen Geiste die nötige Wärme erteilen muß.

Der Untertitel der Epistel „Über die Verleumdung der Wissenschaften" sagt uns hinlänglich, gegen wen sich der Inhalt im Grunde richtet. Bekanntlich hatte Rousseau die von der Akademie zu Dijon im Jahre 1749 gestellte Preisfrage „Ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe" in seinem „Discours sur les sciences et les arts", 1750, mit entschiedenem „Nein" beantwortet. In seiner Beweisführung ging er von dem Satze aus „Der Mensch ist von Natur gut"; darum besitzt er nach seiner Meinung die Kraft, ohne Kenntnis von Wissenschaft und Kunst sich zu veredeln und zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen. Denn es hat Völker gegeben, welche, auch ohne von den Wissenschaften in unserem Sinne eine Ahnung zu haben, tatkräftig und gesittet waren. Im Gegenteil hat die Kenntnis der letzteren dem Menschen viel geschadet. Rousseau behauptet, kein Volk zu kennen, das im Besitze derselben zugleich auch moralisch gewesen sei. Den Beweis für seine Aufsehen erregenden Behauptungen führt er an der Hand der Geschichte.

Selbstverständlich erstanden Rousseau bald eine Reihe von Gegnern und zwar zunächst aus den Kreisen seiner eignen Landsleute. So veröffentlichte ein Herr Gautiers in dem von Grimm geleiteten „Mercure de France" vom Oktober 1751 eine Widerlegung, deren Ausführungen in den Worten gipfeln, daß, wenn man auch wirklich beweisen könnte, daß die Verderbnis

---

[1]) Wieder abgedruckt in den vermischten Schriften.

der Sitten zugleich mit den Wissenschaften hervorgekommen sei, es doch immer noch keine Folge sei, daß das Bestehen der Rechtschaffenheit im allgemeinen von ihrer Ausbreitung abhänge. Ähnlich sagt Lessing im Neuesten aus dem Reiche des Vergnügens und Witzes: „Verfall der Sitten und Staaten begleiten einander, ohne die Ursache und Wirkung voneinander zu sein." (S. Lessings sämtl. Schriften, herausgegeb. von Lachmann-Muncker V, 64 ff.) Eine zweite Gegenschrift von einem gewissen Bordes vertrat im Sinne der römischen Kirche die Anschauung: „Der Mensch ist von Natur böse; er war dem wilden Tiere gleich, bevor das Licht der Wissenschaften ihn veredelte." Das ist also das gerade Gegenteil von Rousseaus Sätzen. Im Anschluß an obigen Ausspruch sagt Bordes: „Unsere Sitten sind die bestmöglichen. Die etwa noch vorhandenen Laster haben ihren Ursprung in der menschlichen Schwachheit, die Wissenschaften haben keinen Anteil daran. Der Luxus ist nicht aus ihnen entstanden, seine Folgen können ihnen daher nicht zugeschrieben werden. Origineller war die Antwort, welche der gelehrte und nach seiner Absetzung in Paris lebende Polenkönig Stanislaus Lesczinsky Rousseau gab. Indem er auf dessen eigne Ausbildung hinwies, sagte er treffend: „Rousseau ist wie ein Kind, das seine Amme schlägt."

Neben diesen und einigen andern Entgegnungen von französischer Seite[1]), gegen die sich der Genfer Philosoph energisch zur Wehr setzte, wollen wir noch einige deutsche Schriften erwähnen; denn auch diesseits des Rheins erhoben sich Stimmen gegen den kühnen Franzosen. Am Geburtstage des Kurprinzen Friedrich Christian von Sachsen 1752 wurden an der Universität Leipzig von vier Mitgliedern der Gesellschaft der freien Künste Reden gehalten, welche sämtlich diese Streitfrage zum Gegenstand der Untersuchung machten und zumeist auf Grund geschichtlicher Tatsachen Rousseaus Behauptungen als unsinnig zurückwiesen.

Mit der Zeit aber schwand die Teilnahme für diese Dinge. Es erwachte erst wieder als mit dem Ausbruche der französischen Revolution die gleißenden Ideen von Freiheit und Gleich-

[1]) Der Leser findet diese Gegenschriften vereinigt in: Joh. Jakob Rousseaus philosophische Werke aus dem Französischen übersetzt von Real und Wesenberg 1779.

heit anfänglich so viele begeisterten und sie mit Leidenschaft sich in den Strudel der Bewegung stürzen ließen. Wie man nun sah, welche traurigen Folgen die Revolution zeitigte, da wandten sich die meisten mit Abscheu von den Bildern des Jammers und Schreckens hinweg. Und in Verkennung der geschichtlichen Entwicklung und der Verhältnisse Frankreichs schrieb man dies Unglück den Wirkungen falsch verstandener Lehren der Philosophie zu, verdammte die schädliche Aufklärung und beschuldigte einzelne Gelehrte geradezu, das französische Volk absichtlich durch ihre trügerischen Lehren verhetzt zu haben. Das Verhalten einzelner Gelehrten während der ganzen Bewegung war gerade nicht geeignet, derartige Anschuldigungen zu entkräften, abgesehen davon, daß Rousseaus eigne sozialpolitische Schriften in der Tat manchen Zündstoff in die Nation geworfen hatten. Indem man nun die Revolution als ein Denkmal des Rückschritts in dem Entwicklungsgange der Menschheit auffaßte, warf man von neuem die Frage auf, ob nicht die Wissenschaften wirklich mehr schadeten als nützten, und ob es nicht besser wäre, wenn sie nur auf wenige vorzügliche Köpfe und lautere Männer beschränkt blieben, ein Verlangen, dem schon Rousseau Ausdruck verliehen hatte. Diese Ansichten wurden in Deutschland bald mehr bald weniger laut, und Manso sucht in seiner Streitschrift gerade einerseits die Behauptung von der Schädlichkeit der Wissenschaften zu widerlegen und anderseits festzustellen, daß die Menschheit ständig auf dem Wege zu ihrer Veredelung fortschreite. Er knüpft an die eben erwähnten Meinungen an und bezeichnet gleich im Anfange die Versuche, die Bedeutung der Wissenschaften herabzuwürdigen oder ihre Ausbreitung gänzlich zu verhindern, wie ihn einst Cato zu Rom unternahm, für törichten Unverstand. „Denn der Trieb nach Weisheit, so führt er aus, ist dem Menschen angeboren und gehört zu seinem unzerstörbaren Wesen, das sich nicht gewaltsam unterdrücken läßt.“ Diese glückliche psychologische Beobachtung der menschlichen Natur fand den lebhaftesten Beifall der Kritik[1]) und trifft ohne Zweifel den Kern der Sache.

---

[1]) Man sehe z. B. die Gothaische gel. Zeitung, 1796 St. 26, S. 226ff. und die Neue Bibl. der schön. Wissensch., Bd. 57, St. 2, S. 302ff.

Manso hätte sogar noch weiter gehen und sagen können: „Ohne geistiges Leben würde ein Staat überhaupt aufhören zu existieren. Die Erhaltung und Förderung der Wissenschaften ist für ihn durchaus notwendig, will er nicht in Ohnmacht und in Nichts versinken.“ Indem er nun auf den Einfluß der Wissenschaften im allgemeinen zu sprechen kommt, giebt er zwar zu, daß mitunter das Streben nach Erkenntnis geeignet sei, Zwiespalt im Herzen zu erregen und auf falsche Bahnen zu führen, erklärt aber, daß das nicht an den Wissenschaften, sondern an uns liege, die wir nicht verstünden, die Blumen auf den Gefilden der Weisheit zu pflücken:

„. . . . . doch ist's nur Wesen
Von höherer Natur verliehn,
Den Duft der Blumen rein und lauter einzuziehn.
Wir andern, für das Los der Sterblichkeit erlesen,
Verfolgen ohne Rast die Pfade, wo sie blühn,
Zufrieden, wenn zuletzt für eifriges Bemühn
Die holden Schwestern (Kamönen) uns erlauben
Ein Blütchen oder zwei auf ihrer Flur zu rauben.“

Diese Verse erscheinen wie eine Reminiszenz aus Plato, wenn dieser in seinem Briefe an die Freunde und Angehörigen des Dion (Nr. 7)[1]) den Ausspruch tut:

„Übersinnliche Gegenstände kann man nicht anschaulich machen, sondern nur mit Worten, die mit den Dingen selbst nichts gemein haben, beschreiben. Der Leser oder Hörer muß sich aus den beschreibenden Worten selbst erst ein Bild von der Sache zusammensetzen, dies vermag ein gewöhnlicher Mensch nicht zu tun. Die Beschreibung wird ihm also zu nichts helfen. Er wird sich kein, oder nur ein falsches Bild von der Sache machen.“

Gegenüber diesem möglichen Schaden nun fragt Manso hinwieder: „Was hat die Beschäftigung mit den Wissenschaften dem Menschen überhaupt für Segen gebracht?“ Damit seine Antwort nicht der nötigen Anschauung entbehre, entrollt er im folgenden ein Bild von den Bestrebungen und Erfolgen der griechischen und römischen Weisen und schildert dann im Gegensatz dazu das gänzliche Versinken in die Nacht des Geistes im Mittelalter. Die römische Kirche bezeichnet er als eine die Kultur hemmende Macht, die auf alle Weise die Ausbreitung der Wissenschaften, insbesondere der Naturwissen-

[1]) S. die Übersetzung von G. Schlosser, Königsberg 1795.

schaften, zu hindern versucht habe, in der sichern Erkenntnis, daß mit der geistigen Aufklärung der Menschheit auch die Macht der Kirche dahin sei:

„Das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus erst brachte der Welt die Erlösung von dem Glaubenswahne, sodaß sie fürderhin freier atmete. Luther trat auf und zeigte sich wirklich als der Schwan, den Huß auf dem Scheiterhaufen prophezeite."[1]) Seit seinem Auftreten, sagt Manso, habe die Aufklärung ihren Siegeszug durch Europa gehalten; auf Italien sei Frankreich, England und schließlich auch Deutschland gefolgt:

„Schon ist der Weisheit Losung zweifeln,
Schon sinken Meinungen, bewundert einst, ins Grab,
Und kühler Spott und herber Tadel träufeln
Aus Baylens Kiel auf alten Wahn herab."

Es folgt nun eine anziehende, inhaltreiche Schilderung von dem allmählichen Ausbreiten der Naturwissenschaften und zugleich ein rühmender Hinweis auf ihre für jeglichen Fortschritt so große Bedeutung.

In dieses Lob der Wissenschaften stimmte sein Freund Garve, der in fast täglichem Gedankenaustausch mit ihm lebte, ein, indem er fast gleichzeitig, 1796, ein „Lob der Wissenschaften" erscheinen ließ. Der Titel zeigt uns schon die Tendenz der kleinen Schrift an: Die einzelnen Zweige der Wissenschaften, wie Dichtkunst, schöne Literatur, Geschichte, Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften werden einzeln durchgegangen und dabei darauf hingewiesen, welche Vorteile und welches Vergnügen die Beschäftigung mit ihnen dem Menschen gewähren können, wenn er nach Erlernung der notwendigen Grundlagen recht in ihren Geist einzudringen und sie zum Nutzen der Mitmenschen zu gebrauchen verstehe. (S. Garves vermischte Aufsätze, 1. Teil, Breslau 1796, S. 275 ff.)

Im zweiten Teil seiner Epistel kommt Manso zu der Frage des Einflusses auf die Sitten. Er verweist auf die eben gegebene Darstellung der Geschichte der Wissenschaften und zieht aus ihr den Schluß: „Man kann nicht zugeben, daß die letzteren zur Verbesserung der Sitten nichts beigetragen haben sollen, denn sie haben doch den schädlichen Aberglauben gebrochen,

---

[1]) Die Frage nach der Echheit dieser Prophezeihung wird von Manso in einer Einladungsschrift zum Reformationsfest 1817 angeschnitten: „Disputatur, an vere de Martino Luthero vaticinatus sit Joannes Hussus". M. kommt zu dem Ergebnis, daß sie unecht und eine spätere Erfindung sei. Vgl. die vermischten Abhandlungen 1821, S. 151 ff.

frommer Heuchelei die Maske vom Gesicht gerissen, und vor allem die Menschen edler von ihren Mitbrüdern denken gelehrt, so daß Erscheinungen wie Menschenhandel und Sklaverei ausgerottet sind. (?) Es ist zuletzt nicht gleichgültig, in welchem Jahrhundert man geboren ist, und wir sollten dankbar sein, in einer Zeit solchen Fortschritts zu leben. Niemand werde z. B. wünschen etwa zur Zeit Attilas oder der Kreuzzüge gelebt zu haben:

„Wie? wenn ein Zauber dich in jene Zeit versetzte
Wo, vor der Kirche Ruf, sein Knie der Kaiser bog,
Und weil's ein Mönch für Tugend schätzte
Europa wiederholt zum heil'gen Grabe zog."

Diese Ansicht über die Kreuzzüge wie über die Bedeutung des Mittelalters im allgemeinen, auf die wir schon bei Besprechung seiner Übersetzung des Tasso hingewiesen, hat für Manso nichts auffälliges. Ist sie doch dem ganzen Aufklärungszeitalter mehr oder weniger eigen. Selbst Schiller huldigt ihr in der Abhandlung „Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter", wenn er auch hinterher die wohltätigen Folgen dieser Züge zugeben muß. Wir freilich sehen heute im Mittelalter nicht mehr bloß jene Zeit finstern Wahns, und die Kreuzzüge betrachten wir vielmehr als einen Segen für den Fortschritt der Kultur, wie ihren Anreger als ein Werkzeug in der Hand einer höheren Macht. Im übrigen aber hat jene Anschauung der unbefangenen Geschichtsauffassung Mansos keinen Eintrag getan. Hatte Wieland bereits früher erklärt, die Menschheit beschreibe in ihrem Entwicklungsgange keinen Kreis, sondern eine Spirallinie, und Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" den Glauben an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit, die nur von Zeit zu Zeit Hemmungen erfahre, mit Bestimmtheit ausgesprochen, so nimmt auch Manso am Schlusse seiner Epistel einen solchen Fortschritt an und ist mit Lessing (Erziehung des Menschengeschlechts) der Ansicht, daß die Menschheit erst in das Stadium des Mannesalters treten werde oder getreten sei.

Dieselben Gedanken, nur in etwas anderer Form, bilden den Inhalt eines Osterprogramms von 1793 (wieder abgedr. in den schles. Prov.-Bl. 1793, S. 298—346), das unmittelbar im

Hinblick auf die Vorgänge in Frankreich verfaßt ist und die Frage aufwirft: „Ist nur der einzelne Mensch oder das Menschengeschlecht im ganzen einer Veredelung fähig?“ Selbstverständlich läuft die Abhandlung in ihrem Endergebnis auf eine Verneinung des ersten und die bedingungslose Bejahung des zweiten Teiles dieser Frage hinaus. Das Wichtigste ist jedoch dabei Mansos Auffassung der Revolution. Er sieht sie an als einen vorübergehenden Zustand und als einen Vorgang, der notwendig eintreten mußte, sollte ferner für Frankreich ein Fortschritt möglich sein. Die Zeichen der Zeit im allgemeinen deuten ihm darauf hin, daß Europa sich noch in den Stürmen der brausenden Jugend, wie er sich ausdrückt, befinde.

Diese Überzeugung von der allmählichen Veredelung der Welt vertritt Manso bereits einige Jahre früher in der allegorischen Prosadichtung „Die Weltalter oder über die Ausbildung des Menschengeschlechts“, welche er in dem Sammelwerk „Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen teutschen Gelehrten übersetzt und herausgegeben von G. Schaz“, Teil II, Leipzig 1791, S. 252 ff. veröffentlichte[1]). In der Form einer Erscheinung, welche seit Louis Merciers „an 2440 rêve, s'il en fut jamais“, Paris 1777, nicht mehr ungewöhnlich war für die Entwicklung philosophischer Wahrheiten, wird uns hier unter Benutzung der Antike ein liebliches Bild vor Augen gestellt, das jene Wahrheit lebendig zur Anschauung bringt:

Hesiod hat auf Erden nicht an das Gute und Edle in der Menschheit geglaubt. Er kann deshalb nach seinem Tode nicht zum Sitze der Musen, die in den immergrünen Hainen des Helikon seiner warten, aufsteigen, bevor nicht der letzte Zweifel an der Möglichkeit einer endlichen Veredelung der Sterblichen aus seinem Herzen gewichen ist. In Anbetracht seines gerechten Lebens auf Erden und seiner strengen Verehrung der Götter, übernimmt es Thalia, ihm den Schleier von seinen Augen zu entfernen, indem sie ihn nacheinander in vier großen Szenerien die Entwicklung der Erdenbewohner sehen läßt. Hesiod schaut die Menschen zuerst wie sie einzeln, dem Tiere gleich, auf der niedersten Kulturstufe leben, dann aber sich zu Gesellschaften zusammenschließen und mit der Seßhaftigkeit zum Ackerbau übergehen. Noch sind sie jedoch roh und ungebildet und die Leidenschaften herrschen in ihnen; aber allmählich bricht

[1]) S. auch die verm. Schriften.



sich die Kultur Bahn, es kommt eine lange Reihe von Geschlechtern, welche einen abwechselnden Kampf führen zwischen Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Vorurteil, Vernunft und Torheit. Zwar droht die Stimme der Vernunft noch manchmal zu verhallen, aber die Wissenschaften brechen sich siegreich Bahn und es kommt das letzte Zeitalter, in dem der Adel des Verstandes ersetzt wird durch den Adel des Herzens. Hesiod ist überzeugt und freut sich, daß die goldne Zeit, die er längst vergangen glaubte, nun erst herannahe.

Diese Dichtung erinnert unmittelbar an das 1802 entstandene Gedicht Schillers „Die vier Weltalter", das allerdings inhaltsreicher und von tieferem philosophischem Geiste ist, sonst aber dasselbe Thema behandelt. Sie berührt sich jedoch inhaltlich auch mit einer zweiten Schöpfung des großen Dichters, dem Spaziergang 1795, in welchem uns die gesamte Kulturentwicklung in großen Zügen und plastischen Bildern vor Augen geführt wird.

Das gemeinsame Charakteristikum aller in diesem Zusammenhange genannten Poesien und Prosaschriften ist ein vertrauensvoller Optimismus gegenüber der menschlichen Natur. Dieser tritt z. B. auch in einer kleinen Geschichtsphilosophie eines gewissen Dr. Merkel hervor, die als Sendschreiben an den Geschichtsschreiber Heeren 1811 gerichtet ist. Sie trägt bezeichnenderweise am Anfang als Motto ein Wort aus Herders Ideen: „Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Art und Zeit," und führt den Titel: „Ist das stete Fortschreiten der Menschheit ein Wahn?"

In einer spätern Dichtung von 1820 „Streben zum Bessern" überschrieben (Verm. Abhandlungen, Anhang S. 318) nimmt Manso selbst noch einmal auf den dem Menschen ins Herz gelegten Drang nach Veredelung Bezug, wenn er sagt:

„Vater der Welten, du kannst, was ewig im ewig bewegten
Herzen des Menschen sich regt, was ihm ein Höh'res verbürgt,
Und zu dem Geber, zu dir, ihn hinführt, nimmer verdammen.
Jegliche Gabe ist gut, welche du, Gütiger, gabst.
Aber die köstlichste blühet uns doch in dem zarten Vertrauen,
Das der Wünsche Gewalt mäßiget, leitet, begrenzt,
Und den stürmischen Geist bald durch die Sprüche der Weisen
Und die nimmer in ihm schweigende Stimme beschwört,
Bald, wie dem Schicksal nie des Menschen Adel erliege
In der entflohenen Zeit lehrendem Spiegel ihm zeigt.

Rascher haben, denn je, die Erscheinungen um uns gewechselt;
Und des Deutschen Gemüt ernster und ernster gestimmt.
Nicht der einzelne nur schaut helleren Blicks in die Ferne;
Ahnung des Besseren ist auch in den Völkern erwacht."

In diesem großen Zusammenhange gewinnt die Epistel an Garve eine höhere Bedeutung, als sie sonst zu haben scheint. In der Darstellung haftet ihr allerdings eine gewisse Trockenheit, die im Stoffe liegt, an. Manso hat sich zwar bemüht, durch Einschaltung von Episoden und Gleichnissen Leben in das Werk zu bringen, aber dieses Bestreben ist ihm nicht ganz gelungen. Dieser Umstand zwang ihn auch, ein freieres Versmaß zu wählen. Die Grundform bildet der Alexandriner; doch finden sich, zahlreich eingestreut, kürzere jambische Verse. Man wird beim Lesen derselben nicht selten an den Ton der Opitzischen Lehrgedichte erinnert.

Im Gegensatz zu diesen ins Gebiet der Wissenschaften und der Kulturgeschichte hinüberschweifenden literarischen Erzeugnissen steht eine Gruppe von Lehrdichtungen satirisch-scherzhaften Charakters, die einen ganz bestimmten fremden Einfluß auf den ersten Blick erkennen lassen, nämlich den W i e l a n d s. Wir wissen, daß Manso schon in der Jugend dessen Schriften gern las, auch mochte er etwas von dem Wesen desselben in seiner eignen Brust verspüren. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden zeigt sich bereits im äußeren Lebensgange. Wie Wieland in der Jugend sich einer religiös frömmelnden Richtung hingab und erst später die ihm eigentümliche Bahn betrat, so neigte auch Manso ursprünglich zur Theologie und ergriff erst nach einigem Schwanken das Studium des klassischen Altertums, in dem er seitdem lebte und webte. Die Werke der griechischen und römischen Satiriker und Elegiker, über die er geistvolle Aufsätze in Sulzers „Nachträge" schrieb, und unter diesen wieder die Schriften eines Lucian und Ovid regten wie Wieland so auch ihn lebhaft an. So kam es, daß er sich zu letzterem besonders hingezogen fühlte und in dessen Schöpfungen das bereits erreicht sah, was er selbst erstrebte. Freilich war Wieland in seiner Art unübertrefflich und an Tiefe der Phantasie Manso entschieden weit überlegen.

Den ersten sicheren Beweis für Mansos Wielandisierende Richtung gab uns eine Stelle in der mythologischen Schrift

„Über die Grazien", die deutlich sein Bestreben kundgab, den Prosastil des „Lieblings der Grazien", insbesondere die Fülle und Leichtigkeit des Ausdrucks und die Feinheit der Grazie nachzuahmen. Den zweiten Anhaltspunkt liefern uns seine Dichtungen, und zwar in erster Linie seine Epistel „An Amalie" und seine „Kunst zu lieben". Für letztere ist es, wenigstens was die ganze Manier und die Form betrifft, nicht schwer, das Vorbild im Oberon zu erkennen, denn das Versmaß, — Stanzen in freien Jamben und Reimverbindungen, der allegorische Gebrauch der griechischen Götter- und Heldensage, die geschmeidige, stets korrekte Sprache und endlich das Bestreben, durch Vermischung von ernster Belehrung und feiner Satire anziehend zu wirken, das alles weist unmittelbar auf dieses romantische Epos hin. Daneben mögen die komischen Erzählungen Wielands auf die Darstellung ebenfalls eingewirkt haben.

Anders steht es mit der Dichtung „An Amalie". Obwohl auch hier der scherzhafte Ton und der gewandte zierliche Ausdruck den Einfluß des schwäbischen Dichters in stilistischer Hinsicht zeigt, so bezieht sich letzterer doch eigentlich mehr auf die Ähnlichkeit des Stoffes mit einer andern Dichtung Wielands — der Musarion, in welcher Manso stets die schöne Verbindung von Weisheit und Anmut bewunderte. In dieser seiner besten Leistung stellt uns Wieland den Sieg dar, welchen weibliche Grazie über zwei weltfremde philosophische Systeme davonträgt und im Zusammenhange damit die Zurückführung des verkehrten Phanias zum heiteren Lebensgenuß, wie ihn sich jedes unbefangene zufriedene Gemüt leicht verschaffen kann. Ganz ähnlich nun schildert uns Manso in seiner Epistel Anmut und Grazie als die schönsten aller geselligen Tugenden und preist gleich im Beginn Amalie als die Verkörperung dieser Eigenschaften, als die Königin der Grazien, der die Herzen aller, die sich um sie versammeln, von selbst untertan werden, so daß die Huldgöttinnen unsichtbar um sie zu schweben scheinen. Die Veranlassung zu der Dichtung[1]) gab nach des Verfassers eigner Bemerkung eine Graziengruppe, die seiner

---

[1]) Sie erschien 1795 in der „Neuen deutschen Monatsschrift", April S. 316 wieder abgedruckt in den „Vermischten Schriften".

Freundin von ihrem geselligen Kreise verehrt und in ihrem Gartensaale, den sie mit dem wiederkehrenden Frühlinge bezogen hatte, aufgestellt wurde. Nach dem Lobpreis Amaliens beschreibt uns daher der Dichter die Bestimmungen des Ortes, der hier zu einem Tempel der Göttinnen geweiht wird, die Freuden der geistreichen Gesellschaft, des Konzerts und des Tanzes. Die Schilderung des letzteren schließt mit dem anmutigen Gemälde:

„Beleben wird der Fuß sich nach dem Takt der Saiten,
Ein Feuer leis und zart durch alle Nerven gleiten,
Verführerisch das Haar von Stirn und Nacken wehn
Und Amor unverhofft im Chor der Tänzer stehn.
Wenn dann, indes die Luft den leichten Schritt beflügelt,
Der Sittsamkeit Gewalt den Flug der Herzen zügelt,
Und der verwegne Blick, der auf Erobrung denkt,
Sich plötzlich, überrascht, zur Erde niedersenkt,
So wisse, daß die Hüterinnen
Der jugendlichen Scham, die treuen Charitinnen,
Unsichtbar hier geschäftig sind
Und seinen höchsten Reiz der Tanz durch sie gewinnt."

Nachdem so der Dichter im ersten Teile den Einfluß der Grazien im besonderen auf diesen geselligen Kreis geschildert hat, zeigt er im zweiten die Notwendigkeit dieser gesellschaftlichen Eigenschaften für alle. „Durch sie, heißt es", wird die Liebe verklärt, die Schönheit erhöht und die Freude im rechten Maß erhalten. Alle Lebensalter gewinnen durch sie und selbst des Lebens Winter gestalten sie zum Lenze. Auch die Kunst, und vor allem die Dichtkunst, soll diesen Göttinnen huldigen; denn alle ihre Jünger, ob groß, ob klein, werden nicht im Buch der Zeiten fortleben, und schrieben sie auch noch so dicke Folianten, wenn sie sich nicht ihrem Dienste weihn:

„Was nützen sie der Welt? In hundert langen Jahren
Stäubt man kaum einmal einen ab
Sie werden, kommt es hoch, gezeigt, doch nie gelesen,
Und füllen ihren Ort, um ruhig zu verwesen.
Erkennt in ihrem Los das eurige! . . . Doch nein!
Bedeutend winket mir die Grazie und wehret,
Voreilig, es zu prophezein.
Genug, die holde Göttin ehret
Im Reiche des Geschmacks, was schön ist und gefällt,
Und fördert jedes Werk, das lange Weile nähret,
Sei's so gelehrt es will, unmerklich aus der Welt,
Um alles, was ihr Hauch mit Lebensatem schwellt,
Um Verse, wie sie Gotter ründet,
Um Scherze, wie sie Thümmel findet,

Um Bücher in Sedez, die, von Antinomie,
Anschauung und Kathegorie[1])
Und Inhärenz entblößt, sich ihrer Nacktheit schämen
Und einsam stehen und sich grämen,
Vor der Gewalt des Tags in ihren Schutz zu nehmen."

Mit Witz und Laune wird hier den elenden Skribenten ihr Schicksal verkündet und das Spielen mit abstrakten Begriffen verspottet. Doch sind diese Verse noch insofern wichtig, als sie zugleich Mansos Geschmacksrichtung deutlich verraten. Der zierliche Anakreontiker und im Drama französierende Gotter und der durch seine elegant geschriebenen aber oft ans Schlüpfrige streifenden Romane einst zum Liebling des deutschen Lesepublikums gewordene Thümmel waren um 1790 noch die Meister, die er in der Poesie neben Wieland hauptsächlich verehrte. In den Briefen an Böttiger wird Thümmel, der wie Gotter von Gotha her sein Freund war, stets rühmend erwähnt und in einer besonderen Untersuchung seiner Schriften im 45. Bande der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" wird ihm uneingeschränktes Lob zuteil, „weil er sich von der Trockenheit der heutigen Philosophie (Kant) und ihren tiefgelehrten Abstraktionen fernzuhalten und Lebhaftigkeit mit Leichtigkeit der Schreibart zu verbinden gewußt habe". Vorzüglich werden die „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" gepriesen, „weil der Verfasser es verstanden habe, die Erwartungen zu spannen, die Vorfälle unserer Zeit klug zu benutzen, und weil trotz der hypochondrischen Laune des Reisenden eine vorzügliche Jovialität als Hauptfarbe seines Charakters hervorsteche". Hervorgehoben wird außerdem noch die geschickte Übereinstimmung alles scheinbar Zufälligen zu einem Ganzen, die große Menschenkenntnis und feine Charakterzeichnung und überhaupt die ganze moralische Seite dieses Buches. In der Vorrede zur „Kunst zu lieben" erscheint Thümmel neben Wieland noch einmal als Gesetzgeber des Geschmackes. Manso sagt hier, nachdem er auf die wichtigsten Merkmale dieses Werkes hingewiesen hat: „Genug, er (der Dichter) hofft, von der Linie des Feinen und Wohlanständigen,

[1]) Zu dieser Stelle macht Manso selbst folgende Anmerkung unter dem Text: „Es braucht wohl kaum einer Erinnerung, daß hier nicht von der neuen Philosophie (gemeint ist die Kantische) überhaupt, sondern bloß von dem Mißbrauche der ihr eigentümlichen Kunstausdrücke die Rede ist.

die Wieland und Thümmel unter uns so richtig bestimmt haben, in keinem seiner Gemälde abgewichen zu sein, und wenn ihn Vorwürfe treffen sollten, wenigstens keinen härteren verdient zu haben, als den, daß er es gewagt hat, lachend die Wahrheit zu sagen."

Damit ist Mansos Stellung als Dichter genugsam bezeichnet. Er gehört im wesentlichen der älteren Generation des 18. Jahrhunderts an; doch vollzog sich auch in dieser Hinsicht allmählich eine kleine Wandlung.

Mit der vorhin erwähnten 1794 bei Dyck in Leipzig erschienenen „Kunst zu lieben" haben wir Mansos umfangreichste Dichtung berührt. Über Wielands „Oberon" als Vorbild in der Form haben wir bereits gesprochen; wir kommen daher sogleich zur Erörterung der Darstellung. Das Horazische „ridendo dicere verum", wie aus obigen Worten der Vorrede hervorgeht, schwebte ihm bei dieser Schöpfung als Leitstern vor. Er hoffte, mit ihr seinen Ruhm recht eigentlich zu begründen und zugleich dem in Deutschland fühlbar gewordenen Mangel an bedeutenden Lehrgedichten abzuhelfen. Dies geht zum Teil aus der Vorrede hervor, zum Teil aus den Schlußversen, in denen er Venus, seiner Führerin durch das holde Reich der Liebe für ihre freundliche Begleitung dankt:

Dir dank' ich's, wenn im Buch der Zeiten, durch mein Lied
Verewigt neben Götz und Bernard und Ovid
Mein Name künftig prangt, und Deutschlands holde Schönen
mit ihrem Lobe mich und meine Laute krönen.

Was also Ovids „ars amandi" mit ihren eleganten Distichen für die Römer, was Bernards „art d'aimer" für die Franzosen war, das wollte er seinen Landsleuten in ihrer Sprache geben, dabei aber die Fehler, die nach seiner Meinung seinen beiden Vorgängern, namentlich Ovid, anhafteten, vermeiden. In den Nachträgen zum Sulzer III, St. 2 bespricht er bei Gelegenheit seiner Aufsätze über die römischen Elegiker auch die ars amandi Ovids eingehend. Er empfindet in ihr vor allem den Mangel „einer gebildeten und geübten Urteilskraft und eines durch Philosophie genährten und gepflegten Geschmackes", und tadelt die Ausartung des Witzes in schwelgende Üppigkeit und der Empfindung in Spitzfindigkeit und Wortspiele.

Ovid wird ihm zu geziert, wo er beredt, und platt, wo er leichtfertig sein wolle. Nicht zuletzt vermißt er den das Ganze durchziehenden und vereinigenden Faden und rügt er das fortwährende Prunken mit Gelehrsamkeit.

Sieht man sich nun daraufhin seine „Kunst zu lieben" näher an, so ergibt sich, daß die vielgerühmte Vollkommenheit, die er seiner Dichtung zu geben versuchte, nur in der etwas veränderten Gruppierung des Stoffes, in der weiteren Ausführung der Übergänge und in der Hinzufügung einer Reihe von Episoden aus der antiken und mittelalterlichen Sage und Geschichte wie z. B. des Mythus von Amor und Psyche, der spaßhaft geschilderten Verführung des hl. Maximinus durch Maria von Magdala und von der treuen Liebe des Ritters Bellegarde zu der reizenden Gabrielle auf der Flur von Ivry besteht. Es kommt noch hinzu, daß er die grobsinnlichen Stellen des Römers vielfach abzuschwächen versucht hat; doch ist trotzdem noch manches geblieben, was als gemein und niedrig nicht in eine Dichtung gehört, die bei aller Derbheit des Stoffes den Anforderungen der Ästhetik genügt haben will. Im übrigen ist alles wie bei Ovid geblieben. Die Tendenz ist dieselbe: das Gedicht soll nämlich für die Jugend ein Führer durch die vielfach verschlungenen Pfade der Liebe sein und zu sicherem und dauerhaften Liebesgenusse leiten. Als diesen Wegweiser empfiehlt sich der Verfasser auch in der Vorrede, wenn er sagt: „Das Werk, welches das Publikum hier erhält, ist der Versuch eines Dichters, der an mehreren angesehenen Orten Deutschlands, am längsten in Wien und Berlin gelebt und, mit dem göttlichen Homer zu reden, auf seinen Wanderungen viele Menschen und viele Sitten gesehen hat". Von Ovid übernahm Manso auch die Anlage und Einteilung des Stoffes. Die ersten zwei Bücher sind dem Unterrichte der Jünglinge gewidmet, und lehren, auf welche Weise und mit welchen Mitteln man die Schöne erobere und wie man die gemachte Eroberung am sichersten behaupten und sich so den ungestörten Liebesgenuß erhalten könne. Das dritte Buch wendet sich wie jenes der ars amandi an die Mädchen, damit sie dem männlichen Geschlecht gegenüber nicht zu kurz kommen und unterweist sie in den Mitteln, durch die sie ihre körperlichen Reize und geistigen Vorzüge erhöhen und möglichst zur Geltung bringen können.

Daran wird die Ermahnung geknüpft, den Liebhaber möglichst lange in Ungewißheit zu lassen und ihn erst nach langen und hartnäckigen Liebesproben dem ersehnten Ziele zuzuführen.

Was hier in dieser kurzen Übersicht enthalten ist, denke man sich nun mit dem absichtlichen Streben nach Witz und Laune und mit der Miene des erfahrenen Mannes bis ins kleinste Detail ausgeführt, so hat man die ganze „Kunst zu lieben" vor sich. Man wird es aber unter diesen Umständen auch verstehn, wenn Manso von verschiedener Seite, so von Schiller in den Xenien und von Kahlert, dem jüngeren Zeitgenossen, in der Schrift: „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie" der Vorwurf der Pedanterie gemacht wird.

Es ist schwer, ein abschließendes Urteil über diese Dichtung zu fällen. Einzelne Stellen, zu denen eben jene eingeflochtenen Episoden gehören, verraten wirklich dichterisches Talent. Und vom Standpunkte des Kunstwerkes betrachtet, steht sie immerhin ziemlich hoch da. So urteilte schon Friedrich Jacobs, Mansos Kollege in Gotha, im „Philosophischen Anzeiger" für 1794, ebenso Garve, wenn er in einem Briefe an Weiße vom 23. August 1794 unter den Vorzügen des Dichters Einbildungskraft, vollkommene Kenntnis der Sprache und ein höchst glückliches Talent zu versifizieren nennt. Unter diesem Gesichtspunkte mochten auch die „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", Bd. XVII, St. 2 und die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften", Bd. 53, St. 2, 296 ff. das Werk betrachten, indem sie Manso als würdigen Nachfolger Horazens und Popens priesen[1]). Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß dieser gerade an einen solchen Stoff, dessen Behandlung stets eine heikle und schwierige Sache bleiben wird, so viel Zeit und Mühe verschwendete. Ovid hatte jedenfalls den Reiz der Neuheit für sich und dann mochte die verkommene und im Sinnentaumel versunkene römische Welt jener Zeit ein solches Werk ganz anders aufnehmen als wir. Graf Platen, der sonst die moralische Seite des Ovidischen Buches in seinem Tagebuche II, 81 scharf verurteilt, meint dennoch, daß die

[1]) Man sehe auch die günstigen Rezensionen in der Gothaer gel. Zeitung 1794, St. 58, S. 517 ff., der Leipziger gel. Zeitung v. demselben Jahre III, S. 475 ff., der Tübinger gel. Zeitung vom Jahre 1796, S. 391 ff. und in der Allgem. Lit.-Zeitung 1796, Nr. 157, S. 421 ff.

außerordentliche Verdorbenheit des Zeitalters vieles entschuldige. Der Dichter aber, der in unserer modernen Zeit dieses Thema noch einmal aufnahm, mußte es unter einem ganz andern Gesichtspunkt und in geistreicherer Darstellung behandeln, sonst konnte er bei vielen Lesern nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Das hatte schon der Franzose Bernard erkannt und darum auch mehr eine Philosophie des Genusses zu geben versucht. Aber auch er wird oft platt und abgeschmackt. Bei Manso dagegen ist wie bei Ovid alles kluge Berechnung und Überlistung, der oft zu frivolen Mitteln zu greifen erlaubt wird. Etwas Derartiges aber wird uns stets kalt lassen; denn nur die Schilderung leidenschaftlicher, hinreissender und zugleich edler Liebe kann der Teilnahme unseres Herzens sicher sein. Friedrich Jacobs meinte, ein solcher Stoff sei überhaupt nicht ohne Frivolität zu behandeln und war schon aus diesem Grunde gegen die Wahl desselben. Garve aber faßte die Sache viel zu ernst auf, als er an seine Mutter schrieb, er wundere sich, wie ein Fleiß wie der Mansos neben solchen Ausschweifungen bestehen könne. Es waren ohne Frage Ausschweifungen, aber — so dürfen wir annehmen — nur seiner Einbildungskraft und Dichtung, nicht seines Lebens. Sie sollen damit nicht entschuldigt werden, denn auch der Dichter hat nach Schillers ernstem Worte in den „Künstlern" der Menschheit sittliche Würde zu wahren; sonst zieht er sie, statt sie zu heben, ins Gemeine hinab. „Aber, sagt Dr. Tröger: ‚Rektor Manso im Xenienkampfe' S. 15[1]) mit Recht, wie Ovid selbst sein Leben und Dichten scheidet: Vita verecunda est, Musa jocosa mihi, wie Wieland trotz seiner schlüpfrigen Dichtungen der würdige Prinzenerzieher und ehrbare Familienvater blieb, so dürfen wir auch bei Manso, der nur in diesem einen Werke der leichten Muse den Zügel schießen ließ und vorher wie nachher als Dichter, Übersetzer und Gelehrter seine Kraft den würdigsten Stoffen zuwandte, den Menschen und den Dichter scheiden."

Es bliebe uns nur noch übrig, das Urteil Schillers in den Xenien anzuführen. Wir müssen dies jedoch hinausschieben, weil es uns vor allem darauf ankommt, Mansos dichterische Leistungen im Zusammenhange zu behandeln und seine Anti-

---

[1]) In der Festschrift zur 250 jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena. Breslau 1893.

Xenien, deren Besprechung wir sogleich anschließen müßten, als Erzeugnis der Polemik nicht im eigentlichen Sinne für Poesie gelten können. Zum Schlusse wollen wir noch die mehr gefälligen als gründlichen Anmerkungen zur griechischen Götter- und Heldensage im Anhange erwähnen und auf die von Geysers Hand meisterhaft gestochenen Kupfer hinweisen, welche Darstellungen antiker Liebesgeschichten, so Herkules bei Omphale, Vulkan und die ihn betrügende Venus und die Göttin der Liebe, wie sie von den Grazien geschmückt wird, zeigen. Das Titelbild zeigt einen Amor, der mit brennender Fackel, Bogen und Köcher aus dämmernder Laube hervortritt; das Schlußbild stellt den Gott dar, wie er, von Gänsen und Tauben umgeben, auf eine dumme Gans (sonderbarerweise) zutappt.

Der schalkhafte Sohn der Venus spielt noch in zwei andern, allegorischen Gedichten Mansos eine Rolle. Das eine, „Amor, ein Lehrling der Musen", betitelt[1]), schildert den sanften Einfluß der Dichtkunst auf feurige Liebe unter dem Bilde Amors, der zur Milderung seines Ungestüms und seiner losen Streiche von Mutter Venus in die Behandlung der zarten Musen gegeben wird. Während hier diese Göttinnen die Erziehung Amors übernehmen, so müssen natürlich sie selbst auch umgekehrt dem Umgang Amors suchen, d. h. der beseelende Hauch der Liebe muß auf die Dichtung einströmen, wenn sie zum Herzen dringen soll; so heißt es nämlich in einem nach Bernard verfaßten Epigramm (a. a. O., S. 99):

„Verstand und Witz sind ohne Liebe,
Was ohne Reiz die Schönheit ist.
Was für ein Zauber soll uns binden,
Als Amors Kuß und Amors Scherz;
Verstand und Witz kann überwinden
Doch die Eroberung bewahren muß das Herz."

Die zweite ebenfalls in Beckers „Erholungen" und in den vermischten Schriften erschienene Allegorie mit der Überschrift „Die Elemente", nach einem Vorbild des Franzosen De la Vergne, stellt eine kleine Kosmogonie dar und veranschaulicht den Satz: „Alles in der Welt entsteht und pflanzt sich fort durch die Liebe."

[1]) Zuerst erschienen in Beckers „Erholungen" 1797, dann in den verm. Schriften.

Darauf weist schon die Einleitung hin, die eine Bitte an Amor enthält, in dem Dichter bei der Schilderung die Flamme der Begeisterung zu entfachen. Unter Benutzung der griechischen Mythologie werden dann die Wirkungen der Liebe im Weltall in allegorischen Bildern dargestellt, und es bietet sich dem Dichter Gelegenheit, sowohl gelehrte Kenntnisse zu entfalten, als auch seine Phantasie walten zu lassen. Diese Dichtung erinnert uns unmittelbar an das philosophische System des Griechen Empedocles. Allerdings nimmt letzterer zwei einander entgegengesetzte Kräfte, den Haß und die Liebe, an, welche die in der Weltkugel *σφαῖρος* ursprünglich vereinigten Elemente trennten und ordneten, während in Mansos Gedicht alles zu einer Verherrlichung der Liebe geworden ist.

Das System des griechischen Weisen scheint aber dasjenige gewesen zu sein, dem Manso unter allen antiken Theorien von der Entstehung der Welt das meiste Interesse entgegenbrachte; denn er hat seinen Schöpfer in den Mittelpunkt einer Dichtung gerückt, welche unter dem Titel „Der Traum des Empedocles" in dem schon zitierten Sammelwerk „Träume und Erscheinungen von Mercier und einigen teutschen Gelehrten", herausgegeben von Schaz, 1791 erschien. Mit ihr beginnt eine Reihe von Gedichten, welche, zum Teil in allegorischer Form, ernste philosophische Stoffe behandeln. Sie suchen das Rätsel des Lebens zu lösen, schildern die erhabene Bestimmung des Menschen und weisen mit begeisterter Sehnsucht auf die tröstende Hoffnung der Unsterblichkeit hin. Wenn auch philosophische Dichtungen nicht den höchsten Rang unter den Dichtungsarten einnehmen, so können doch Mansos Poesien dieser Art als vorzügliche Beispiele gelten, wie Gegenstände des Lebens, der Wissenschaft und Weisheit in der schönsten Form dargestellt und durch poetischen Ausdruck gehoben werden können.

Seiner ganzen Denkweise und hier und da verstreuten Bemerkungen zufolge war Manso Anhänger der Wolffischen Philosophie. Wie er aber alle Neuerscheinungen auf literarischem Gebiete zunächst sorgfältig prüfte und dann sein unbefangenes Urteil aussprach, so widmete er auch der neuen Philosophie Kants ein längeres, eingehendes Studium, zumal er ihre epochemachende Bedeutung bald erkannt hatte. Aber wie in allen Dingen sein nüchterner Blick stets auf das Praktische gerichtet war und sich allen unfruchtbaren Spekulationen gegenüber ablehnend verhielt, so ließ er sich auch hier

nicht durch glänzende, scheinbar tiefsinnige Begriffe blenden. Und als es daher in Deutschland bei einer gewissen Klasse von Gelehrten Mode geworden war, durch Übernahme und absichtlich häufigen Gebrauch Kantischer Begriffe sich das Ansehen tiefsinniger Philosophen zu geben, da spottete er über die „Nachbeter“ des berühmten Königsberger Weisen und wandte sich in Wort und Schrift gegen das Spielen mit abgeblaßten Begriffen, wie wir dies in jener Stelle der Epistel „An Amalie“ gesehen haben und bei Gelegenheit der Xenien noch deutlicher sehen werden. Wir sahen aber auch, daß er einen Unterschied zwischen Kant und diesen Männern zu machen wußte. Denn bei ihm erkannte er jene Fachausdrücke ohne weiteres als notwendige Form für seine erhabenen Gedanken an und verwahrte sich in der von uns mitgeteilten Anmerkung ausdrücklich gegen den Vorwurf, als seien seine Worte gegen Kant selbst gerichtet. Die Ideen dieses Mannes hatten ihn im Gegenteil tief begeistert und er versuchte sogar, ähnlich wie Schiller, dieselben in einzelnen Gedichten populär zu machen.

In der „Kritik der reinen Vernunft“ lehrt Kant, „daß wir von den Dingen an sich nichts wissen können, daß wir die Außenwelt vielmehr so sehen, wie sie unserem eignen Erkenntnisvermögen, d. h. in ihren Wirkungen sich darstellt, daß also nicht die Gegenstände in uns ein Bild ihrer wechselnden Erscheinungsformen erzeugen, sondern wir sie gleichsam wie ein Bild durch den Spiegel unseres Geistes sehen“. Diese Grundwahrheit ist es, welche Manso uns in dem „Traum des Empedokles“ veranschaulicht, indem er sie dem Empedokles, als dieser müde von seiner Wanderung am Fuße des Ätna entschlummert ist, durch Pythagoras im Traum offenbaren läßt. Epicharm, der während des Schlafes seines Meisters geduldig bei ihm ausgeharrt hat, erfährt nach dessen Erwachen den Inhalt des Traumes. Er sieht, wie der Meister am Schlusse seiner Erzählung bewegten Herzens innehält, und fragt nach der Ursache dieser seelischen Erschütterung. Da gibt Empedokles seinem Schmerze Ausdruck darüber, daß es dem Menschen trotz hoher geistiger Fähigkeiten doch so ganz versagt sei, den Zusammenhang des Sinnlichen mit dem Übersinnlichen zu erkennen.

Auch dieser Gedanke ist Kants „Kritik“ entnommen. Nach

dem Gesetze der Kausalität, lehrt dieser, können wir die notwendige Existenz immer nur für Erscheinungen nicht aber für übernatürliche Dinge erschließen. Die reine Vernunft kann demnach das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit usw. nicht erweisen, sondern nur die praktische Vernunft wird beides vom ethischen Standpunkte als gegebene Forderung annehmen. Es besteht also sozusagen ein Zwiespalt zwischen der reinen und der praktischen Vernunft, d. h. mit anderen Worten zwischen dem Denken und dem Gefühle, und dieser hat bei Manso in zwei Dichtungen seinen Niederschlag gefunden, in dem aus vier inhaltreichen Stanzen bestehenden Gedicht „Zukunft" und in der sinnigen aber kurzen Prosadichtung „Ein Blick in Elysium". Das erstere erschien zuerst in der Anthologie von Matthisson 1807, — wieder abgedruckt in den vermischten Abhandlungen, — und ward von H. L. Pölitz: „Das Gesamtgebiet der teutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch dargestellt", Leipzig 1825, III, 233 als ein Muster didaktischer Form aufgestellt. Die Eingangsstrophe:

„Was harret unsrer, hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüstenei'n ohn' Ende? sind es Auen,
Von Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz geschmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen
Und fühlten uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder."

erinnert im 2. und 6. Verse unmittelbar an die erste Strophe von Schillers 1801 erschienenem Gedicht „Die Sehnsucht" (2. und 4. Vers), und schildert mit der zweiten die Anstrengungen, die der menschliche Geist macht, um jene übersinnlichen Geheimnisse zu erfassen, allein

Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was drüben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.
Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoß gedeiht,

Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Vom Tugendsinn, der seines Lohns sich freut;
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt frommer Glaube.

Dieser letzte Vers klingt an an die Schlußverse der 3. Strophe von Schillers Gedicht „Die Worte des Glaubens“:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

ebenso wie der 1. Vers der folgenden Strophe:

Ja glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche solang er diesseits lebt.

an die Schlußverse aus dem Gedichte „Sehnsucht“ gemahnt:

„Du mußt glauben, du mußt wagen
Denn die Götter leihn kein Pfand.“

Was anfangs nur Gegenstand bloßer Hoffnung und tiefer Sehnsucht ist, das wird für uns bald Gegenstand tröstender Gewißheit, sofern wir der Stimme unseres eignen Innern folgen. Schiller wieder spricht dies aus in den Worten (Hoffnung, 1797):

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Manso verherrlicht diesen Gedanken in seiner Prosadichtung „Ein Blick in Elysium“, verm. Schriften 1801, unter Zugrundelegung der antiken Sage von Orpheus und Eurydice:

Orpheus sitzt trauernd über den Verlust seiner Gattin am Hebrus und die untergehende Sonne erweckt in ihm lebhaft den Gedanken an Scheiden und Tod. Sein Blick wird feucht angesichts der Tatsache, daß die Götter über die einstige Bestimmung des Menschen den Schleier des Geheimnisses gebreitet haben. (Vgl. die Worte des Empedocles.) Kalliope hat Mitleid mit ihrem Sohne und sendet ihm am andern Morgen, als er im Halbschlummer auf seinem Lager liegt, einen beruhigenden Traum. Orpheus sieht die herrlichen Gefilde Elysiums im reinsten Glanze der ewig strahlenden Sonne ausgebreitet und verklärte Gestalten in lieblich wechselnden Gruppen auf blumiger Au dahinschweben. Wie er so voll Entzücken hinblickt, teilen sich plötzlich die Gruppen und eine Gestalt kommt langsam auf ihn zu — es ist Eurydice. Sie reicht ihm freundlich die Hand, er streckt die seinige aus, sie zu umarmen, da erwacht er und alles ist verschwunden. Aber der Traum hat das süße Bewußtsein einer höheren Bestimmung des Menschen in ihm zurückgelassen, eine heitere Ruhe des Gemüts hat ihn ergriffen und er ruft getröstet aus: „Es gibt ein Elysium,

einen Versammlungsort, wo Freunde und Liebende nach diesem Leben sich wiederfinden.“ Die Unvergänglichkeit dieses Glaubens wird am Schluß in den schönen Worten ausgesprochen: „Wandelbar, wie der Traum, aus dem er hervorging, hat er unter allen Völkern und zu allen Zeiten Gestalt und Namen gewechselt und wechselt sie noch; seine innigsten Verehrer sind die Leidenden und Gekränkten, und seine seligsten Wirkungen, zu beruhigen, zu erheitern und zu stärken.“

Dieser Unsterblichkeitsglaube fand in der ausgehenden antiken Welt, wie wir schon früher erwähnten, seinen deutlichsten Ausdruck in dem uns von Apulejus (Werke, Bd. XI) mitgeteilten und von Eduard Norden neuerdings vorzüglich übersetzten Märchen von Amor und Psyche[1]). Daß darunter das Schicksal der menschlichen Seele zu verstehen ist, erkannte schon Manso (s. die Abhandlung über den Amor); nach ihm haben besonders Kreuzer, Symbolik III, 536 und Jacob Burckhardt in seiner Schrift „Die Zeit Konstantins des Großen“ S. 219 ff. dies überzeugend nachgewiesen. „Obwohl göttlichen Ursprungs, sagt Kreuzer, ist die Seele doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrtum. Durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische Eros, der sich ihrer annimmt und sie als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt.“

Der Grundzug der Sage, die Sehnsucht der Seele nach dem besseren Jenseits, hat außer bei Schiller noch bei Salis-Seewis (Psyches Trauer) und Matthisson (Psyche und Elysium) Verwendung gefunden. Wieland beabsichtigte eine größere Dichtung zu schreiben; Bruchstücke einer solchen befinden sich im deutschen Merkur von 1774/76. Manso hat die schöne Allegorie seiner Dichtung „Die Insel der Seligen“ zugrunde gelegt. Der Schlußgedanke hat allerdings eine Änderung erfahren. M. läßt Psyche nicht durch den himmlischen Eros erlösen, sondern sie selbst sich aus eigner Kraft zur Erkenntnis einer höheren Bestimmung durchringen. Eine kurze Inhalts-

[1]) S. Gustav Meyer „Amor u. Psyche“ Essays und Studien, Berlin 1885. Richard Förster: „Psyche“; Schlesische Zeitung 1905, Nr. 10. Balthasar Stumfall: „Das Märchen von Amor und Psyche in der französischen, italienischen und spanischen Literatur“, Leipzig 1907. Vgl. Kochs Studien zur vgl. Lit.-Gesch. VIII.

angabe des ziemlich umfangreichen Gedichts wird dies am besten zeigen:

Psyche, edel und rein, wird von irdischer Liebe ergriffen, aber von dem Gegenstande ihrer heißen Sehnsucht treulos verlassen. Schmerz und Leidenschaft drohen sie im ersten Augenblick zu überwältigen; doch allmählich weicht ihr wilder Schmerz einer edlen Entsagung und standhaft erträgt sie ihre Leiden. Die Liebe wird ihr zum Traum, und nur in der Erinnerung schwebt das Bild ihres Geliebten noch vor ihrer Seele, das die lebhafte Phantasie allmählich zum Ideal umschaft. Aus irdischer Liebe ist jene reine himmlische Liebe geworden, für die selbst die ganze Natur zum Bilde des Überirdischen wird. Mit der Erreichung jener geistigen Sphäre, in der es keine Leidenschaften, keine Anfechtungen des Diesseits, keinen Kampf mehr gibt, ist die Prüfung überstanden. Denn Psyche ist sich bewußt geworden ihrer höheren Bestimmung, sie hat die „Heimat der Seelen" erreicht, die der Dichter in den zwei Strophen besingt:

Inseln, die kein Sturm zerwühlet,
Und kein feuchter Nebel drückt,
Die der reinste Zephyr kühlet
Und ein ew'ger Frühling schmückt,
Schöner Garten, dem hienieden
Kein Gefild an Reichtum gleicht,
Dem die Flur der Hesperiden
Und der Hain Dionens weicht!

Land der Ruhe, Land der Liebe,
Heimat der Zufriedenheit,
Wo kein Blick von Tränen trübe,
Küsse stört und Scherz entweiht,
Wo mit jedem neuen Morgen
Neue Freude Raum gewinnt,
Wo die Herzen ohne Sorgen,
Heiter wie dein Himmel sind.

Der Ausdruck „Heimat der Zufriedenheit" sagt deutlich, was der Dichter unter der Insel der Seligen verstanden wissen will. Schon hier in diesem irdischen Dasein, will er sagen, ist es uns möglich jenes gelobte Land zu erreichen, wenn wir dem Sinnlichen entsagen und, den Geist auf erhabenere Ziele gerichtet, uns jene heitere Ruhe des Gemütes, jenen von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschilderten Zustand der „schönen Seele" zu erringen suchen, der uns Zufriedenheit und alles Glück in unserer eignen Brust finden läßt. Darauf deutet auch die Schlußstrophe mit ihrer leisen Mahnung hin:

Seelen, die ihr im Gewühle
Dieser Welt euch selbst verliert,
Sucht den Pfad, der früh zum Ziele,
Zu der Sel'gen Eiland führt!

Glücklich, o, wem dort zu landen
Des Geschickes Huld verlieh!
Aber, ach, die meisten stranden
Auf der Fahrt und finden's nie.

Die Überschrift des Ganzen „Die Insel der Seligen“ erinnert an die antike Sage, von der uns Ammian. Marcellinus XXII, 8 berichtet, und wonach die Insel Leuke im Schwarzen Meere als Aufenthaltsort des Schattens des Achilles galt. Die spätere Fassung gab dem Helden noch andere edle Geister zu Begleitern, die hier auf Erden schuldlos blieben und dort nun in stiller Abgeschiedenheit ein glückseliges Leben führen. Sie regte vor allem Böcklin an zu seinem herrlichen Gemälde die „Toteninsel“.

Das Gedicht, welches in Reinhardts allegorischem Musenalmanach 1796 veröffentlicht ward[1]), fand, wie der ganze Almanach, in Wielands „Neuem teutschen Merkur“, 1797, S. 83 einen strengen Kritiker. Dieser stellt es dem Gedichte Matthisons „Elysium“ gegenüber, und während letzteres hoch gepriesen wird, bleibt an der Dichtung Mansos in der Kritik kein gutes Haar. Auch die vierfüßigen Trochäen der Stanzen finden keine Gnade. Dieses harte Urteil darf uns nicht Wunder nehmen. Der „Merkur“ bringt nämlich im selben Stück auch eine Rezension der Xenien, die mit verschwindenden Ausnahmen recht lobend ausfällt[2]). Dem ganzen Charakter nach scheint dieselbe mit jener Kritik aus einer Feder geflossen zu sein. Der offenbar zur Partei der Xeniendichter gehörende Verfasser glaubte sich wahrscheinlich verpflichtet, Manso ebenfalls einen Hieb versetzen zu müssen[3]). Demgegenüber behaupten wir, daß sich dies Gedicht allen Erzeugnissen der Art getrost an die Seite stellen kann. Man könnte vielleicht wünschen, daß der Verfasser die Umwandlung in Psyches Gemüt etwas deutlicher herausgearbeitet hätte. Einzelne Anklänge an Dichtungen Schillers wird auch hier der Leser in den mitgeteilten Strophen von selbst herausfinden.

Was Manso in diesem und in den vorhergegangenen philosophischen Dichtungen an ernsten Ideen vorträgt, ist nicht bloß

---

[1]) Auch in den verm. Schriften.

[2]) Gegen dieses unbillige Verfahren Wielands wendet sich Chr. Fr. Traugott Voigts spottende Xenion, Berlocken Nr. 19, „Gegen sich selbst ist er streng nur gegen andre (Goethe-Schiller) voll Nachsicht! Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an andern er schön.“

[3]) S. Garves Briefe an Weiße II, 245 ff.

augenblickliche dichterische Empfindung, sondern wurzelt in der innersten Überzeugung seines Herzens und stimmt auch mit seinen sonstigen Anschauungen überein. Wie er namentlich in religiöser Hinsicht dachte, das zeigt, wenn wir uns nur an seine Schriften halten wollen, eine Stelle in seiner Geschichte des ostgotischen Reiches in Italien, S. 293 f. Nach dieser war ihm, wie alles Gute, auch die christliche Religion die ernsteste und heiligste Angelegenheit seines Lebens, obwohl er sich von manchem, was einzelne Dogmen anbetraf, nicht überzeugen konnte. Gott und Unsterblichkeit waren ihm nicht leere Begriffe, sondern Gegenstand seines unerschütterlichsten Glaubens. Aber er vertrat wie Wieland im Agathodämon die Ansicht, daß das Christentum im Laufe der Jahrhunderte viel von seiner ursprünglichen Reinheit verloren habe, daß man sich dasselbe erst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder im Geiste zurückrufen müsse, um das Herz an seinen Lehren zu erwärmen und zum Himmel zu bilden. Allen gelehrten theologischen Streitigkeiten war er herzlich abgeneigt in der richtigen Meinung, daß man über dem toten Buchstaben ganz den Charakter des Christentums als der Religion der Liebe vergessen habe.

Solche früh gewonnene Überzeugung mußte natürlich auch auf seine sittliche Anschauung über die Stellung, welche der Mensch in der Welt seinem Mitmenschen gegenüber einzunehmen habe, zurückwirken. Wie er in dieser Hinsicht dachte, zeigt uns ein in Distichen verfaßtes Gedicht „Bei dem Wechsel des Jahrhunderts“, welches bei Matthisson a. a. O. und in den verm. Abhandlungen erschien und neuerdings von Aug. Sauer in der Sammlung „Deutscher Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“ in Nr. 91—104 der deutschen Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts neugedruckt worden ist. Der Dichter schaut zurück auf das Vergangene und ruft aus: „Das Dasein ist flüchtig, und unstät irren wir auf dem Meere des Lebens umher. Niemand kennt sein Los, und selbst die größte, aus der Erfahrung geschöpfte Weisheit vermag uns nicht immer vor schlimmen Zufällen zu bewahren.“ „Aber deshalb, fährt er fort, dürfen wir den Glauben an die Menschheit und die Hoffnung nicht verlieren. Wir müssen uns nur hüten,

letzterer allzu sehr die Zügel schießen zu lassen; denn die Welt ist trügerisch und darum ist Vorsicht geboten. Einen jeden von uns aber soll vor allem Pflichtgefühl und Tugend beseelen, Tugend — in der edelsten und reinsten Bedeutung des Wortes." Leider ist ihr schönes Bild in den Herzen der Menschen getrübt, und nur selten hat es einer in der ursprünglichen Gestalt bewahrt. Der Dichter denkt sich dies allmähliche Entschwinden dieses einst nach seiner Annahme lebhaften Gefühls für Tugend und Gerechtigkeit wieder unter einem Bilde und stellt es uns in der allegorischen Erzählung „Asträa, oder die Tugend unter den Menschen" (verm. Schriften) folgendermaßen dar:

Asträa, von Zeus nach der Erschaffung der Welt noch auf der Erde zurückgelassen, um den Menschen das Bild der Tugend tief ins Herz zu prägen, will nach der Erfüllung ihres Auftrages wieder zum Olymp zurückkehren. Um aber den über ihren Fortgang trauernden Menschen einen Trost zu hinterlassen, verheißt sie die Huld der Götter, die dem Tugendhaften mit Lohn vergelten, inneren Frieden, durch den sie beglücken, und schließlich als Höchstes die Wohnungen der Ruhe jenseits des Grabes.

Ihre Worte übten einen bleibenden Eindruck aus, doch faßten ihn sinnliche Dichter nachher in glänzende Bilder und nachsichtige Weltweise gründeten auf ihn das Gebäude einer Sittenlehre. Beide ordneten in ihrem Unverstand, in der Meinung, der Tugend den Kampf mit dem Laster zu erleichtern, dem reizenden Elysium einen furchtbaren Tartarus und der beglückenden Güte der Götter und dem Frieden der Seele einen strafenden Rhadamant und die Schlangenbisse der Reue zu. So ward durch menschliche Vorstellungen allmählich das göttliche Bild der Tugend gänzlich verunstaltet."

Wir haben in den beiden letzten Dichtungen gleichsam die moralische Ergänzung zu Mansos Weltanschauung vor uns. Wie Kant im kategorischen Imperativ, so verlangte auch er eifrige Pflichterfüllung. Aber er faßte die Forderung milder, indem er schon das „Streben zum Besseren", wie es in dem gleichnamigen Gedichte heißt (verm. Abhandlungen), als Pflichterfüllung ansah.

„Dieses Streben hat Gott dem Menschen ins Herz gepflanzt als sein ureigenstes Wesen. Mag dieser daher auf seinem Lebenspfade auch straucheln und irren, nimmer wird er, da er einem göttlichen Antriebe folgt, so tief sinken, daß der Menschheit Adel in ihm ganz erliegt." Man wird unwillkürlich an die Worte im Faust „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" gemahnt, wenn man die auf S. 101 mitgeteilten Verse „Vater der Welten" usw. liest.

Die höchste Vollkommenheit wird nach Schillers Worten in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" der Erdenpilger erreicht haben, wenn Pflicht und Neigung bei seinem Handeln zusammenfallen. Er muß also den Streit zwischen beiden zu beseitigen suchen und sich — das ist die erste Bedingung hierfür — im Kampfe gegen die eigne niedere Sinnlichkeit überwinden oder „Selbständigkeit" erringen lernen, wie Manso es in dem gleichnamigen Gedichte bezeichnet[1]):

„Außer dir suchst du die Welt, und eine bessere blühet
Dir im Innersten auf. Baue die bessere an.
Wenige hören das Wort, und die es hören, sie wähnen,
Leichter mit andern den Kampf, als ihn mit sich zu bestehn."

Der Dichter selbst hatte sich jenen hohen Standpunkt bereits erkämpft, der ihn über das Gewühl der Welt mit ihren Anfechtungen und Leidenschaften erhob, und von ihm gilt mit Recht, was er am Schlusse dieses Gedichtes sagt:

„Dreimal und mehrmal beglückt der Sterbliche, der sich des Herzens
Goldnen Frieden bewahrt, einig mit sich und der Welt!
Er nur kennt den Genuß mit dem das Streben belohnet,
Ohne zu kennen den Schmerz, wenn man des Zieles verfehlt.
Furchtlos tritt er der Macht des hohen Schicksals entgegen;
Vor der fremden Gewalt schützt ihn des Genius Kraft.
Was die Charis ihm zollt, ihm die friedliche Hora gewähret,
Nimmt er als wertes Geschenk oder als wär' es geliehn.
Heiter lieget das Leben vor ihm; es strahlet die Seele
Jedes empfangene Bild, ohn' es zu trüben, zurück,
Und in dem Drange der Zeit, der oft auch edlere Geister
Ungeahnet umstrickt, ist er und fühlt er sich frei."

In den Briefen über die ästhetische Erziehung betrachtete Schiller als das beste Mittel zur Vervollkommnung des Menschen die dauernde Beschäftigung mit der Kunst, der Kant hinwiederum keinen Einfluß auf die sittliche Erziehung gestatten zu können glaubte. Manso seinerseits zweifelte, daß die Kunst imstande sei, jemals ein solches Ideal, wie es Schiller erträumte, herbeizuführen; aber er war doch der Ansicht, daß die Kunst ungemein viel zur Erreichung beitragen könne und spricht dies aus in dem schon genannten Aufsatz „Über schöne Sitten und gute Sitten" (Programm vom April 1809, und schles.

---

[1]) Bei Matthisson a. a. O. und in den verm. Abhandlungen.

Prov.-Bl. 1809, St. 4). Besonders die Jugend hielt er der Einwirkung durch die Kunst für zugänglich und er selbst nahm als Lehrer stets Gelegenheit, seine Schüler mit den Werken der antiken bildenden Kunst vertraut zu machen. Er bedauerte es aber, daß das Studium der Kunst fast lediglich auf die Schule beschränkt, daß sie nicht mehr wie in Griechenland Bestandteil des öffentlichten Lebens sei, weil so ihre unmittelbare Wirkung verloren gehe.

Die läuternde Kraft eines bestimmten Zweiges der Kunst hat Manso dann selbst anschaulich geschildert. In dem im reimlosen fünffüßigen Jambus verfaßten, allegorischen Lehrgedicht „Mitteilung des Gesanges an die Menschen“ (verm. Schriften) läßt er nämlich Apollo zu der seinem Saitenspiel lauschenden Menge sagen:

„. . . . . Doch wißt, was von der Kunst
Mitteilbar ist, das ward euch schon verliehen.
Selbst eines Gottes Kraft vermag sie nicht
In euern Geist und euer Herz zu legen,
Und was ich euch gewähren kann, ist einzig
Der Schönheit Bild, das sich in meinem Liede,
Dem treuen Abdruck meines Geistes, spiegelt.
Beschauet dies! Wer es am reinsten faßt
Und in sich aufnimmt, wird der bessre Künstler,
Und drückt allein den Werken, die er bildet,
Das Meistersiegel der Vollendung auf.“

Diese Forderung, das Urbild der Schönheit möglichst rein in sich aufzufassen, stellt auch Schiller an den ausübenden Künstler, wenn er sagt:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Es dürfte von Interesse sein, zu vernehmen, daß das zuletzt erwähnte Mansosche Gedicht durch ein Bild auf dem neuen Vorhange des 1798 umgebauten Breslauer Theaters veranlaßt wurde. Dieses Bild muß also Apollo dargestellt haben, wie er, der Sage nach, am Amphrysusstrome vor dem um ihn versammelten Hirtenvolke auf der Zither spielt.

Manso brachte auch der darstellenden Kunst im Reiche Melpomenes und Thaliens lebhafte Teilnahme entgegen und unterschätzte keineswegs ihren bildenden Einfluß. Ein geistvolles, echt künstlerisches Spiel konnte ihn gelegentlich sogar zu einem poetischen Ergusse begeistern, wie die beiden Ge-

Lichte beweisen. Deren eines die 1798 in Breslau mehrere Monate gastierende berühmte Schauspielerin Madame Fleck als Darstellerin der Luise in der „Tochter der Natur" feiert, während das andere die Kunst Ifflands, der im Jahre 1799 in Schlesiens Hauptstadt weilte, preist. Zur Eröffnung des neuen Theaters an der Schweidnitzerstraße, 5. September 1798 dichtete Manso auf Veranlassung der Direktion einen Festprolog, der vor der Aufführung von einer Schauspielerin gesprochen wurde. Er enthält zunächst die Begrüßung des Publikums und schildert dann nach Aufzählung der dramatischen Gattungen, denen der neue Musensitz geweiht sein soll, die Leiden und Freuden des Schauspielers. Zum Schluß wird das Gelübde abgelegt, daß man sich Mühe geben wolle, stets das Beste zu leisten.

Aber schon vorher, als das alte Theater unter Leitung der Madame Wäser noch stand, hatte Manso eine patriotische Feier im Musentempel durch seine Dichtung verherrlichen helfen. Am 10. März 1798, dem Geburtstage Ihrer Majestät der unvergeßlichen Königin Luise, wurde ein von ihm verfaßtes und von Spindler in Musik gesetztes Lied von dem gesamten Schauspielerpersonal gesungen. (Das Theater stellte zu diesem Behufe einen Hain vor, in dessen Hintergrunde ein altgriechischer Tempel, in der Mitte ein Altar mit der Büste der Monarchin und der transparenten Inschrift: „Luisen, der besten Königin"; auf beiden Seiten zwei Grazien eine um die Büste herumgewundene Rosengirlande haltend. Abgedruckt in den schles. Prov.-Bl. 1798, I, 203.)

Das Gedicht[1] ist nicht bloß als Beispiel von Mansos Patriotismus interessant, es zeigt uns auch seine Auffassung von den Aufgaben einer Fürstin. Er preist die Königin nicht als Herrscherin, sondern als fürsorgliche Landesmutter und vor allem als ein Muster deutscher Frauen.

Die vier letztgenannten Gedichte tragen zugleich den Charakter der Gelegenheitsdichtungen an der Stirn. Ihre Zahl wird noch vermehrt durch zwei patriotische Ergüsse, welche aus Anlaß der glücklichen Beendigung der Befreiungskriege entstanden. Auf den 31. März 1814, den Tag des Ein-

[1] In Eduard Bellings Sammlung „Die Königin Luise in der Dichtung" ist nicht erwähnt.

zugs der Verbündeten in Paris, dichtete Manso eine sechsunddreißig Strophen lange Ode, in der er die Ereignisse von 1806 bis 1814 noch einmal an seinem Geiste vorüberziehen läßt und die wackern Taten all der vielen Helden in begeisterten Worten preist. Er drückt schließlich die Hoffnung aus, daß der Friede jetzt endlich von fester Dauer sein werde und wünscht, daß die schädlichen Folgen des Krieges bald unter dem Schutze einer langen Ruhe und dem Fleiße des Volkes verschwinden und die deutschen Stämme sich einigen möchten. Napoleon, der geniale Feind, wird nicht geschmäht, vielmehr sein Heldentum anerkannt und die Ansicht ausgesprochen, daß er zugrunde gegangen sei, weil er es nicht verstanden habe, Gerechtigkeit und Mäßigung zu üben. Wir werden diese letztere Auffassung später noch in seiner preußischen Geschichte wiederfinden.

Eine zweite Ode feiert in ähnlicher Weise den glücklichen Abschluß des Pariser Friedens 1815. Beide Gedichte sind veröffentlicht im Anhange zu den verm. Abhandlungen. Das erstere ist jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach als Einzeldruck erschienen. Die Schlußstrophen werden von Ludwig Geiger bei Gelegenheit von Mansos Briefen auch in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 31, S. 54 f. mitgeteilt. Der poetische Gehalt dieser Oden ist nur gering; sie zeigen mehr den geschickten Nachahmer antiker Strophenformen. Der Gelehrte tritt durch eine Anzahl Anmerkungen hervor, die er zum Verständnis mancher Anspielungen den Versen beigibt.

Wir kommen nunmehr zu einer letzten Abteilung von Gedichten, die zum Teil noch mit den Gelegenheitsdichtungen verwandt ist, — der epigrammatischen. Was Manso auf diesem Gebiete zu Tage gefördert hat, findet sich mit geringen Ausnahmen in den vermischten Schriften vereinigt. Auch hier lassen sich verschiedene Gruppen zusammenfassen.

Epigrammatische Gedichte.

Noch ganz im Tone der Anakreontik gehalten sind eine Reihe längerer Epigramme, in denen, wie in „Der Knabe an seine Tante“, „Amalie als Schäferin“, „Bedenklichkeit“, „Ungeahndeter Sieg“ oder in der „Frage an Chloris“[1]) der Einfluß weiblichen Reizes in scherzhafter Weise geschildert wird; so

[1]) Erschien auch in Beckers „Taschenbuch“ für 1800, S. 310.

ihre Bedeutung abgesprochen. Sie enthielten zwar einzelne sehr wahre und wichtige Gedanken, aber im Grunde nichts Neues; denn diese Dinge seien schon vor Schiller von andern oft gesagt worden. Nur die ungewöhnliche Form lasse anfangs vermuten, daß in ihnen ganz neue Wahrheiten zum Vorschein kämen; befreie man aber den Gedanken von seiner schimmernden Einkleidung, so trete ein ganz gewöhnlicher Satz hervor. Nach dieser allgemeinen Kritik wendet sich Manso zu der Behauptung Schillers im 6. Briefe, daß die Griechen im Gegensatz zu uns Neueren bereits jenes glückliche Gleichgewicht zwischen Einbildungskraft und Verstand, jenes ungeteilte Umfassen von Natur und Kunst, Poesie und Philosophie, jene harmonische Ausbildung aller Geistesanlagen und Seelenkräfte, kurz jenes Ideal von Vollkommenheit, zu dem sich der Mensch hinaufarbeiten solle, besessen hätten, und zwar jeder einzelne von ihnen, so daß hierin kein Moderner sich mit dem Griechen vergleichen könne. „Wie, fragt Manso dagegen, das alles hätten jene Griechen besessen, die ihre verdientesten Bürger und Weltweisen bald töteten, bald verjagten, die ihre Ohren willig den verderblichsten Lockungen der heillosen Philosophen liehen, die den schändlichsten Götzendienst trieben, in den tiefsten Aberglauben versunken waren, die an abgeschmackten Zeichen und Vorbedeutungen hingen, die ein gemeines Weibsbild für Minerva zu nehmen sich bereden ließen — eine Albernheit, die ihnen selbst der gutmütige Herodot nicht verzeihen kann — sie sollen zugleich philosophierend und bildend gewesen sein und die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigt haben?" Weiter wird hingewiesen auf das Demagogentum, auf die ungerechte Behandlung der Bundesgenossen, auf die endlosen Parteikämpfe, die Griechenland zerfleischten und dem äußeren Feinde auslieferten, ein abfälliges Urteil Platos über seine Landsleute angeführt und bemerkt, ob das von Edelmut und einem besonderen Geiste der Ordnung, von erhabeneren Gesinnungen und Grundsätzen zeuge als bei uns; und der Verfasser ruft schließlich aus: „Entweder muß Herr Schiller bei dieser Behauptung ganz neue, uns noch unbekannte Tatsachen vor Augen gehabt haben, oder mit seinen Worten einen Sinn verbinden, den man gewöhnlich nicht damit zu verbinden pflegt!"

M. zweifelt demnach auch an dem Erfolge, den Schiller von dem Einfluß der Kunst auf den Menschen hinsichtlich seiner Veredelung und Erziehung erwartet. Nirgends, heißt es etwa, war ein Volk mehr mit den Symbolen des Edlen und Trefflichen umgeben, und was hat dies zu seiner Versittlichung beigetragen? Nichts, nur das Gegenteil ist eingetreten. Schiller selbst habe den Widerspruch zwischen den an die Schönheit getanen Forderungen und den Zeugnissen der Geschichte, die von Entnervung und Entsittlichung spreche, nicht zu lösen vermocht[1]).

Schlimmer als dem Inhalt der Briefe ergeht es der Darstellung. Der Verfasser wird unter die Nachbeter Kants getan, die von diesem nichts weiter gelernt hätten als seine Manier, und die deshalb mit Vorliebe eine so dunkle Schreibart wählten, um für gründlich und tiefsinnig und als Philosophen vom Ton gelten zu können. Bei Kant sei diese ungewöhnliche Sprache am Platze; denn sie habe sich bei ihm zugleich mit den Ideen seiner kritischen Philosophie erzeugt und sei so innig mit ihnen verwebt, daß es unmöglich sei, den Gedanken von seinem Gewande zu trennen. Manso rät diesen neuen Philosophen im Gefolge Kants, lieber eine einfachere Sprache zu wählen; und besonders Schiller stehe ein derartiges Spiel mit absonderlichen Ausdrücken und Antinomien nicht an. (Man vergleiche hierzu die Schlußverse von Mansos Epistel „An Amalie" und die dazu gegebene Anmerkung S. 104. Er möge doch weiter der Art und dem Geiste treu bleiben, wie er sich in „Anmut und Würde" offenbare. Auch dieser Abhandlung lägen Kants Ideen zugrunde, doch sei sie in jeder Beziehung das Werk eines freiwirkenden Geistes. Nach einigen Lobeserhebungen kehrt unser Kritiker wieder zu den ästhetischen Briefen zurück und sagt: „Aber hier, welche Unzahl von fremdartigen Figuren und Bildern, und dazwischen, welche spitzfindige und kaum zu fassende Abstraktionen wie z. B. ‚Nur, indem der Mensch sich verändert, existiert er, und nur, indem er unveränderlich bleibt, existiert er', oder ‚sobald der Mensch die Form ist, hat er keine Form', oder ‚alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist' — ein würdiges Seitenstück zu dem Satze,

[1]) Vgl. die Epistel über die Verleumdung der Wissenschaften.

z. B. in den folgenden Versen, welche geradezu an eine Situation in Boccaccios 47. Novelle erinnern:

„Bleib noch ein Weilchen bei mir! Uns droht ein schweres Gewitter
Dort vom schwarzen Gewölk, ach, und ich fürchte mich so.
Bleib noch ein Weilchen bei mir! ich bin nicht zur Hälfte so bänglich
Wenn die nahe Gefahr, tröstend, ein Freund mit mir teilt."
Also schmeicheltest du, ich aber eilte von dannen
Und du zürntest mir nach, wähnend, ich flöhe den Sturm.
Glückliche Seele, die nur des Himmels Stürme befürchtet,
Und von dem Sturme nichts weiß, der in dem Herzen beginnt.

Eigentliche Aufschriften nach Art von Goethes Reimsprüchen sind die beiden folgenden Gedichtchen „Auf Natalien, die im Wasser ertrank"[1]) und „An eine Linde". Ersteres endigt mit der Pointe:

„Wer kann den Widerspruch in euch, ihr Wellen heben?
Die eine Venus geht aus eurer Flut ins Leben,
Die andre steigt durch euch ins Grab."

Das ganze ist ein Madrigal nach einer Vorlage des Franzosen Chevreau, ebenso wie das zweite Epigramm eine Nachdichtung der „vers gravés sur un oranger" von Parny ist. Es bewahrt das Andenken an einstige, glückliche, vom Schicksal nunmehr entrissene Liebesstunden, welche der Dichter im Schatten des Baumes, welcher der Liebsten Namen trägt, genossen hat.

Hierher gehört eine Reihe von Epigrammen, welche unter der gemeinsamen Bezeichnung „Auf einer Reise durch Schlesien" zusammengefaßt sind. Sie bedürfen fast keines Kommentars und rühmen zumeist Schlesiens Fruchtbarkeit, seine Bewohner, den Strom und das Gebirge; so z. B.

Seine Bewohner.

Spottet nur über den Namen der Wiener Phäaken, ihr Märker,
Unsere Keller sind voll, unsere Mahle sind fett.

Der Strom.

Lebten wir heidnisch, wie einst, wir opferten jährlich der Oder.
Mitten im reichen Gefild darbten wir ohne den Strom.

Oder sie loben einzelne Städte, ihre Bewohner und ihre reizende Umgebung wie die folgenden:

Hirschberg.

Feen riefen's her: so schnell und so freundlich erhebt sich's.
Wo du das Städtchen erblickst, überall lacht es dich an.

---

[1]) Dieses Epigramm erschien mit dem bald zu nennenden „Naide" auch in Haug und Weißers „epigrammatischer Sammlung" Zürich 1809, Teil 7 u. 8.

Die Einwohner.

Seltsames Völkchen! Ihm winkt die Natur zu geselliger Freude,
Aber es freut sich und treibt jedes sein Wesen für sich.

Der Bober bei Hirschberg.

Daß die reizende Flur nicht des lieblichsten Reizes entbehre,
Schling ich, belebend, um sie meine kristallene Flut.

Schmiedeberg.

Nennst du dich Stadt oder Dorf? Die Betriebsamkeit hast du von jener,
Und von diesem den Schmuck ländlichen Reizes entlehnt.

Bezeichnend ist auch das Sinngedicht auf

„Die Kapelle auf der Schneekoppe".

Weg mit Kirch' und Altar! Spricht hier nicht die Gottheit im Freien
Hörbar zu dir, du vernimmst in der Kapelle sie nie.

Literarische Reminiszenzen enthalten drei andere Epigramme:

Bunzlau.

Vor Jahrhunderten sang ein Schwan[1]) in meinen Gewässern,
Horchend harr' ich seitdem, aber noch lausch ich umsonst.

Schlesiens ältere Dichter.

Was an Ehre mir zwei von den älteren Dichtern[2]) gewährten
Hat ein späteres Paar[3]) redlich mir wieder geraubt.

Seine Philosophen.

Wolfens rühmt ich mich einst, dann prangt ich mit Garven, nur eignet
Ihrer Bildung Verdienst, leider! die Fremde sich zu.[4])

Als sein politisches Bekenntnis in großen Umrissen könnte man den Inhalt nachstehender Distichen bezeichnen:

Große und Kleine.

Nie noch rühmt ich die Großen im Staat, nie werd' ich sie rühmen:
Denn sie beachten allein sich und der Kaste Gewinn.
Nimmer liebt ich das Volk, und nimmer werd' ich es lieben:
Denn es begehret den Zweck, aber die Mittel verschmäht's.

Der eine aus vielen.

Dir vertrau' ich mich an, du weiser und sittlicher Bürger,
Der, wie sein eigenes Ich, Menschen und Menschheit verehrt,
Nicht das Alte verfolgt, doch, erkennt er das Neue für besser,
Jenes entschlossen bekämpft, dieses bescheiden begehrt.
Edler, du hältst mit der Rechten den Stolz besternter Tyrannen,
Und mit der Linken den Trotz wütender Rotten zurück.

---

[1]) Martin Opitz.
[2]) Wohl Gryphius und Logau.
[3]) Lohenstein und Hoffmannswaldau.
[4]) Beide bildeten sich an den englischen Philosophen.

Wirkliche, wenn auch zahme Satire, haben wir, wenn er z. B. die seichte Vielschreiberei seiner Zeit geiselt in den Versen:

Literarische Geschäftigkeit.

Überall schaffet ihr Kiel und überall pranget ihr Name,
Blicket, wohin ihr wollt, immer begegnen sie euch.
Fragt ihr das Modejournal — sie befördern's. Den Genius — ihnen
Dankt er das Glück; das Archiv — o es besteht nur durch sie.
„Und die Bibliotheken und Zeitungen?" — hundertundfünfzig
Rezensionen im Jahr schießen sie sicherlich zu.
„Aber der Meßkatalog?" Wird bedacht. „Und am Ende des Jahres
Wirkten die Herren?" Nicht viel. „Spricht man von ihnen?" So, so.

Oder wenn er mit witzigen Worten die Verkehrtheit weiblicher Erziehung in den Versen „Frauenzimmer — Künste" oder die Eitelkeit und Putzsucht der Kokette verspottet, die sich trotz ihrer Jahre noch ein „air enfantin" zu geben versucht.

Eine letzte Gruppe von epigrammatischen Dichtungen findet sich in den schles. Prov.-Bl. von 1826 vereinigt. Es sind zumeist unbedeutende Poesien, die in der Zeit, als Krankheit den Dichter bereits ans Bett fesselte und das schwindende Augenlicht eine andere Tätigkeit versagte, entstanden sind. Mehrere von ihnen zeigen Anklänge an Epigramme zeitgenössischer Dichter, z. B. Goethe und J. Schmidt. Es verlohnt sich nicht, sie alle anzuführen; nur zwei Beispiele wollen wir, weil sie von tieferer Empfindung zeugen, herausgreifen. Das eine ist gerichtet an den Besänftiger der Schmerzen, den Schlaf, und lautet in lateinischen Distichen:

Ad Somnum.

Mortis, Somne, quidem metuendae frater haberis
At socium cupio te tamen esse tori.
Grata veni requies! Tu vivere das sine morte
Infandis curis, das sine morte mori.

Das andere, kurz vor seinem Tode entstandene, also sein Schwanenlied, besingt die Sängerin der Liebe, die Nachtigall, deren melodische Töne er jeden Abend von seinem Lager aus vernahm. Es ist in lateinischer und deutscher Fassung vorhanden; wir geben die letztere wieder:

„Welch ein schmelzendes Lied entsteigt den Tiefen der Haine?
Sind es Töne des Harms oder Gefühle der Lust?
Wahrlich, es singt Philomele der nie noch empfundenen Liebe
Sehnen und Ahnen — den Traum, welchen ihr Amor gesandt,
Und verrät, sich selbst nicht verstehend, in kindlicher Unschuld,
Welche geheime Gewalt tief ihr die Seele bewegt.
Sängerin, singe noch oft dein ungestilltes Verlangen!
Unter dem Mond ward nie wahrer und zarter geträumt."

Die hier gegebene Übersicht von Mansos Dichtungen ist unseres Wissens, wenn wir von den Xenien vorläufig absehen, vollständig, mit einer einzigen Ausnahme. Es fehlt nämlich das früheste bedeutendere Erzeugnis seines dichterischen Schaffens, die im Einzeldruck 1782 erschienene „Epistel an Hoch", die er bei seiner Abreise von Jena an diesen gelehrten Freund richtete. Sie war jedoch trotz der größten Bemühungen auf keiner deutschen Bibliothek zu entdecken.

Wir haben in unserer Darstellung gezeigt, daß Manso in den meisten Fällen von Vorbildern des In- und Auslandes abhängig war, und daß seine Dichtungen mehr aus einem glücklichen Talente der Nachempfindung als aus freiem Schaffen echter, dichterischer Phantasie hervorgingen. Nur dort, wo er Erlebtes schilderte, wie z. B. in einigen elegischen Gedichten, trat der wahre Dichter hervor. Diesen kamen die philosophischen Dichtungen an Selbständigkeit und poetischer Empfindung am nächsten. An allen in Betracht kommenden Schöpfungen aber war — und darauf haben wir wiederholt hingewiesen — eine gewandte Sprache und eine geschickte Versifikation wahrzunehmen. Der Jenaer Professor und ehemalige Lehrer Mansos, G. Schütz, urteilte gewiß richtig, wenn er in seinem Antwortschreiben an den Philologen Fr. Jakobs 1797 Manso nicht sowohl für einen Dichter, als einen witzigen (wir sagen geistreichen) Kopf erklärt. Was Lessing so bescheiden von seiner dichterischen Begabung bekennt, er fühle die lebendige Quelle, die frei schaffende Einbildungskraft, die allein den Dichter macht, nicht in sich, sondern verdanke seine Dichtungen der Kritik, d. h. der bewußten Anwendung der Kunstregeln und zugleich der Arbeit des denkenden, beobachtenden Verstandes, das gilt, wie wir sahen, auch in vieler Beziehung von Manso. Dieser mochte es schließlich wohl selbst fühlen; darum beschäftigte er sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens seltener mit der Dichtkunst und wählte sich dafür ein seiner Begabung entsprechenderes Feld gelehrter Tätigkeit, — die Geschichte.

Ehe wir jedoch zur Besprechung seiner Arbeiten auf diesem Gebiete übergehen, müssen wir auf einen literarischen Streit eingehen, der in der Geschichte der deutschen Dichtung unter dem Namen des Xenienstreites bekannt geworden ist, und in dem Manso als Angegriffener und Angreifer eine Rolle

spielte. Unsere Aufgabe ist es natürlich nur, die auf letzteren gehenden Xenien der Weimarer Dichter und Mansos „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar", 1797 (anonym und ohne Angabe des Druckortes) näher zu beleuchten.

Der Xenienstreit.

Angriff durch Schiller und Goethe.

Was bewog eigentlich Schiller — denn er ist mit Ausnahme eines einzigen, von Goethe stammenden, der Verfasser dieser Gastgeschenke — jene verletzenden Pfeile gegen den Breslauer Schulrektor zu schleudern? Die Antwort gibt uns der Schiller-Goethesche Briefwechsel: Der Ärger über die üble Aufnahme, welche die von Schiller begründete und von Goethe lebhaft unterstützte Zeitschrift „Die Horen" seit 1795 bei der „älteren Generation", wie sie die Gegner nannten, fand, gab die Veranlassung zu dem allgemeinen literarischen Strafgericht. Manso aber, der streitbarste Vorkämpfer jener Partei, forderte durch eine besondere „Verwegenheit" den Zorn des reizbaren Jenaer Dichterfürsten heraus. Am 1. November 1795 schrieb dieser an Goethe: „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans — die Horen meine ich[1]). Außer den Völkern, die Herr Jakob in Halle kommandiert und die Herr Manso in der Bibliothek d. s. W. hat ausrücken lassen, und außer Wolfs schwerer Kavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten[2])." Etwa zwei Monate nach dem Erscheinen des Xenienalmanachs und unmittelbar nach der Erwiderung Mansos schrieb der schon genannnte Fr. Jakobs an Professor Schütz in Jena (den von Cotta, dem Verleger der Horen, bezahlten! Beurteiler dieser Zeitschrift) vom 1. Dezember 1796: „Seit einem halben Jahre schlägt von Jena und Weimar aus alles auf den armen Manso los, als ob er der elendeste Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Horen gesprochen hat, wie er denkt." (S. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampfe und Goethejahrbuch, Bd. XVIII.) Ebenso spricht Böttiger in seinem Briefe an Schulz

---

[1]) S. Max Glaß: Klassische und romantische Satire, S. 3.

[2]) S. Braun „Goethe-Schiller im Urteile ihrer Zeitgenossen" unter Schiller II, 29ff., 74ff. usw.

in Mietau (30. Oktober 1796, Goethejahrb., Bd. I) von „Manso, der dic giftige Rezension der Horen gemacht hat“ und Garve fragt in seinem langen Verteidigungsschreiben Mansos an Schiller, 23. September 1797 (Goethejahrb., XVIII, 134): „Und wodurch hat er Ihren Unwillen verdient?“ „Durch Rezensionen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften,“ fügt er hinzu. Nach diesen Angaben kann es kaum mehr zweifelhaft sein, daß die ausführliche Besprechung der Horen im 55. Bande der von Chr. Felix Weiße redigierten und von Dyck in Leipzig verlegten „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ gemeint ist. Der fast fünfzig Seiten lange Aufsatz trägt zwar ebenso wenig wie die übrigen Beurteilungen eine Namensunterschrift. Doch spricht schon die Allgemeinheit der angeführten Zeugnisse, insbesondere die von Böttiger und Garve, beide Freunde Mansos, für letzteren als Verfasser. Außerdem spricht Garve unmittelbar nach den angeführten Worten in seinem Briefe von wirklicher Dunkelheit in den Briefen über die ästhetische Erziehung, und diese waren gerade in jener Rezension scharf beurteilt worden. Abgesehen davon, daß Manso der Annahme, er sei der Verfasser, keinen Widerspruch entgegengesetzt hat, so leuchtet auch sein Geist, wenn man zu äußeren Zeugnissen noch nach inneren sucht, deutlich genug aus diesem Aufsatz hervor, wie ein Vergleich mit seinen übrigen kritischen Schriften dartut. Die Besprechung erstreckt sich auf das 1. bis 4. Stück der Horen, enthaltend Schillers „ästhetische Briefe“ (1—16), Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ und von A. W. Schlegel Proben einer Übersetzung aus Dantes „Hölle“. Nehmen wir das Urteil über die beiden letztgenannten Beiträge vorweg. Die „Unterhaltungen“ werden außerordentlich gelobt, besonders eine Bemerkung der Baronesse über die Erfordernisse einer guten Erzählung: „Ihre Geschichte, sagt diese, ist unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterläßt einen stillen Reiz, weiter nachzudenken.“ „Vortrefflich, meint Manso, möchten doch alle unsere fertigen Romanschreiber diese Lehre beherzigen. A. W. Schlegel wird als Übersetzer eine große Zukunft prophezeit, nur wird ihm geraten, noch mehr auf den Ausdruck und die Korrektheit des Verses zu achten. Nun kommt die Reihe an Schiller. Den Briefen über die ästhetische Erziehung wird zunächst

ihre Bedeutung abgesprochen. Sie enthielten zwar einzelne sehr wahre und wichtige Gedanken, aber im Grunde nichts Neues; denn diese Dinge seien schon vor Schiller von andern oft gesagt worden. Nur die ungewöhnliche Form lasse anfangs vermuten, daß in ihnen ganz neue Wahrheiten zum Vorschein kämen; befreie man aber den Gedanken von seiner schimmernden Einkleidung, so trete ein ganz gewöhnlicher Satz hervor. Nach dieser allgemeinen Kritik wendet sich Manso zu der Behauptung Schillers im 6. Briefe, daß die Griechen im Gegensatz zu uns Neueren bereits jenes glückliche Gleichgewicht zwischen Einbildungskraft und Verstand, jenes ungeteilte Umfassen von Natur und Kunst, Poesie und Philosophie, jene harmonische Ausbildung aller Geistesanlagen und Seelenkräfte, kurz jenes Ideal von Vollkommenheit, zu dem sich der Mensch hinaufarbeiten solle, besessen hätten, und zwar jeder einzelne von ihnen, so daß hierin kein Moderner sich mit dem Griechen vergleichen könne. „Wie, fragt Manso dagegen, das alles hätten jene Griechen besessen, die ihre verdientesten Bürger und Weltweisen bald töteten, bald verjagten, die ihre Ohren willig den verderblichsten Lockungen der heillosen Philosophen liehen, die den schändlichsten Götzendienst trieben, in den tiefsten Aberglauben versunken waren, die an abgeschmackten Zeichen und Vorbedeutungen hingen, die ein gemeines Weibsbild für Minerva zu nehmen sich bereden ließen — eine Albernheit, die ihnen selbst der gutmütige Herodot nicht verzeihen kann — sie sollen zugleich philosophierend und bildend gewesen sein und die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigt haben?“ Weiter wird hingewiesen auf das Demagogentum, auf die ungerechte Behandlung der Bundesgenossen, auf die endlosen Parteikämpfe, die Griechenland zerfleischten und dem äußeren Feinde auslieferten, ein abfälliges Urteil Platos über seine Landsleute angeführt und bemerkt, ob das von Edelmut und einem besonderen Geiste der Ordnung, von erhabeneren Gesinnungen und Grundsätzen zeuge als bei uns; und der Verfasser ruft schließlich aus: „Entweder muß Herr Schiller bei dieser Behauptung ganz neue, uns noch unbekannte Tatsachen vor Augen gehabt haben, oder mit seinen Worten einen Sinn verbinden, den man gewöhnlich nicht damit zu verbinden pflegt!“



M. zweifelt demnach auch an dem Erfolge, den Schiller von dem Einfluß der Kunst auf den Menschen hinsichtlich seiner Veredelung und Erziehung erwartet. Nirgends, heißt es etwa, war ein Volk mehr mit den Symbolen des Edlen und Trefflichen umgeben, und was hat dies zu seiner Versittlichung beigetragen? Nichts, nur das Gegenteil ist eingetreten. Schiller selbst habe den Widerspruch zwischen den an die Schönheit getanen Forderungen und den Zeugnissen der Geschichte, die von Entnervung und Entsittlichung spreche, nicht zu lösen vermocht[1]).

Schlimmer als dem Inhalt der Briefe ergeht es der Darstellung. Der Verfasser wird unter die Nachbeter Kants getan, die von diesem nichts weiter gelernt hätten als seine Manier, und die deshalb mit Vorliebe eine so dunkle Schreibart wählten, um für gründlich und tiefsinnig und als Philosophen vom Ton gelten zu können. Bei Kant sei diese ungewöhnliche Sprache am Platze; denn sie habe sich bei ihm zugleich mit den Ideen seiner kritischen Philosophie erzeugt und sei so innig mit ihnen verwebt, daß es unmöglich sei, den Gedanken von seinem Gewande zu trennen. Manso rät diesen neuen Philosophen im Gefolge Kants, lieber eine einfachere Sprache zu wählen; und besonders Schiller stehe ein derartiges Spiel mit absonderlichen Ausdrücken und Antinomien nicht an. (Man vergleiche hierzu die Schlußverse von Mansos Epistel „An Amalie“ und die dazu gegebene Anmerkung S. 104. Er möge doch weiter der Art und dem Geiste treu bleiben, wie er sich in „Anmut und Würde“ offenbare. Auch dieser Abhandlung lägen Kants Ideen zugrunde, doch sei sie in jeder Beziehung das Werk eines freiwirkenden Geistes. Nach einigen Lobeserhebungen kehrt unser Kritiker wieder zu den ästhetischen Briefen zurück und sagt: „Aber hier, welche Unzahl von fremdartigen Figuren und Bildern, und dazwischen, welche spitzfindige und kaum zu fassende Abstraktionen wie z. B. ‚Nur, indem der Mensch sich verändert, existiert er, und nur, indem er unveränderlich bleibt, existiert er‘, oder ‚sobald der Mensch die Form ist, hat er keine Form‘, oder ‚alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist‘ — ein würdiges Seitenstück zu dem Satze,

---

[1]) Vgl. die Epistel über die Verleumdung der Wissenschaften.

den wir neulich in einen berühmten Journale lasen ‚das Ich ist, was es ist und weil es ist, für das Ich‘ (ein Hieb auf Fichte, der es seinem Freunde Schiller ‚in der Abenteuerlichkeit der Schreibart um ein großes zuvortut‘). Zur vergleichenden Kritik von Schillers Prosastil im allgemeinen werden auch die historischen Arbeiten herangezogen. In der „Belagerung der Stadt Antwerpen“ findet Manso echten historischen Stil und empfiehlt sie als ein Muster der Darstellung, dagegen vermißt er diesen gänzlich in der „Geschichte der Völkerwanderung“. Der Vortrag ist ihm zu sehr mit poetischen Floskeln überladen; daher empfiehlt er dem Verfasser einmal ein eingehendes Studium der Quintilianischen „Redekunst“.

Manso hat mit diesem Urteil durchaus das Richtige getroffen. So sehr wir einerseits das zuerst genannte historische Werk schätzen, so können wir anderseits nicht die Geschichte der Völkerwanderung ein Muster historischer Schreibart nennen. Schiller schrieb sie, ohne noch mit dem Stoffe vertraut zu sein, nur auf Grund geschichtsphilosophischer Lektüre. Daher seine schnellen, nur auf willkürlichen Kombinationen beruhenden Urteile, die gänzliche Verkennung der mächtigen Wandlungen innerhalb des frühen Mittelalters und die haltlose Auffassung, die er von diesen Jahrhunderten überhaupt enwickelte. Schiller selbst hat die Schwäche dieses Aufsatzes recht wohl empfunden; schon während der Abfassung fühlte er das Bedürfnis, „Fakta einzustudieren“. Man kann daher nicht sagen, daß Manso Schillers Stil im allgemeinen und seine Sprache schlankweg verurteile. Er wendet sich ja nur gegen die Verfehlung historischer Darstellung in diesem einen Falle und weiß sehr wohl einen Unterschied zu machen. Treffend sind auch seine Bemerkungen gegenüber dem Spielen mit abgeblaßten, schattenhaften Begriffen, das die kritische Philosophie damals begann, und gegen die der nüchterne Mann auch sonst für die alte Wolffische Schule Partei nahm. Zu bedauern ist nur, daß er die bei aller Abhängigkeit von Kant doch vorhandene philosophische Selbständigkeit Schillers und den edlen Geist, das erhabene Ideal, das in den ästhetischen Briefen ausgeausgesprochen liegt, so verkannte. Sein Angriff richtete sich ja hauptsächlich nur gegen die praktische Durchführbarkeit der Schillerschen Idee. Und was will man dagegen einwenden,

daß er hier auf Grund eigner Anschauung mit Schiller nicht eines Sinnes sein konnte? Jedenfalls stand Manso mit seiner Ansicht nicht allein da; wenigstens darf man dies wohl einer Stelle in seinem Briefe an Böttiger vom Jahre 1795 (s. Ludwig Geiger a. a. O. 1. Brief) entnehmen, wo es heißt: „Wie denkt man in ihrer Gegend[1]) über Schillers Horen? Trotz der lobpreisenden Anzeigen in der Literatur-Zeitung will hier doch niemand an ihre Vortrefflichkeit glauben. Die ästhetischen Briefe hatten bereits drei Wochen in der Journal-Gesellschaft kursiert, bis ich mich ihrer erbarmte und sie aufschnitt. Alle Welt findet Schillers Stil dunkel, geschraubt und kostbar und wundert sich, wie man so etwas anstaunen kann."

Dieses merkwürdige Urteil über Schillers Sprache darf uns nicht Wunder nehmen. Der älteren Dichtergeneration mit ihrer geschmeidigen, aller Welt verständlichen Prosa und ihrem leichten, oft tändelnden Singsang mußte der tiefe Ernst und der erhabene Schwung des Jenaer Dichters ungewöhnlich vorkommen, seine ganze Art zu dichten und darzustellen konnte erst allmählich erziehlich wirken. Die Lyrik und das Lehrgedicht waren damals die beiden Hauptgattungen, in denen die leichte populäre Philosophie ihren Niederschlag fand. In der ersteren galten Horaz und Ramler als die besten Muster und jedes ihrer Gedichte sah man als ein Stück Lebensphilosophie an, im Lehrgedicht aber hatte nach aller Meinung Wieland mit seiner Musarion den Rekord geschlagen. Welche Wirkung mußten dagegen Schillers philosophische Gedichte tun? Von Manso haben wir in seiner Abhandlung „Über den Einfluß der Philosophie auf die Dichtkunst" (schles. Prov.-Bl., lit. Beilage, 1794, S. 65—74 und 225—239) ein vorzügliches Zeugnis darüber, inwieweit er eine Einwirkung der ersteren auf die letztere zugeben wollte. Sein Ideal ist hier neben Wieland, Ramler und einigen Engländern Horaz; denn in ihm findet er Geist und Schönheit, Weisheit und Grazie in ihrer reinsten Harmonie vereinigt. Im übrigen denkt er sich den Einfluß der Philosophie mehr in der Form philosophischer Kritik über die Dichtungen. Die Darstellung ganz bestimmter philosophischer Ideen oder gar Systeme glaubt er bekämpfen zu müssen in der

[1]) Böttiger war damals Gymnasial-Direktor in Weimar.

Überzeugung, daß die Ausbildung des philosophischen Ausdrucks der Anschaulichkeit und Sinnlichkeit einer Sprache schade, daß das Malerische aus ihr allmählich verschwinde und dem Abstrakten immer mehr Platz mache. „Je reicher die philosophische, desto ärmer die poetische Sprache.“ Ganz dieselben Gedanken, nur in etwas anderen Worten, enthält die Einleitung zu seiner Rezension von Thümmels „Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“ im 45. Bande der Neuen Bibl. d. sch. W., S. 163 ff. In diesem Roman fand er die gleiche, schöne Mischung von Grazie und Lebensweisheit wie bei Wieland und Horaz. (Vergleiche die Vorrede zur „Kunst zu lieben“ und die Epistel „An Amalie“.) Einen ähnlichen Standpunkt wie Manso vertrat auch Garve bezüglich des Einflusses der Philosophie auf die Ausbildung der Sprache in seinem Aufsatz „Über einige Verschiedenheiten zwischen den Alten und Neueren“ (s. Garve, Sammlung einiger Abhandlungen, 1802), und gibt nicht Schiller in seinem Aufsatze „Über naive und sentimentale Dichtung“ in letzter Linie selbst zu, daß mit dem Auftreten der philosophischen Reflexion die unmittelbare Natur und mit ihr das Malerische, die Anschaulichkeit aus der modernen Dichtung geschwunden sei, wenn er sagt: „Die Alten rühren uns durch Natur, die Neueren mehr durch Ideen?“

Mit solchen Anschauungen trat Manso an die Beurteilung der philosophischen Gedichte Schillers heran, welche dieser im Musenalmanach für 1796 veröffentlichte. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß er nicht schon in der Besprechung der Horen den Dichter Schiller beurteilte, obgleich die besprochenen Stücke eines der eigentümlichsten Gedichte „Das Reich der Schatten“ (später Ideal und Leben) brachten. Die beiden andern darin enthaltenen wie die „Elegie“ (später Spaziergang), „Natur und Schule“ (später der Genius) behandeln nicht sowohl bestimmte philosophische (Kantische) Ideen, als den Gegensatz zwischen Natur und Kultur und die Selbständigkeit des überall unbewußt das Richtige treffenden Genius. An ihnen hatte er daher wohl nichts auszusetzen, da sie mehr allgemeinere Gegenstände in einer verständlichen Sprache behandeln. Dafür würde auch der Umstand sprechen, daß, während „Ideal und Leben“ in der Rezension des Musenalmanachs

im 58. Bande der Neuen Bibliothek d. sch. W. vom Jahre 1796 noch nachträglich einer Kritik unterzogen wird[1]), diese letzteren Gedichte dort nicht berücksichtigt werden. Der eben genannte Aufsatz enthält zwar wie die Horenrezension keine Namensangabe, ist aber mit Sicherheit ebenfalls Manso zuzuweisen. Wir erwähnten früher schon den Brief Garves, in dem er von Rezensionen (Plural), die sein Freund gemacht habe, spricht. Unmittelbar darauf erklärt der Briefschreiber, auch er habe in den Gedichten des Musenalmanachs eine allzu tiefsinnige Metaphysik und in den venezianischen Epigrammen Goethes — diese standen ebenfalls in dem Musenalmanach — Unsittlichkeit gefunden und müsse in den Tadel des Freundes einstimmen. Dieser unwiderlegliche Beweis für Mansos Autorschaft wird noch dadurch verstärkt, daß die in der Rezension vertretene Anschauung ganz mit Mansos Einleitung zur Rezension der „Reisen" von Thümmel und mit dem Inhalt seiner Abhandlung „Über den Einfluß der Philosophie auf die Dichtkunst" übereinstimmt. Es dürfte somit kein Zweifel mehr bestehen, daß Manso der Verfasser war.

Wir kommen nun zum Inhalte dieser Kritik und nehmen auch hier wieder das Urteil über die fremden Beiträge vorweg. Goethes Gedicht „Der Besuch" wird sehr gelobt wegen der Wahrheit des Ausdrucks und der Zartheit des Gefühls. Ebenso finden dessen Epigramme seinen Beifall als „kleine Gemälde individueller Gefühle". Goethe sei auch im kleinen Meister. Den sittlichen Wert dieser Distichen zu rechtfertigen, überläßt Manso den Kunstrichtern, „die jeder Zeit eine neue Theorie zur Hand haben, sobald ihnen oder ihren Freunden die bisherige nicht zusagt". Er habe nur ein Drittel von ihnen mit Vergnügen durchlesen können. Die Beiträge Hölderlins und Kosegartens werden „als leichte Reimereien über Vergänglichkeit und Wiedersehen" nur gestreift und von den Gedichten der Sophie Mereau haben nur „Der Frühling" und „Das Liebesörtchen" seinen Beifall. In „Vergangenheit" und „Erinnerung" und „Phantasie" findet er hingegen „dieselbe widerliche Mischung metaphysischer und poetischer Sprache, dieselbe bunte Übertreibung" wie in den Erzeugnissen Schillers, denen nun-

---

[1]) S. Braun a. a. O. II, 160ff.

mehr das Urteil gesprochen wird. Rückhaltlos gepriesen wird nur das Gedicht „Der Tanz“ wegen der glänzenden Diktion, der Klarheit der Gedanken und der Schönheit der Bilder. Anders lautet der Spruch des Kritikers über „Die Macht des Gesanges“, „Die Ideale“ und „Die Würde der Frauen“. Mit Peinlichkeit werden hier eine Reihe von Fehlern und Dunkelheiten in Gedanken, dichterischen Bildern und im Ausdruck nachgewiesen und gezeigt, wie der Dichter die betreffenden Stellen weit einfacher hätte fassen können. Dann führt der strenge Kunstrichter einen nachträglichen Hieb auf Schillers erhabenstes Gedicht „Das Reich der Schatten“, „die seltsamste Mißgeburt, die jemals aus dem Gehirne eines Dichters hervorgegangen ist“. Wenn es schon den in Schillers Sprache und Eigenart Eingeweihten nach ihrem eignen Geständnis schwer werde, den Dichter zu verstehen, was sollten dann erst die Laien machen? Überhaupt sei Schiller unglücklich als philosophischer Dichter, wenn er „die Tiefe der Kantischen Philosophie durch die Fackel Apolls erhellen“ wolle; aber freilich „solche abgezogenen Begriffe mit einem poetischen Körper bekleiden heißt das Unmögliche für möglich halten“. Nun folgt eine herbe Verurteilung von Schillers Dichtersprache, ebenso herb wie die seiner philosophischen Prosa in der Horenbesprechung. Wo er in andern Gedichten glücklicher in Gedanken und Erfindung sei, verderbe er alles durch seine „rätselhafte, schwankende Sprache, wenn er eine übel angebrachte Metaphysik unter die schönsten Gemälde und Bilder mischt und den Pfad des Wahren und Natürlichen alle Augenblicke verläßt und in das Gezierte, Kostbare und Schwülstige fällt“. Er zeigt sich mit einem Worte „zwar oft als Mann von Genie, aber ebenso oft als Dichter von verderbtem Geschmacke, so daß man seine Stücke zwar stellenweise nicht ohne Vergnügen und Teilnahme lesen, aber wenige ohne Verdruß durchlesen kann“! (Ähnlich spottete Nicolai über die philosophischen Querköpfe und Kantischen Poeten.) Überdem „haben unsere kritischen Sprecher nichts unterlassen, um Herrn Schiller in dem Wahne, alles, was er mache, sei sehr gut, zu erhalten. Sie haben nicht wie denkende Kunstrichter über ihn geurteilt, sondern wie begeisterte Seher über ihn gedichtet und seine poetische Sprache zum Vorbilde ihrer Prosa genommen.“ Diese letztere Bemer-

kung, so übelwollend sie ist, liefert uns zur Ehre für den Geschmack des deutschen Volkes den Beweis, daß Schiller schon damals sein Publikum und sein hoher Geist und die erhabene Schönheit seiner Dichtung bei der jüngeren Generation genug bewundernde Lobredner fand.

Uns, die wir Schillers edlen Geist aus seinen gesamten Dichtungen näher kennen, muß diese Beurteilung hart, wenn nicht ungerecht erscheinen. Insbesondere schmerzt es uns, den hohen sittlichen Gehalt des Gedichtes „Das Reich der Schatten" mit seinem erhabenen Verzicht auf Sinnenglück und seiner tiefen Sehnsucht nach Seelenfrieden so verkannt zu sehen. Aber man vergegenwärtige sich noch einmal beide Rezensionen. Das Hervorstechende an ihnen ist der Kampf gegen die zu ausgedehnte Einmischung spekulativer Philosophie und abstrakter Begriffe in der Lyrik. Auf diesen Mißbrauch, wie er es ansah, zielt das Distichon der „Gegengeschenke":

Nun was denkt ihr vom Reiche der Schatten? Es schattet und schattet,
Daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt.

und trifft unstreitig die Schwächen dieses Gedichts, dessen Ideale aus dem bloßen Widerschein der Gedanken, aus wesenlosen Schemen bestehen. Manso, der an den das rein Menschliche in seiner Natürlichkeit und schönen Sinnlichkeit darstellenden Dichtern des Altertums geschulte, war der Überzeugung, daß das große Publikum einer solchen Poesie verständnislos gegenüberstehen müsse, daß, mit andern Worten, die Volkstümlichkeit der Dichtung verloren gehe. Und damit dürfte er nicht so unrecht gehabt haben[1]; nur ist er in seinem Eifer viel zu weit gegangen und hat darüber die Bedeutung des allgemeinen Wertes der Gedichte aus dem Auge verloren. Bekanntlich hat Schiller selbst später einzelne in der Tat sehr schwer verständliche Stellen der ersten Fassung geändert; so auch die Überschrift „Das Reich der Schatten" in „Ideal und Leben", weil sie Anlaß zu groben Mißverständnissen gab. Daß Manso überhaupt das Verständnis für Schillers Weltanschau-

[1]) Vgl. Alxingers Brief an Göschen v. 15. Mai 1796. Goethejahrb. VI, 1885 und in unserer Darstellung S. 146.

[illegible] nem Gedichte niedergelegt war, geeint [illegible] Dichterheil zur Auffassung jener Kritiken [illegible] ist somit nicht anzunehmen, suchte er [illegible] [illegible] Ideen in leichtverständlicher Fassung vor- [illegible] spricht auch sein offener gerader Charakter [illegible] Verdienst glänzt, sowie sein geist- und ver- [illegible] Urteil, das er in seinen ästhetischen Aufsätzen [illegible] noch sehen werden.

[illegible] diese zweite Rezension noch vor dem Drucke [illegible] Doch mußte seine reizbare [illegible] genug Ärger über die Abkanzelung seines Schmer- [illegible] empfinden. Was wollte dagegen das ge- [illegible] Mansos und seine Versicherung besagen, er habe [illegible] geschrieben: „Wir erkennen und ehren [illegible] Verdienste und haben es in dieser Beurteilung [illegible] laut und lebhaft gesagt“; der Angegriffene [illegible] Tadel und suchte sich zu rächen. Was war natür- [illegible] daß Schiller die Leistungen Mansos musterte und [illegible] irgendeine Blöße entdecken ließ, mit herbem Spott [illegible]

[illegible] der frühesten poetischen Versuche Mansos war die [illegible] „Über die Verleumdung der Wissenschaften“, [illegible] gegen die Verachtung oder Geringschätzung der [illegible] wandte. Der Inhalt sowohl wie die Art der [illegible] im Almanach verspottet werden durch das

[illegible]

[illegible] sie denn? Wer so elend wie du sie verteidigt,
[illegible] der Advokat ist des Beschuldigers wert.

[illegible] maligen sorgfältigen Prüfung aber wurde [illegible] den Almanach aufzunehmenden ausgesondert [illegible] daher nur in dem sogenannten Xenienbuche. [illegible] zur endgültigen Ausscheidung desselben [illegible] man wohl ziemlich richtig, wenn man [illegible] selbst die Verse für zu verletzend und un-

[illegible] der Angabe der Nummern nach der neuesten Aus- [illegible] und Bernhard Suphan. Schriften der Goethe-Ges. Bd. 8. [illegible] bedeuten die Zählung bei Boas.

gerecht gegenüber dem zwar etwas trockenen aber gedankenreichen Lehrgedichte erkannte. Am Schlusse desselben vertrat Manso, wie wir sahen, die Ansicht, daß das Menschengeschlecht einer fortschreitenden Veredelung entgegengehe. Dieselbe Überzeugung sprach er auch aus in der Abhandlung „Ist nur der einzelne Mensch oder die Menschheit im ganzen einer Veredelung fähig?“ Auf das einzelne Individuum war in ihr kein Bezug genommen. Darauf, sowie auf die Fragestellung im Thema bezieht sich der Doppelvers:

Das goldne Zeitalter.

90 (32) Ob die Menschen im ganzen sich bessern? Ich glaub es, denn einzeln,
Suche man wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

Boas a. a. O. erinnert zur Erklärung dieses Xenions an den Eingang zur zweiten römischen Elegie Goethes, und Tröger (Rektor Manso im Xenienkampfe a. a. O.) hat es infolgedessen nicht in seine Darstellung aufgenommen. E. Schmidt und B. Suphan reihen es unter die allgemeinen politischen Aussprüche Goethes in den „Herbst“ der „Vier Jahreszeiten“ ein. Unserer Überzeugung nach sind diese Deutungen unrichtig. Zu der betreffenden Elegie stehen die Verse in gar keinem und zu den erwähnten politischen Aussprüchen in einem ganz losen Zusammenhang. Wir meinen vielmehr, daß das Xenion, wenn es polemisch und zugleich satirisch sein soll, sich nur auf die genannte Abhandlung Mansos beziehen kann, schon wegen des bestimmten Gleichklangs mit dem Titel. Außerdem möchten wir es Schiller zuweisen; denn dieser hat sämtliche Xenien, welche auf einzelne Dichtungen und Schriften des Breslauer „Präzeptors“ gehen, mit Ausnahme eines einzigen von Goethe auf die „Kunst zu lieben“, gemacht. Im Musenalmanach steht es daher unmittelbar als Nr. 32 vor der von Schiller verfaßten Gruppe 33—42, welche mit dem Distichon beginnt:

Manso von den Grazien.

316 (33) Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche zitieren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

ung, wie sie in jenem Gedichte niedergelegt war, gefehlt oder daß ihn der bloße Dichterneid zur Abfassung jener Kritiken getrieben habe, ist somit nicht anzunehmen, suchte er doch selbst Kantische Ideen in leichtverständlicher Fassung vorzutragen. Dagegen spricht auch sein offener gerader Charakter, der jedem sein Verdienst gönnte, sowie sein geist- und verständnisvolles Urteil, das er in seinen ästhetischen Aufsätzen bewies, wie wir noch sehen werden.

Ob Schiller diese zweite Rezension noch vor dem Drucke der Xenien gelesen hat ist fraglich. Doch mußte seine reizbare Natur schon genug Ärger über die Abkanzelung seines Schmerzenskindes, der Horen, empfinden. Was wollte dagegen das gespendete Lob Mansos und seine Versicherung besagen, er habe ohne Parteilichkeit geschrieben: „Wir erkennen und ehren Herrn Schillers Verdienste und haben es in dieser Beurteilung mehr denn einmal laut und lebhaft gesagt"; der Angegriffene sah nur den Tadel und suchte sich zu rächen. Was war natürlicher, als daß Schiller die Leistungen Mansos musterte und sie, wo sich irgendeine Blöße entdecken ließ, mit herbem Spott übergoß.

Einer der frühesten poetischen Versuche Mansos war die Epistel an Garve „Über die Verleumdung der Wissenschaften", welche sich gegen die Verachtung oder Geringschätzung der Wissenschaften wandte. Der Inhalt sowohl wie die Art der Darstellung sollten im Almanach verspottet werden durch das Xenion:

317[1]) Wer verleumdet sie denn? Wer so elend wie du sie verteidigt,
Wahrlich der Advokat ist des Beschuldigers wert.

Bei einer nochmaligen sorgfältigen Prüfung aber wurde es von den in den Almanach aufzunehmenden ausgesondert und befindet sich daher nur in dem sogenannten Xenienbuche. Was den Verfasser zur endgültigen Ausscheidung desselben veranlaßte, vermutet man wohl ziemlich richtig, wenn man annimmt, daß er selbst die Verse für zu verletzend und un-

[1]) Wir richten uns bei der Angabe der Nummern nach der neuesten Ausgabe von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Schriften der Goethe-Ges. Bd. 8. Die eingeklammerten Nummern bedeuten die Zählung bei Boas.

gerecht gegenüber dem zwar etwas trockenen aber gedankenreichen Lehrgedichte erkannte. Am Schlusse desselben vertrat Manso, wie wir sahen, die Ansicht, daß das Menschengeschlecht einer fortschreitenden Veredelung entgegengehe. Dieselbe Überzeugung sprach er auch aus in der Abhandlung „Ist nur der einzelne Mensch oder die Menschheit im ganzen einer Veredelung fähig?" Auf das einzelne Individuum war in ihr kein Bezug genommen. Darauf, sowie auf die Fragestellung im Thema bezieht sich der Doppelvers:

Das goldne Zeitalter.

90 (32) Ob die Menschen im ganzen sich bessern? Ich glaub es, denn einzeln,
Suche man wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

Boas a. a. O. erinnert zur Erklärung dieses Xenions an den Eingang zur zweiten römischen Elegie Goethes, und Tröger (Rektor Manso im Xenienkampfe a. a. O.) hat es infolgedessen nicht in seine Darstellung aufgenommen. E. Schmidt und B. Suphan reihen es unter die allgemeinen politischen Aussprüche Goethes in den „Herbst" der „Vier Jahreszeiten" ein. Unserer Uberzeugung nach sind diese Deutungen unrichtig. Zu der betreffenden Elegie stehen die Verse in gar keinem und zu den erwähnten politischen Aussprüchen in einem ganz losen Zusammenhang. Wir meinen vielmehr, daß das Xenion, wenn es polemisch und zugleich satirisch sein soll, sich nur auf die genannte Abhandlung Mansos beziehen kann, schon wegen des bestimmten Gleichklangs mit dem Titel. Außerdem möchten wir es Schiller zuweisen; denn dieser hat sämtliche Xenien, welche auf einzelne Dichtungen und Schriften des Breslauer „Präzeptors" gehen, mit Ausnahme eines einzigen von Goethe auf die „Kunst zu lieben", gemacht. Im Musenalmanach steht es daher unmittelbar als Nr. 32 vor der von Schiller verfaßten Gruppe 33—42, welche mit dem Distichon beginnt:

Manso von den Grazien.

316 (33) Hexen lassen sich wohl durch schlechte Sprüche zitieren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Auch diese Verse sind bei Boas und Tröger unrichtig auf die Abhandlung „Über die Grazien“ bezogen[1]). Nach E. Schmidt und B. Suphan und D. Jacoby, Goethejahrb. VI, geht es auf das Gedicht „An Amalie“ und zwar, wie wir hinzusetzen, auf die ganz bestimmte Stelle:

Doch nein
Bedeutend winket mir die Grazie und wehret,
Voreilig es zu prophezein.

Hier ist von einem wirklichen Zitieren (frz. citer) „Bemühen“ der Göttin die Rede.

Im folgenden Xenion spottet Schiller mit derselben Schärfe über Mansos Übersetzung des befreiten Jerusalem von Tasso:

318 (34) Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier nur die Stätte
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang[2]).

Den Ausdruck „asphaltischer Sumpf“ möchten wir nicht bloß mit Tröger auf die Äußerlichkeit, daß die Übersetzung unvollendet blieb, beziehen, sondern vielmehr noch auf die Freiheiten, die er sich, seiner Übersetzungsart getreu, dem Original gegenüber herausnahm.

Nun folgt eine Reihe von Xenien — es sind ihrer im ganzen zehn — welche sämtlich jene Dichtung treffen, von der Manso den größten Ruhm im Reiche Anacreons zu finden hoffte — die „Kunst zu lieben“. Allzu sehr hat ihn Schiller in diesen die Mitarbeit an der Leipziger „Geschmacksherberge“ büßen lassen. Die Distichen verspotten nicht bloß den schlechten Dichter, sondern zwischen den Zeilen schimmert der Versuch hindurch, den ganzen Menschen und Lehrer lächer-

---

[1]) Die mit der Abhandlung über die Grazien gleichzeitig erschienene „Über die Horen“ wird rühmend erwähnt in den Antixenien Fuldas: Trogalien (d. h. Nachtisch) zur Verdauung der Xenien:

Die Horen an Manso.
Schrecklich haben uns die in Weimar und Jena geschändet,
Doch verschmerzen wirs leicht, Manso, weil du uns geehrt.

[2]) Als Echo hierzu heißt es in den „Parodien auf die Xenien“ in bezug auf „Schillers Übersetzung des IV. Buches der Aeneide“;

Nur noch der Scheiterhaufen Elissens rauchet in Schillers
Stanzen: ihr Körper, ihr Geist blieb in des Römers Gedicht.

lich zu machen, wozu jedoch nicht, wie bei Bürger, irgend welcher Anlaß vorlag; so z. B. gleich das 1. Xenion:

Die Kunst zu lieben.

319 (35) Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur doch nichts, gar nichts für dich noch getan[1])!

Offenbar sollte es nur Manso gelten. In Wirklichkeit aber verspottet es zugleich auch Ovid, den es doch nicht treffen sollte. Der sonst vorsichtige und zahme Beurteiler der Xenien im Januarstück des „Neuen teutschen Merkur" vom Jahre 1797 sagt hierzu: „Wie, wenn der Tadel geradezu schief und ungerecht ist, wie unter vielen Beispielen Nr. 35, wo der Spott nicht Herrn Manso, sondern den Ovid, den man doch nicht treffen wollte, trifft?" Dieselbe Bewandtnis hat es auch mit dem nächsten Doppelvers:

Der Schulmeister zu Breslau.

768 (36) In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präzeptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Denn man müßte sonst annehmen, daß Ovids Gedanken und Bilder Schiller besser gefallen hätten. Ovid hatte einst Trist. 2, 354 seine Dichtung charakterisiert mit den Worten: „Vita verecunda est Musa jocosa mihi." In derselben Weise suchten auch Anakrontiker wie Weiße ihre papierene Sinnlichkeit zu entschuldigen. Diesen Einwand läßt auch Schiller einen Dritten bezüglich Mansos machen „Geh doch sein Leben ist keusch"; doch erhält er von ihm die Antwort:

. . . . . . „Das möchten wir gerne ihm lassen,
Aber die lustigste Kunst ist nur bei ihm nicht jocos[2])."

---

[1]) Der unbekannte Verfasser der „Dornenstücke" schrieb als Erwiderung:
Beim Lieben können wir die Kunst entbehren
Hochweise Herrn, erbost euch darum nicht.
Des Sängers Unterricht
Soll ja Profane nur belehren,
Nur Wen'ge kommen der Natur
So früh wie ihr von selber auf die Spur.

[2]) Dieses Xenion wurde gleichfalls nicht in den Almanach aufgenommen.

d. h. mit andern Worten: Kein echter Witz, kein ungezwungener Scherz findet sich in der „Kunst zu lieben"; sondern aus den Strophen guckt nur der Pedant hervor, der von Liebe nichts versteht, aber gern den verliebten Satyr spielen möchte, wie es in Nr. 769 (37) heißt:

Amor als Schulkollege.

Was das entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen,
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

Die Überschrift bezieht sich auf das Titelbild der „Kunst zu lieben", s. S. 110. Goethe schlug eine mildere Tonart an, wenn er diesen Pedantismus geißelnd, schrieb, anklingend an das Wort im Tasso: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt":

Das Unverzeihliche.

320 (39) Alles kann mißlingen, wir könnens ertragen, vergeben,
Nur nicht, was sich bestrebt reizend und lieblich zu sein.

Im folgenden Xenion vergleicht Schiller die Mansosche Dichtung mit einer schrullenhaften, aber lüsternen alten Jungfrau, der jedermann aus dem Wege geht und die daher keinen Liebhaber findet:

Alte Jungfern und Manso.

323 Niemand wollte sie frein, ihn niemand lesen; so sei denn
Jede Ehe verwünscht, jedes gelesene Werk.

Der Verfasser tat recht daran, daß er diesen Pfeil nicht versandte, denn mochte man den Gegner auch wegen seiner Parteinahme verachten, es klang doch zu gehässig, die Angriffe aus dem bloßen und blassen Schriftstellerneide herzuleiten, zumal sich Schiller, wie wir aus den Zeugnissen der Zeitgenossen wissen, über Mangel an Anerkennung nicht zu beklagen hatte. Denselben verletzenden Spott enthält auch das nächste Distichon 463 (335), das zur Nekyomantie[1]), dem Totengerichte gehört, in welchem Schiller zu den Manen hinabsteigt, „um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden

[1]) Das Wort kommt von *νεκυια* = Totenopfer, um die Geister der Verstorbenen aus der Unterwelt heraufzubeschwören, s. Odyssee B. 11.

zu plagen". (S. Brief an Goethe vom 31. Januar 1796.) Wie Äneas beim Hinabsteigen in die Unterwelt (Aeneid. VI, 251) der Hecate-Proserpina eine gelte Kuh opfert (sterilemque tibi, Proserpina, vaccam), so Schiller der keuschen Göttin Mansos jungfräuliche Muse:

Hecate! Keusche! Dir schlacht ich die „Kunst zu lieben" von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.

Der Inhalt bezieht sich offenbar auf Mansos persönliche Verhältnisse. Dieser blieb nämlich, obwohl in der Jugend gewandter Tänzer und Gesellschafter (s. Passow a. a. O.), später unverheiratet und setzte auch den Ratschlägen seiner Freunde, sich zu verehelichen, hartnäckigen Widerstand entgegen.

Zu jener Nekyomantie gehört auch Xenion Nr. 497, das uns nur handschriftlich vorliegt. Ovid unterhält sich in der Unterwelt mit Odysseus über seinen Nachfolger und meint, derselbe müsse wohl noch mehr Erfahrung in der Kunst zu lieben haben wie er; sonst würde er es wohl nicht gewagt haben, einen solch heiklen Gegenstand noch einmal zu besingen:

Sag doch Odysseus, das muß ein tüchtig gesegneter Kerl sein,
Der sich von Amors Kunst nach mir zu singen vermaß.

Schiller versichert dem antiken Dichter, daß er nicht nach Tomi verbannt worden wäre, hätte er weniger derb, sondern so zierlich und fein wie Manso geschrieben:

Der zweite Ovid.

770 (38) Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben!
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn[1]).

Man achte hier besonders auf die anklingenden Namen im 1. Verse. Im übrigen bezieht sich dieser Witz auf die längst widerlegte Ansicht, daß Ovid hauptsächlich wegen gewisser Stellen in der ars amatoria verbannt worden sei. Auf die An-

---

[1]) Vgl. hierzu von den Anti-Xenien den Doppelvers aus den „Parodien auf die Xenien"

Hättest du, guter Ovid, doch metaphysisch wie Schiller
Stets gedichtet, du wärst nimmer vertrieben aus Rom.

rufung der Venus durch Manso im Beginn seiner Dichtung und die von uns zitierte Stelle, S. 106, wo er seiner Führerin für ihre Begleitung dankt, gehen die Verse:

Der schlechte Dichter.

757 Glaubt nicht der arme Mensch mit Jupiters Tochter zu leben,
Und ein Knochengerüst folgt ihm zu Tisch und zu Bett.

Auch diese Verhöhnung des „Sängers der Venus" ward bei der Musterung als zu stark empfunden und deshalb in den Almanach nicht aufgenommen.

Damit sind wir zu Ende mit den Distichen, welche Manso und seine Schriften unmittelbar treffen. Mittelbar aber werden einzelne kleinere Gedichte, so z. B. die in Beckers „Erholungen" von ihm erschienenen[1]) arg mitgenommen in den Stachelversen:

404 (132) Eine Kollektion von Gedichten? Eine Kollekte
Nenn es der Armut zulieb und bei der Armut gemacht.

In dem nachstehenden Xenion wird sogar die ganze Art Mansos zu dichten verspottet; es führt im Almanach die allgemeine Überschrift „Prosaische Reimer", mit Abbrechung der persönlichen Spitze wie auch bei andern Beispielen. In der Xenienhandschrift aber trägt es die Bezeichnung „Mansoische Reimerei", war also ursprünglich direkt auf unsern Manso gemünzt:

321 (40) Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum ist.

C. m. ist in der Chemie die nach Verdampfungen im Schmelztiegel zurückgebliebene unbrauchbare Substanz. So

---

[1]) Andere, meist kleine Gedichte erschienen, wie wir sahen, auch in Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen". Auf dieses, sowie auf den Collector selbst geht das ziemlich grobe und daher im Musen-Almanach nicht abgedruckte Xenion:

Beckers Taschenbuch

Ha, du bist mir der frechste von allen Schmarotzern im Lande,
Bettelst bei allen, und sie füllen den Ranzen dir voll.

S. auch Glaß a. a. O. S. 156.

sind auch Mansos nach Wielands Vorbild verfaßte Werke solche Abkochungen, denen des Meisters Geist entflohen ist, vor allem natürlich die „Kunst zu lieben".

Noch mit einem andern gleichzeitigen Dichter wird der Breslauer Gegner verglichen, mit — Jean Paul. Ihm, dem Reichen gegenüber, der aber seine Überfülle von Gedanken, seinen Schatz von Bildern nicht in die passende Form zu gießen vermag, erscheint er als der arme Mann, der aber mit seinem kärglichen Besitz gut Haus zu halten versteht:

322 (41) Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert.

Dieses Urteil Schillers stand allerdings im ärgsten Widerspruch zu den Lobeserhebungen der gelehrten Zeitungen und belletristischen Blätter. Sie urteilten nach Sprache und Form, Schiller sah auf Originalität und dichterische Gestaltungskraft. Selbstverständlich kommen auch jene oberflächlichen Kritiker und „Lobredner Mansos" nicht so ungerupft fort. Ihnen wird in den beiden folgenden „Brandpfeilen", von denen der zweite freilich im Köcher zurückblieb, noch ein tüchtiger Hieb versetzt:

An seinen Lobredner.

Meinst du er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

Auf zwei Sudler, die einander loben.

Nicht so, nicht so, ihr Herren. Wollt ihr einander zu Ehren
Bringen, muß vor der Welt einer den andern verschrein.

Unter den Sudlern sind natürlich Manso und seine Partei zu verstehen. Unter seinen Lobrednern ohne Zweifel die Verfasser jener früher von uns angeführten wohlwollenden Rezensionen. S. 108. In erster Reihe aber kommen von diesen wohl in Betracht die laute Anerkennung des „Philosophischen Anzeigers" von Jakob in Halle 1795, Nr. 32, wo das Meisterwerk, die „Kunst zu lieben" den „holprigen und wässrigen Hexametern gewisser Dichter" entgegengehalten wird, und die rühmende Kritik Alxingers aus Wien in der Allg. Lit.-Zeitung

1796, Nr. 157 (Mai): „Kein deutscher Dichter dürfte sich dieses Produktes schämen, oder besser zu reden, jeder dürfte sich etwas darauf zugute tun. Plan, Gedanken und Ausführung verraten einen Meister in der Kunst zu lieben und — zu dichten . . . Von den Flecken dieses Gedichtes ist beinahe nichts zu sagen.“ In einem Briefe an den Buchhändler Göschen in Leipzig vom 15. Mai 1796 (s. Goethejahrb., Bd. VI, 1885) urteilt Alxinger: „Das Beste, was seit langer Zeit im Fache der schönen Wissenschaften erschienen ist, dürfte, neben Goethes Elegien ‚Die Kunst zu lieben‘ sein[1].“ Noch enthusiastischer sprach sich Alxingers Landsmann Josef Retzer über Manso aus. Von Gleim um ein Bild für den Freundschaftstempel gebeten, reiste er selbst von Wien durch Schlesien nach Halberstadt 1798. Auf dieser Reise verfertigte er ein Gedicht an Gleim, worin folgende Stelle vorkam:

„Schon hörte Manson mein entzücktes Ohr
Den Dichter, der bald Bernard, bald Oviden
Und Tasso bald zum Muster sich erkor.“

Auf seiner Reise besuchte der k. k. Zensor der auswärtigen Literatur auch Schiller und Goethe und legte ihnen sein Gedicht vor. 12. Mai 1798 schreibt Goethe an Schiller: „Der Edle von Retzer war eine Erscheinung, die man mit Augen gesehen haben muß, wenn man sie glauben soll. Hat er Ihnen denn auch sein Gedicht an Gleimen vorgelegt.“ Darauf antwortet Schiller: „Freilich hat mir der Edle von Retzer seine Verse auch zurückgelassen, die den ganzen Mann vollends fertig machen.“ R. gehörte mit zu der „brüderlichen Kameraderie“, die sich gegenseitig hob und trug und in den Zeitschriften breit machte. Wollte Schiller der ganzen älteren Generation von Dichtern und Schriftstellern einen Schlag versetzen, so

[1]) In diesem Briefe, in dem sich A. als Verfasser der genannten Rezension bekennt, wird auch über die Horen abfällig geurteilt. Von dem „Reiche der Schatten“ heißt es z. B. „Mein Gott, wie hat man dieses Gedicht vergöttert“; eine göttliche Eigenschaft scheint es allerdings zu haben, die Unbegreiflichkeit. Hängen will ich, wenn unter 100 Bewunderern es fünfe verstanden haben. Wie August nach der Niederlage des Varus ausrief: „Varus, Varus, gib mir die Legionen wieder“ so möchte ich ausrufen: „Kant, Kant, gib mir Schillern wieder“. Freilich ist Kant unschuldig, denn er verlangt nicht, daß man seine Kritik der reinen Vernunft in Verse bringe“. Dieses Urteil ist geradezu typisch; wieviele mögen damals so gedacht haben?

mußte er vor allem auch jene belletristischen Blätter mit Xenien beehren. Das ist denn auch reichlich geschehen, insbesondere wird der Leipziger Bibliothek die Aufwartung gemacht, deren Teilnehmer im literarischen Zodiakus verspottet werden:

Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es tut sich der Tierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch.

Mansos Freund und ehemaliger Kollege, der von den Xeniendichtern für den Hauptmitarbeiter und Herausgeber der Bibliothek gehaltene Friedrich Jacobs eröffnet den Reigen:

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schafe,
Aus dem Dyckischen Pferch springet er trotzig hervor.

Manso aber beschließt ihn unter dem Zeichen des Fisches:

Neckt euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartets geduldig,
In sein wässrichtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

Das heißt wie der fliegende Fisch nach kurzem Fluge ins Wasser zurückfällt, so wird auch Manso nach einigen Versuchen als Dichter bald in sein Element als Gelehrter und Jugendbildner zurücksinken. In der Tat hat letzterer nach 1800 sich der Dichtkunst nur selten gewidmet. Aber das wenige, was er schuf, fand doch trotz der Xenien Anerkennung. Selbst Matthisson scheute sich nicht, eine Reihe philosophischer Gedichte Mansos in seine lyrische Anthologie aufzunehmen.

Beide Männer, Jacobs sowohl wie Manso, erscheinen dann noch im Tierkreis als „Grundeln in Sulzers Zisterne“:

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Zisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

Gemeint sind die „Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste“, herausgegeben von Jacobs, Manso und Schaz. So deutete es wenigstens Jacobs selbst (verm. Schriften 7, 348 ff., 1840). Auf sämtliche Teilnehmer an der „Leipziger Geschmacksherberge“ geht ohne Zweifel das Distichon mit der Überschrift:

[illegible]

[illegible] zuwenig gehe.

[illegible] gesehen.

[illegible] vor der Schwind-
sucht geheilt.

[illegible]

[illegible] das Sieb und brüten
den Stein aus,

[illegible] warm, aber das Sieb wird
nicht voll.

[illegible] Distichen nahm Mans[illegible]

[illegible]

[illegible]egenwehr.

[illegible] Xenien schlug wie eine Bombe [illegible] Deutschlands ein, und bald [illegible] bemerkbar zu machen, indem von [illegible] Briefen und feindlichen Erwide- [illegible] und dawider erhoben. Schillers [illegible] und Zelter waren erfreut über [illegible] meinte sogar, die Gegner hätten [illegible] werden sollen. Anders verhielt sich [illegible] Reinhold 4. November 1796: „Der [illegible]almanach! Lieber Gott, wie schimp-

fend, wie schimpflich. Freilich züchtigt er manchen Wicht — aber warum mit Knotenstockprügeln und Kotwürfen, da den Verfassern doch die Geißel des Archilochus zu Gebote stand? Goethe hat seinen bekannten (!) Mutwillen spielen lassen. Aber Schiller hat sich an Nicolai, Manso, Jacobs, Jakob u. a. mehr wegen Rezensionen gerächt. Und wieviel plattes, stumpfes, bleiernes Geschoß hat sich nicht unter die Pfeile des Apollo eingemengt." Ähnlich äußerte sich Jacobs, den die Verhöhnung seines Freundes Manso aufbrachte, in dem schon früher angeführten Briefe und ebenso Schütz, der „die Prozedur der Schillerschen Partei Manso gegenüber nicht billigen kann". Im Lager der Angegriffenen wirkten die Xenien teils lähmend, teils reizten sie zur Erbitterung und zu heftigen Ausfällen auf die Dioskuren. Zur letzteren Klasse gehörte Manso. Man kann sich denken, daß er, der neben Nicolai und Reichardt am meisten verspottet war, sich als „Schulmeister zu Breslau", als „pedantischer Präzeptor", als „Amors Schulkollege" und als „fliegender Fisch" persönlich gekränkt fühlte; übten doch die Xenien nach C. v. Holteis sehr hübscher und pietätvoller Schilderung noch spät eine bedenkliche Wirkung auf Breslauer Primanergemüter aus (Vierzig Jahre I, 69. 90). Wir können es ihm daher nicht verargen, wenn er Verlangen danach trug, gleiches mit gleichem zu vergelten. Geschah es doch, um sich vor den Freunden wenigstens nicht die Blöße des Besiegten zu geben. Von ihnen war, wie aus einem Briefe Schillers an Goethe vom 11. Oktober 1796 hervorgeht, sein Jugendgefährte Gotter durch die ihm von einer Freundin S.[1]) aus Jena zugesandten, auf Manso gehenden, Xenien „besonders erschreckt" worden.

Von allen Trutzschriften, welche der Musenalmanach erfahren mußte, waren die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" 1797 die ersten auf dem Platze. Wir wissen nicht, wie viel der Leipziger Verleger Dyck zu dieser reich besetzten Tafel — im ganzen sind es 84 — beigesteuert hat; doch dürfen wir als ziemlich sicher annehmen, daß Manso ihr eigentlicher Küchenmeister war. Seine näheren Freunde, zumal der alte Garve in Breslau,

---

[1]) Nach Suphan Caroline Schlegel (Waitz I, 179 vgl. 153; Schiller-Goethe I, 179f.).

hielten ihn für den Hauptverfasser, und er selbst nahm die Verantwortung dafür auf sich. Auch Göschen in Leipzig, welcher der Partei der Gegner Schillers ziemlich nahe stand, schreibt an Böttiger (s. Goethejahrb. VI, S. 102, 1796): „Manso hat die Dinge fast alle gemacht.“ Sehen wir uns nun die Gegengaben näher an. Wir wollen sie sämtlich und zwar in der Reihenfolge anführen, wie sie im ersten Druck erschienen sind[1]).

Sie geben sich als „das Echo“ der Xenien, als satirischer Widerhall;

Wie die Stimme der Wald empfängt, so gibt er sie wieder,
Nehmt dann, wir bitten, ihr Herrn, nehmt mit dem Echo vorlieb!

Aber freilich hat, das müssen wir gestehen, der erste Zorn den Gegner nicht immer das rechte Maß für seine Satire finden lassen.

Wie der „ästhetische Torschreiber“ vor der Stadt des guten Geschmackes die lustigen Gestalten der Xenien anhält, nach ihrem Passe fragt und ihr Reisegepäck untersucht, ob sie keine Schmuggelware, nichts Staats- und Kirchengefährliches in ihren Koffern tragen, so eröffnen die Gegengeschenke anmutig den Blick auf den Parnaß, an dessen Pforten Schiller mit seinem Xenienalmanach anklopft. Die „Schildwache“ ruft den „Visitator“ zur Untersuchung herbei.

„Wer da?“ Der Kärrner aus Jena[2]). „Was bringt er?“ Xenien bringt er,
Ganz was neues vom Jahr. „Her, Visitator, beschau's.“

Darauf der Visitator:

Xenien nennt Ihr das? Das nennen wir schlechte Gedanken.
Damit, armer Apoll, hat er dich oft schon bedient.

---

[1]) Mansos Anti-Xenien findet der Leser auch im „Anhang zu Schillers Musenalmanach“ v. Nicolai; eine Auswahl bei Boas und Tröger (Rector Manso im Xenienkampfe). Eine Neuausgabe der Anti-Xenien wird veranstaltet v. Ludwig Grimm in „Deutsche Lit. Denkmale des 18. und 19. Jahrh.“ Bisher erschienen als 1. Heft (125) 1903, die „Trogalien“ von F. Chr. Fulda.

[2]) Der Kärrner aus Jena ist Schiller im Wiederhalle seines bekannten Xenions als Kants Schüler:

Wie nur ein einziger Reicher soviele Bettler in Nahrung
Setzt; wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

Apollo, im Almanach blätternd, fragt:

Aber sage mir, Schiller, was schimpfest du denn so unbändig?
Nur noch ein Schritt, und du wirst Bahrdt mit der eisernen Stirn,

worauf Schiller weinerlich erwidert:

Ja doch! Die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben
Und was ich schreibe, ist doch alles im neusten Geschmack.
Selbst mein liebes Journal, das Cotta so trefflich bezahlet,
Wird in der Bibliothek schöner Scienzen geschimpft[1]).

Der Gott ruft erstaunt aus:

Aber wie kömmt das? Du hast doch die Besten im Volke geladen,
Männer, wie Engel und Schütz, werden nur selten verkannt.

Schiller wieder:

Ja, die haben bis jetzt nichts oder wenig geliefert,
Bruder Goethe und ich schreiben es meistens allein[2]).

Nach diesem Geständnis wundert sich Apollo nicht mehr:

Bruder Goethe und du? Das macht die Sache begreiflich.
Euer neuster Geschmack mag wohl so koscher nicht sein.

Er gibt deshalb den Almanach zurück und spricht dem Herausgeber desselben sein Urteil:

Armer Schlucker, du wähnst, du habest den Roßbach getrunken;
Was in dir sprudelt und braust ist hippokrenischer Schaum[3]).

Eine Muse drängt sich herzu, nimmt Apollo den Almanach aus der Hand und spricht, noch mit dem Durchblättern der Xenien, die sich selbst als „Küchenpräsente" mit „Pfeffer und Wermut" bezeichnen, beschäftigt:

Küchenpräsente? Jawohl! Aus Salz und Galle bereitet,
Aber die Gall' ist so dick, aber das Salz ist so dumm,

---

[1]) Mansos Rezension der Horen Bd. 55.

[2]) Vgl. hierzu Schillers Brief an Körner v. 29. Dez. 1794. Manso erweist sich demnach wohlunterrichtet.

[3]) Wie Kästner in seinem hübschen Sinngedichte dem eingebildeten Franzosen den Musenquell Hippokrene in Roßbach übersetzt, so deutet hier der gleiche Name auf Schillers Jena a. d. Saale hin.

worauf die Xenien sich also rechtfertigen:

Wir versichern auf Ehre, wir sind so witzig als möglich;
Denn es hat laut der Papa, als er uns machte, gelacht[1]).

Nun folgt ein Doppelhieb auf die Horen und den Musenalmanach. Mit hellem Glockentone hatten sich die Horen angekündigt. „Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede", verhieß Schiller, „werden der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dike und Irene werden sie regieren." Sie brachten im ersten Jahrgange neben Schillers ästhetischen Briefen und seinen oben erwähnten philosophischen Gedichten auch Beiträge minder erhabenen Gepräges, Goethes römische Elegien und seine „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Nicht anders begann der Musenalmanach ernst und sittsam mit lyrischen Gedichten der verschiedensten Verfasser; dann folgten die gehaltvollen „Votivtafeln", der Blumenkranz für die Weimarer Frauen mit der Überschrift „Vielen", die Gaben der Liebe für die „Eine", kurz die unschuldigen Gastgeschenke, dann aber die boshaft satirischen, unter dem Titel: Xenien. Diese Doppelnatur geißelt Manso witzig und treffend:

Hier sind Damen von Stand; da tun wir sittsam. Doch hinten
Ist ein Stübchen für uns, wo man vom Zwang sich erholt.

Im folgenden Xenion werden die Dioskuren an das Sprichwort „Ne sutor" (ultra crepidam), zu deutsch „Schuster bleib bei deinem Leisten" erinnert:

Was die Muse versagt, das sollte keiner versuchen,
Schiller die schwere Kritik, Goethe das Distichon nicht[2]).

---

[1]) Anklingend an das Schillersche Xenion (292):

Französische Lustspiele von Dyck (übersetzt).

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen
Sind wir auch hier, wir gestehn's herzlich geschmacklos und fad.

[2]) Den bekannten Spott auf die nachlässige Behandlung des Distichons in den Xenien:

In̄ Weĭmăr ūnd Jēnā măcht mān Hēxāmĕtĕr wĭe dēr
Ābĕr dĭe Pēntămĕtēr sin̄d nŏch vĭel ēxcĕllĕntēr

hat nicht Manso, sondern der Verfasser der oben erwähnten Trogalien, Fulda, Lehrer am Pädagogium in Halle verbrochen. In der Meinung, daß dies Epigramm von ersterem sei, kehrte man es folgendermaßen um:

In̄ Brēslău măcht mān sŏ Hĕxāmĕtĕr wĭe dēr . . .

Unter der „schweren Kritik“ ist nach Hildebrands Nachweis die Ästhetik zu verstehen. Goethe wird wegen einiger nachlässig gebauter Verse in den venezianischen Epigrammen angezogen. Beide Dichter aber werden in den nächsten Versen kurzerhand und grob Pfuscher genannt:

Aber da meinen die Pfuscher, wenn etwa die Muse von hinten
Ihnen sich zeiget, sie sähn immer das holde Gesicht.

Nun ist freilich der Krieg offen erklärt und es wird dargelegt, wie man ihn ferner zu führen gedenkt:

Offen führt man den Krieg mit rechtlichen Feinden und Streitern,
Aber den schmutzigen Troß necket und kneipt man wie's kömmt.

Das Xenion ist die Antwort auf das Schillersche mit derselben Überschrift „guerre ouverte“ Nr. 49, worin die Gegner aufgefordert werden, nicht bloß heimlich und tückisch zu necken, sondern offen den Krieg zu führen. Als erster Angriff erfolgt wieder eine boshafte Satire auf die Horen und den Musenalmanach. Im 5. Stück der Horen 1795 hatte Goethe ein scharfes Manifest gegen den „literarischen Sanscülottismus“ erlassen und nun verstieß der Almanach, wie es heißt, selbst gegen jene Theorie, eine merkwürdige „Übereinstimmung“ zwischen beiden Schriften:

Theoretisch bestritten den Sanscülottismus die Horen.
Was sie lehreten, führt praktisch der Almanach aus.

Die Xenien werden als ein Ausfluß literarischer Pöbelherrschaft, Schiller als der Führer und Anstifter hingestellt, der im Bunde mit Goethe ein Schreckensregiment auf dem Parnaß errichten will, wie das 18. Distichon als Echo von Nr. 215 des Musenalmanachs sagt.

Trauriger Irrtum.

Wie man sich irret! Wir glaubten den Marat tot und begraben.
Siehe, da lebet der Schuft wieder am Saalgestad auf.

Die Schreckensmänner.

Schrecken möchten sie gern und allein auf dem Pindus regieren.
Wenn euch das Wagstück gelingt, habt ihr was Großes vollbracht.

Nun folgt eine zahlreiche Gruppe von Versen, welche gegen Schiller allein gerichtet sind. Die ersten beiden sind wieder eine Entgegnung auf Nr. 296 des Almanachs, wo Schiller Kant allerhand gestohlene Sachen aufbieten läßt; denselben Vorwurf erhebt Mansos Distichon mit der Überschrift „Plünderung“:

Immer noch plünderten andre gescheiter. Mit Kantischem Stoffe
Kamen sie wieder, und du stahlst dir die leidige Form.

Als bloßer Nachahmer des Königsberger Philosophen oder, wie das Xenion gröber sagt, als „Kants Affe in Jena“ wird Schiller bezeichnet in Nachahmung eines früheren Spottverses (Amor als Schulkollege):

Was das verächtlichste sei von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht würdig und wichtig zu sein.

und bald darauf als eingebildeter Poet, der sich auf die Freundschaft mit Goethe etwas zugute tut, aber trotzdem ein Sonderling in der Dichtkunst bleiben wird:

Weil ihn Goethe besucht, so dünkt er sich Goethe der zweite.
Schiller der erste, mein Freund, bist du und bleibst es gewiß.

Auf eine gewisse Äußerung.

„Ein Alcide, wie ich, bringt schon die Pygmäen zum Fliehen.“
Ja, wie der Esel das Wild, wenn's — für den Löwen ihn nimmt.

Die beiden nächsten Doppelverse nehmen Bezug auf Nicolais „Reise durch Deutschland“ und seine Angriffe gegen Schiller.

Nicolai und Schiller.

Zärtlich hat Nicolai dich nicht behandelt, doch kannt' er,
Wahrlich er kannte das Klotz, das er zu spalten begann.

Derselbe an denselben.

Schwaben hab' ich durchreist und manchen Schwaben gesehen:
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Hatte Schiller in den Xenien Mansos Schriften gegeißelt, so zeigen sich nun die Gegengeschenke auch darin als ihr Echo; denn von den „Räubern" bis zu den Briefen über die ästhetische Erziehung müssen sämtliche Werke Schillers Spießruten laufen:

Aufruf.

Auf, ihr Distichen, auf, und mustert die Menge von Schriften,
Welche die rüstige Faust Friederich Schillers erschuf.

Die Räuber.

„Ist das nicht reine Natur?" Ja wahrlich, Schwätzer, das ist sie.
Bis zum Ekel getreu, hast du die rohe kopiert.

Der Geisterseher.

Wer der Armenier sei? Das müßte mich lüsten zu fragen.
Ungefragt hättest du's längst, wenn du es wüßtest, gesagt.

Don Carlos.

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet der Narr mich denn zum zweitenmal ab?

Aus dem ursprünglichen Helden einer Familientragödie im Hause Philipps II., wie z. B. bei dem Engländer Otway, war unter Schillers künstlerischer Hand ein Gesinnungsgenosse Marquis Posas geworden, dem der Dichter seine eignen geschichtsphilosophischen Ideen in den Mund legt.

Die drei nächsten Distichen richten sich gegen die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande". Blickt man auf den historischen Standpunkt des Verfassers, so darf man das Werk als einen Versuch, pragmatische Geschichte zu schreiben, durchaus als gelungen bezeichnen. Und es ist ungerecht gegen das in ihm sich kundgebende psychologische Verständnis

für geschichtliche Zusammenhänge, wenn die Gegengeschenke sagen:

Die Geschichte der Niederlande.

Alles weiß er, als hätt' er im Rate der Weisen gesessen.
Viel zwar sprach man und laut, aber du warest ja taub.

Anders verhält es sich mit dem historischen Stil dieses Werkes. Im folgenden Xenion heißt es:

Dieselbe.

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat uns ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Abgesehen von den etwas schroffen Ausdrücken dürfte in diesem Urteil doch etwas Wahres liegen. Man kann den Schwung und die begeisterte Sprache ruhig anerkennen, und doch anderseits darin einen Fehler gegen die historische Schreibart sehen, die größere Einfachheit und nüchternere Kritik verlangt[1]). Selbst Körner fand „zu viel Schmuck" und „zu wenig einfache Würde" in dieser „historischen Ode", so besonders in der Einleitung. Bezüglich der Quellenforschung muß man ohne weiteres Schillers Fleiß und Genauigkeit rühmen; doch bemerkt Boas (Anti-Xenien, S. 78 a. a. O.) zu den folgenden Versen der Gegengeschenke:

Dieselbe.

Sieh doch! Das Ding von Genie hat selbst den Strada zitieret.
Mach uns so etwas nicht weiß, Strada ist für dich zu schwer.

„Dieser Vorwurf von Manso, daß Schiller nicht einmal den Strada zu seiner niederländischen Geschichte habe lesen können, ist vielleicht sehr treffend." (S. literar. Zustände I, 134.) Diese Ansicht muß als unhaltbar zurückgewiesen werden. Des italienischen Jesuiten Strada Schrift „De bello gallico" hat Schiller sicher gelesen; dazu war er nach seiner Vorbildung auf der Karlsschule durchaus befähigt. Neuerdings hat, nachdem schon O. Lorenz, I. Janssen, Boxberger und

---

[1]) In dem Tadel des allzu rhetorischen und prunkenden Stils Schillers stimmen die meisten damaligen Kritiker, auch die Schiller nahestehenden, überein. S. Braun a. a. O. Bd. II.

Kückelhaus Schillers Quellenstudien und Arbeitsmethode näher beleuchtet hatten, Richard Fester (Säkularausgabe von Schillers sämtl. Werken, Bd. XIII und XIV) nachgewiesen, daß neben der Rhetorik der Karlsschule gerade die Geschichtsschreiber der Spätrenaissance wie Strada, Burgundius u. a. dem Stile Schillers im „Abfall der Niederlande“ verhängnisvoll geworden sind. Nur die spanischen und holländischen Quellen blieben ihm unzugänglich.

Ein halbes Dutzend Epigramme ist den Horen gewidmet. Schiller hat die Göttinnen zum Tanze herausgefordert; aber „die eine Hora“ weist ihn ab mit den Worten:

Meinst du wir tanzen sogleich, weil ein lederner Hofrat den Spieltrieb[1])
In sich verspürt und uns pfeift; pfeife! wir kommen dir nicht.

Doch rät „eine andere“:

Laß es uns, Schwester, zum Spaß mit dem drolligen Wichte versuchen.
Wenn uns sein Tanz nicht gefällt, schlüpfen wir hurtig davon.

Schließlich rufen „alle“ entsetzt:

Mächte des Himmels! Er faßt, er würgt, er bepackt uns! der Wütrich!
Göttinnen sind wir, und er schaffet zu Eseln uns nun.

d. h. zu Packeseln für seine elende Ware. Doch der Grobian läßt die Horen nicht los; darauf „die erste“ wieder:

Wie der Kantische Wust mir die zarten Schultern verwundet!
Auch der Goethische Brief[2]) lastet wie Pulver und Blei.

Die zweite.

Ach, ich trug so leicht an der Szene vom Engel[3]). Da wirft mir
Einer sein Märchen noch auf. Wahrlich, das heiß ich geschleppt.

---

[1]) Den Spieltrieb hatte Schiller in den ästhet. Briefen als Keim der Kunsttätigkeit bezeichnet.

[2]) Briefe über eine Reise nach dem Gotthardt 1796, St. VIII.

[3]) „Lorenz Stark“, ein Familienroman, der den Lesern der Horen ganz besonders gefiel, war ehemals zu einer Komödie bestimmt gewesen. S. Goethe und Schillers Briefwechsel v. Muncker her. Nr. 102.

Die dritte.

Schlimmer noch geht's mir. Ich trage die sentimentalische Dichtung.
Leicht zwar ist sie, wie Spreu; aber sie krabbelt so kraus.

War Manso schon in jener Rezension des Musenalmanachs gegen einzelne philosophische Gedichte Schillers zu Felde gezogen, so werden selbstverständlich auch hier einige Erzeugnisse seiner lyrischen Muse verspottet. Das Epigramm auf das „Reich der Schatten" erwähnten wir schon. Das nächste ist ein hämischer Ausfall auf das Gedicht „Die Würde der Frauen".

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde und sorge
Für die deine, mein Freund. Ihre bewahren sie schon.

Der Musenalmanach von 1796 brachte auch Schillers Gedicht „Pompeji und Herkulanum". In diesem Jahre waren nämlich die seit 1748 unterbrochenen Ausgrabungen wieder aufgenommen und einige Altertümer zutage gefördert worden. Schiller knüpft hieran gleich die ganze Ausgrabung an und schildert die Stadt (ohne Herkulanum und Pompeji voneinander zu unterscheiden), als wäre sie völlig ausgegraben und alles wohl erhalten, so daß nur die lebendigen Bewohner fehlen. Auf diese nur in der Phantasie des Dichters existierende Beschreibung geht das folgende Distichon:

Pompeji und Herkulanum.

Ecco! schreit er, wie toll, der Cicerone, und immer
Ecco! So schweige doch still, Schreier! Du zeigst uns ja nichts.

Auch die „ästhetischen Briefe" müssen noch einmal herhalten.

Wie? teutonisches Volk, so weit ists mit dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar dich zu erziehen erkühnt?
Nimm dich in acht vor dem Schalk; der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verziehn.

Das sorgfältige Äußere gibt den Briefen noch keinen Wert heißt es im Widerhall zu Nr. 159 des M.-A.

Das Distinktionszeichen

Freilich zu jeglicher Schrift bedarf man Komma und Punktum.
Aber Komma und Punkt geben der Schrift nicht Gehalt.

Zu seiner Heilung wird der Geisteskranke in die Pflege der Neuen Bibliothek d. sch. W. gebracht, die im 46. Xenion des M.-A. als Verpflegungsstätte für gichtbrüchige und wassersüchtige Dichter gegeißelt worden war:

Komm nur herein in den Spittel! Wir heilen noch andre Gebrechen,
Nieswurz spenden wir dir für dein verstopftes Gehirn.

Die Nieswurzkur greift den Kranken sehr an und eine „Stimme von außen" ruft um Hilfe:

Wen purgieren sie denn? Hilf Himmel! der niest ja gewaltig.
Laßt ihr Ärzte nicht ab, stirbt er euch unter der Kur.

„Ein Zuschauer" weist auf den Erfolg der Kur hin:

Seht nur, seht nur, da liegen die ganzen ästhetischen Briefe.
Darum, nun ist es erklärt, blieben die Horen im Rest.

„Das nekrologische Tier", das schon im M.-A. Nr. 77 unter dem Zeichen des Raben aufgetreten war, freut sich schon auf sein Opfer:

Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Kadaver.
Halte, Prosektor, indes immer dein Messer bereit[1]).

Der Leidende stirbt wirklich unter dieser Behandlung und der Prosektor macht sich daran, den Kadaver zu zerlegen:

Nicht zu hitzig. Es gibt hier wenig zu schneiden. Sie haben
Bei lebendigem Leib und nach der Kunst ihn zerlegt.

---

[1]) Mit Bezugnahme auf dieses Epigramm schrieb Schlichtegroll an Böttiger 14. Dez. 1796 von Gotha: „Es ist mir unangenehm, daß gerade das nekrologische Tier in den Anti-Xenien wieder aufgetreten ist. Es kann scheinen, als hätte ich Anteil an diesen Gegengrobheiten, und doch ist nichts meiner Seele fremder als so etwas. Ich werde nicht ein Wort gegen jene unverschuldete Invektive schreiben, und tät ich es ja, so würde ich es ingenue mit meines Namens Unterschrift tun." (S. Goethejahrb. Bd. I, 319ff.).

Das heißt die Kritiker haben schon bei Lebzeiten Schillers Schriften beurteilt und als wertlos befunden, so daß für den Prosektor (gemeint ist natürlich Schlichtegroll mit seinem „Nekrolog") nur wenig Arbeit in der Beziehung übrig bleibt.

Damit schließt die Gruppe der auf Schiller allein gehenden Epigramme, um sogleich zwei Stachelgedichten auf die Dioskuren Platz zu machen. Das erste „Die seltene Fahrt" ist die Erwiderung auf Nr. 253 des M.-A., worin Jakob in Halle, der Herausgeber der „Annalen der Philosophie", als ein auf einem schmutzigen Bettelkarren durch Deutschland fahrender Kutscher verspottet wird und lautet:

Woche für Woche kutschiert der Hallenser ihr — einmal im Jahre.
Darum lenket ihr auch Wagen und Rosse so schlecht.

Es ist dies wohl zu beziehen auf den jährlich erscheinenden Musenalmanach; die „Annalen" kamen wöchentlich heraus. Das zweite Stachelgedicht ist das zuchtlosere Gegenstück zu Nr. 255 des M.-A., welches eine Satire auf das Titelbild des „Archivs der Zeit und ihres Geschmackes" von Wilhelm Meyer darstellte:

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Teil, den ich nicht nennen darf, zu.

Mansos Anti-Xenion lautet:

Wollt ihr, ihr züchtigen Herrn, den Teil der Grazie küssen
Den ihr bescheiden verschweigt, steht er zu euerm Befehl.

Nun kommt Goethe an die Reihe. Die Gegengeschenke machen ihm eine „Verbeugung":

Jetzo sei er besonders gegrüßt, mein lieber Herr Goethe.
Ehre, heißt es mit Recht, Ehre, wem Ehre gebührt.

und als „Ursache der Verbeugung" wird angeführt:

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen,
Ohne den stößigen Bock fehlts dem Eunuchen an Kraft.

Die Bezeichnung „Bock“ erinnert an die ebenfalls nicht feine Charakterisierung Nicolais im Tierkreis (X. 84 d. M.-A.): „Im Vorbeigehen stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock.“

Die folgenden Epigramme sind sämtlich ein Ausfall auf Goethe als Verfasser der Xenien, dieses „studentischen und jungenhaften“ Streiches, der einem „Hofrat“ allerdings „recht gut ansteht“:

Was ich fand und nicht fand.

Emsig sucht ich in euch den Hofmann, ihr Xenien. Fruchtlos.
Überall sah der Student und der Philister hervor.

Gerechter Zweifel.

Aber wie kömmt nur der Hofmann in dieses Kärrners Gesellschaft?
Sonst war immer doch nur gleiches mit gleichem gepaart.

Konsequenz.

Daß der Geheime Rat so öffentlich schimpfet, das nimmt euch Wunder? Er hat ja, als Rat, nie was geheimes getan.

Was er war und noch ist.

Wahrlich, was einer gewesen, verleugnet er nimmernmehr. Wolfgang
War Reichsbürger und bleibts auch nach dem Adelsdiplom.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer der Goethe und wird sich so nehmen.
Fünfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Kot.

Nachteilige Wirkung.

Ja die Seelen veredelt die Dichtkunst, aber nicht alle.
Seelen voll Schmutz und voll Rost machet sie schmutziger noch.

Wunder über Wunder.

Welch ein seltnes Genie, o Goethe, bist du! Gelesen
Hast du, wie keiner von uns, ach! und geschrieben so viel,
Hast am Hofe gelebt, im Lager gelebt und in Welschland,
Und die Studentennatur doch so getreu dir bewahrt.

Goethens Adel.

Neuer Adel, wie bist du so sehr vergänglich! Du erbest
Selbst von dem älteren Kind nicht auf das jüngere fort.

In diesen Xenien steckt zugleich auch viel Persönliches. Das anfängliche tolle Leben am Hofe zu Weimar in Gemeinschaft des Herzogs, die Verleihung des Adels, ja sogar die Familienverhältnisse Goethes boten Manso einen willkommenen Anlaß zur Satire. Leider aber war er auch nicht frei von Dichterneid, wie das Distichon „Goethens Aufruf an Deutschland“ zeigt:

Deutsche, vernehmt es, ihr habt nur einen Dichter erzielet.
Dieser eine bin ich. Drum wenn ich niese, so klatscht.

Von niedrigem Poetendünkel darf man wohl eine Natur wie Goethe freisprechen. Doch dürfen wir auch diesen Ausfall auf das Konto des ersten Grolls über die Angriffe seitens Weimar und Jena schreiben.

Wie vorher bei Schiller, so werden nun auch Goethes Werke, so vielen von ihnen beizukommen war, einer Musterung unterzogen und ein jedes bekommt seinen derben Streich. Aus dem idealen Helden der Geschichte und dem wackern Familienvater macht Goethe in seinem Drama „Egmont“ einen verliebten Schwärmer und unpolitischen Kopf, der trotz aller Warnungen und Gefahren aus seinem Traum nicht herauszubringen ist. Darüber beschwert sich der wirkliche Egmont:

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte.
Glaubst du denn, lockrer Gesell, jedermann fasle, wie du?

Eine ähnliche Verbildung hat auch Cagliostro durchmachen müssen. Aus dem Wunderheiligen, an dem ganz Europa mit Andacht hing, ist im „Groß-Cophta“ ein kleinlicher Schwätzer und Taschenspieler geworden:

Alles eignet der Deutsche sich an mit mächtiger Urkraft,
Dich, Cagliostro, erkennt sicher der Welsche nicht mehr.

Der echte Cagliostro starb in Rom hinter den Kerkermauern der Inquisition, Goethe aber läßt ihn am Ende seines Stückes mit seiner ganzen Gesellschaft der Polizei in die Hände fallen.

Darauf zielt das Xenion mit der Überschrift „Cagliostro in Rom und Weimar“:

Dort vergruben sie dich in unterirdische Kerker,
Hier, ach, haben sie dich gar an den Pranger gestellt.

Auf Schilderungen im „Wilhelm Meister“ beziehen sich die beiden Distichen:

Die Nichte an Wolfgang.

Recht so! Wo irgendein Mann bei einem Mädchen im Bett liegt,
Ziehe die Vorhänge auf. So was beklatschet das Volk.

Goethes Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß sie wie Goethe zu bilden.
Aus dem Inceste, Triumph! gehen die seinen hervor.

Hierzu vergleiche man besonders „Wilhelm Meister“, B. 8, Kap. 9. Mignon ist nach der Erzählung die Tochter des Harfenspielers und seiner Schwester. Das Xenion ist die Parodie auf Nr. 13 des M.-A., das den Roman des Breslauer Generalsuperintendenten J. Th. Hermes „Für Töchter edler Herkunft“ dem Spotte preisgab.

Ein schon gleich bei seinem Erscheinen viel angefeindetes und zum Teil verspottetes Werk war Goethes „Farbenlehre“, in welchem er die Behauptung aufstellte, das weiße Licht (Sonnenlicht) sei die einfachste, unzerlegteste Substanz. Ihm gegenüber bewies Newton die Zerlegbarkeit der Sonnenstrahlen. Dies der Tatbestand, der zum Verständnis des nächsten Epigramms notwendig ist:

Goethens Optik.

Für dies gründliche Werk, das einen Newton beschämet,
Räumet den obersten Platz Lichtenbergs Bedlam[1]) dir ein.

Die Xenien Goethes selbst werden also abgefertigt:

Beschwörung.

„Unreine Geister, entweicht!“ So sprach der Beschwörer zu Wolfgang,
Und sie stürzten sogleich sich in ein Distichen Heer.

[1]) Eine Satire auf die Originaldichter und den verkehrten Geschmack des deutschen Publikums. S. Lichtenbergs „Aphorismen“, Deutsche Lit.-Denkmale Bd. 131, D. 604.

Der Vorgang ist gleich dem in der Bibel, wo Christus den Teufeln in eine Schweineherde zu fahren befahl. Sollte nicht der Dichter Bedenken tragen, ein solches Produkt zu veröffentlichen? Doch Goethe vermag vermöge seiner „Menschenkenntnis“ die Deutschen richtig zu beurteilen:

„Alles nimmt das Publikum an, und alles verträgt es.“
So sprach Wolfgang und warf Dornen und Disteln ihm vor.

Nur „Werther“ ist der einzige von allen, den ein solcher Bastard ärgert:

„Werther, warum so betrübt?“ Ich traure, daß Goethe zum Bruder
Einen so schändlichen Balg mir in den Xenien gab[1].

Es folgt zum Schluß die „Berichtigung des Zweckes“ der Xenien:

Zur Befördrung ästhetischer Sitten hat Wolfgang von Goethe,
Rat und Poet und Hanswurst uns Epigramme verfaßt.

Winckelmanns von Begeisterung für die erhabenen Werke der Antike getragene „Geschichte der Kunst des Altertums“ und Goethes „Venezianischen Epigramme“ werden miteinander verglichen. Das Ergebnis ist freilich für die Epigramme wenig günstig; denn sie werden als ein Niederschlag lasciver Sinnlichkeit hingestellt:

Venus Uranias Anblick verklärte den einen und trug ihn,
Trug den veredelten Geist leicht zu den Göttern empor.
Venus Vulgivagas Gunst beglückte den andern und führte
Ihn in der Stadt Neptuns ihren Gespielinnen zu.
Dafür ließ der Beglückte der Göttin die edelsten Gaben,
Ließ ihr Witz und Gefühl, Adel und Würde zurück.

Seine wissenschaftlichen Liebhabereien haben ihn längst dem Gelächter der Forscher preisgegeben; nun lacht auch Apoll über Goethe, nachdem er seine Muse entweiht:

---

[1]) Vgl. Xenion Nr. 355 des M. A. „Der junge Werther“
„Worauf lauerst du hier?“ Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut (Nicolai).

Lachten gleich Mineralogen, Botaniker, Künstler und Ärzte,
Hielt doch Phöbus Apoll über den Dichter sein Schild.
Nun er trunken von Stolz, die Musen wie Phrynen behandelt
Stimmt auch der schützende Gott in das Gelächter mit ein.

Nach dieser ganz speziellen Satire auf einzelne Schriften erfolgen noch einige Angriffe allgemeiner Art auf den Inhalt der in den neunziger Jahren erschienenen Dichtungen Goethes wie der venezianischen Epigramme, der römischen Elegien und des Wilhelm Meister, insbesondere auf die Schilderung gewisser Szenen und Bilder. Gleichzeitig aber richtet sich das Geschoß wieder gegen die Xenien. Die Form der Distichen — Einführung von Flüssen als redender Personen — ist dem Almanach entlehnt. „Die Ilm" freut sich, daß ihr Anwohner nunmehr schreibe, wie einst ihr Liebling Kotzebue:

Endlich sind sie getrocknet, der Sehnsucht zärtliche Tränen,
Endlich beneid ich nicht mehr, Newa, dein kaltes Gestad.
Heil mir, Fremdling! Jetzt bist du der meine! Du schreibest und handelst
Wie mein geliebtester Sohn, wie es mein Kotzebue tat.

Die Saale jedoch macht ihr das Verdienst, Goethe so weit gebracht und herangebildet zu haben, streitig:

Freche, du nennst ihn den deinen? Hast du ihn so herrlich gebildet?
Kam er nicht ehrbar zu mir? War er nicht sittsam und fein?
Ich, ich hab ihn gebildet! Die lärmenden Söhne der Freiheit[1])
Stellt ich zum Muster ihm auf; nun ist er Muster für sie.

Auch „die Pleiße" trägt Verlangen nach ihm:

Freilich mein Ufer ist flach; noch führte leider! kein Goethe
Emsig Unrat und Schlamm, es zu erhöhen, herzu.

Dieser reichlichen Spende für den Weimarer Bundesgenossen folgt ein letzter, gröbster Hieb auf das Dichterpaar, der aber wiederum nur der Widerhall der eignen Grobheit ist. In den Versen des schon öfter angeführten Tierkreises

[1]) Unter den lärmenden Söhnen der Freiheit sind ohne Zweifel Schiller (revolutionäre Jugenddramen) und seine Anhänger gemeint.

wird unter dem Zeichen des Stieres Professor Jakob in Halle, Herausgeber der schon genannten philosophischen Annalen als „Hallischer Ochs" betitelt; die Gegengeschenke geben den Titel im Doppelklange zurück:

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer.
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Mit diesem Kraftspruche verabschieden sich die Verfasser der Gegengaben von ihren Empfängern:

Hiermit befohlen, ihr Herrn! Schimpft ihr, so schimpfen wir wieder,
Macht ihr Verse auf uns, machen wir Verse auf euch.

„Das Publikum" hat bisher dem Zank und Streit der Parteien ruhig zugehört, tritt jetzt aber beschwichtigend hinzu:

Aber, was wird denn zuletzt aus diesem Zanken und Schimpfen?
Setzt euch ruhig und schreibt etwas Gescheites fürs Volk.

Einer aus dem Haufen ist mit dieser Äußerung nicht zufrieden; er wünscht zur Belustigung der Zuschauer die Fortsetzung des öffentlichen Skandals:

Undankbares Geschlecht! Das sagst du? Geben nicht beide
Kampfparteien zu Hohn und zu Gelächter dir Stoff[1])?

Dagegen wieder das Publikum:

Welch ein scheußliches Wort ist deinen Zähnen entflohen.
Sagt nur, kränkts euch denn nicht, daß ihr euch beide beschimpft?

Ein zweiter pflichtet dem ersten bei mit der Erklärung:

Du verstehst das nicht, mein Publikum! Das ist die Mode.
Dux gregis ipse caper, bahnet uns Goethe den Weg.

---

[1]) Diese Verse bezeichnen treffend die Stimmung des Publikums, wie sie in solchen Fällen immer ist. Man bedauerte, daß ein solcher Ton in der Literatur einreiße, sagte aber, Goethe und Schiller trügen die Schuld, weil sie den ersten Anstoß gegeben hätten. Unterdeß freute man sich über die Geißelhiebe, welche beide Dichter empfingen und lobte laut die gut gebauten Verse der Gegengeschenke.

Das Publikum.

Wahrlich das ist mir zu rund. Doch eins noch! Glaubt ihr denn alles
Was ihr so frank und frei unter die Nüstern euch reibt?

Ein Dritter.

Davon, mein Publikum, ist die Rede nicht. Wenn wir's nur sagen.
Wird man mit Goethe gut Freund, nimmt er die Götter zurück.

Der zweite Vers enthält offenbar ein Wortspiel. Die Gegengeschenke schreiben stets: Göthe.

Zum Schluß finden es die Verfasser der Gegengeschenke für nötig, eine „Abbitte ans Publikum" zu richten:

Lieben Leute, verzeiht! Was wir gaben sind wahre Sottisen.
Aber in dem Krieg gehts ohne Sottisen nicht ab.

Prüfen wir unbefangen, ob diese im letzten Pentameter enthaltene Entschuldigung zur Begründung von Mansos Vorgehen ausreichend ist. Er war persönlich gekränkt und beleidigt worden; die Wirkung der Schiller-Goetheschen Xenien war für ihn eine außerordentlich peinliche. Wir werden ihm daher keinen Vorwurf machen können, daß er sich, so gut es ging, zu wehren suchte. Aus Ärger ward auch er in dieser Blütezeit des deutschen Epigramms, welche die Xenien bezeichnen, zum glücklichen Schöpfer satirischer Stachelverse; denn seine Gegengeschenke gehören mit zum Besten, was die Gegner überhaupt geleistet haben. Wirkliche Grobheiten waren zwar weniger gegen ihn, um so mehr aber gegen seine Freunde geschleudert worden, so daß er sich in ihnen mitgetroffen fühlen mußte. Der zoologische Garten ist auch im Musenalmanach reichlich vertreten; der Tierkreis und einige andere Beispiele beweisen es. Bei Manso (Dyck) ist allerdings noch der Affe und der Hammel hinzugekommen; insofern würden sich beide Parteien nicht viel nachgeben. Schillers Urteil (an Goethe, 6. Dezember 1796) über Grobheit und Geist der Schrift ist daher in bezug auf das zweite anfechtbar: „Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und dem Humor nicht abdestilliert werden, als hier geschehen ist,

und die ganze Dycksche Partei sieht sich nun in dem Nachteil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können (d. h. in der Grobheit), unendlich weiter gegangen ist.“ Aber alle diese Dinge sollen uns nicht hindern zuzugestehen, daß der Ton der Verteidigung im allgemeinen verletzender als der des Angriffs ist. Diese nicht zu umgehende, aber leicht zu entschuldigende Tatsache kann man ruhig zugeben, und der alte Garve hatte recht, wenn er 6. Dezember 1796 an Weiße (Briefe II, 236) schrieb: „Hätte mein Freund Manso mich zu Rate gezogen, so hätte er sie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Muse, hat sie ihm eingegeben. Wie wird er mit Ehren den Beurteiler dieser Männer machen können, da er als ihr erklärter Gegner aufgetreten ist?“ Auch Jacobs, den es schmerzte, „daß Friede und Eintracht auf die Dauer unter so talentvollen Leuten gestört sein werde, war unwillig über die Gegengeschenke, besonders über das Urteil, das diese von Goethe und Schiller als Dichter fällten und meinte (Brief an Böttiger, 1. Dezember 1796): „Was kann es für den Angreifer einen süßern Triumph geben, als wenn er sieht, daß sein Angriff einen so tiefen und schmerzhaften Eindruck gemacht hat, bei welchem alle Billigkeit vergessen und nur dem Gefühle der Beleidigung Raum gegeben wird? Er kann dann sicher erwarten, daß die Pfeile der Verteidigung, im Zorn abgeschossen, meist neben dem Ziele vorbeigehen werden.“ In bezug auf Goethe hatte der Schreiber das Richtige getroffen. Diesen versetzte der Angriff bald in eine Art lachender Stimmung, und mit großer Seelenruhe machte er psychologische Studien an der fieberhaften Erregung und dem Ingrimm seiner Gegner. Unterm 5. Dezember schrieb er an Schiller: „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, das einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und die Sachen ist.“ Er hatte erreicht, was er wollte, nämlich die Gegner zwingen, alles, was sie gegen ihn und Schiller „in petto“ hatten, von sich zu geben. Man wußte nunmehr, mit wem man es zu tun hatte. Der Xeniensturm hatte die schwülen Wolken versteckter Feindschaft

im Gewitter des offenen und ehrlichen Kampfes entladen und den literarischen Himmel gereinigt.

Während er sich in die unzugängliche Burg seiner Erhabenheit zurückzog, kam der lebhaftere und reizbare Schiller nicht so leicht über den Ärger hinweg. Er schalt über das Publikum und meinte, es sei doch bloß in Deutschland möglich, „daß böser Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen". Er wünschte sogar das Eingreifen der Polizei, um „die schamlosen Sünder im Zügel zu halten". Der Eindruck der „Gegengeschenke" war offenbar ein peinlicher, um so mehr, da er und Goethe mit den Invektiven begonnen hatten. Er schrieb an letzteren: „Das Unangenehme an der Sache ist dieses, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Produkt in Schutz nehmen können, doch triumphieren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe, und daß das Skandal durch uns gegeben sei." Es ist überraschend, durch Wielands Brief (s. a. a. O.) bestätigt zu finden, wie sicher Schiller die Ausdrucksweise dieser Herren voraussagen konnte. Auch Garve unternahm es, als Sittenrichter den Xeniendichtern die Wahrheit offen und ehrlich zu sagen und seinen Freund Manso in Schutz zu nehmen. In seinem sechs Quartseiten langen Briefe vom September 1797 (a. a. O.) tadelt er die Angriffe gegen bestimmte Personen als einen Mißbrauch der Talente, und nennt sie eine Verbindung von Übermut, Parteigeist und unwürdiger Rache. Das heiße Menschen geflissentlich kränken, das Gute, welches in anderer Schriften und Charakter verborgen sei, absichtlich verkennen, die Fehler über alle Wahrheit und über die innere Überzeugung vergrößern. Bezüglich Mansos heißt es an einer Stelle: „Sie haben insbesondere meinen Freund Manso in einer Weise angegriffen, die er nicht verdient. Ich kann hierüber dreister und sicherer urteilen, da ich die Person und den Charakter dieses Mannes in der Nähe kenne und seine Talente, seine Gelehrsamkeit und seine bisher erwobenen literarischen Verdienste mit den Bewegungsgründen, die Sie haben konnten. gegen ihn mehrere Ihrer Pfeile und mehr schmerzende Pfeile als gegen andere abzudrücken, ziemlich vollständig übersehe." Goethe, dem der Brief des „armen, alten, kranken Mannes"

übermittelt wurde, fand es zu viel verlangt, daß ein Schriftsteller sich geduldig verkennen, „necken, hänseln und hudeln" lasse und dabei „seiner eignen Würde uneingedenk mit übereinander geschlagenen Händen wie ein Ecce homo dastehe, nur damit Herr Manso und seinesgleichen auch in ihrer Art als Dichter passieren können". Im übrigen hielten es beide Dichter unter ihrer Würde „auf so etwas" zu erwidern; doch war Schiller begierig, ob sich nicht auch einige unparteiische Stimmen für die Xenien erheben würden. Aus den Briefen von Jacobs, Schlichtegroll und Göschen (an Böttiger 1796: „Unsere Sudelköche finden hier keinen Beifall") ersehen wir, daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Der unbekannte Verfasser der „Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach" gab seiner Freude über die Abfertigung Mansos, des Neiders der Weimarer „Lieblinge" etwas plumpen Ausdruck in den Versen:

Pfui, wer kommt mir in Weg, indem ich die Lieblinge nenne?
Manso ist es, der Neid treibet ihn keuchend herbei.
Bravo, bravo, daß man dir endlich das Röckchen zerrissen,
Manso! Nun sieht man's doch gleich, von was Gelichter du bist.

Die Gegengeschenke selbst werden also abgefertigt:

Nehmet zurück, was ihr Schillern gabet und Goethen. Geschenke
Von so bettliger Hand nehmen die Reichen nicht an[1]).

Wie aber dachte Manso selbst über sein Werk, und wie war ihm nach dessen Veröffentlichung zumute? W. v. Maltzahn hat darüber ein untrügliches Zeugnis ermittelt, ein Selbstzeugnis Mansos an seinen Berliner Freund Nicolai (vom 30. Januar 1797): „Daß ich aus den Gegengeschenken die Hälfte der Distichen ausmerzen würde, werden sie von selbst vermuten. Indes bin ich hier nicht der einzige Schuldige, und überdem sagen alle: es wäre besser, wenn ich es nie geschrieben hätte, aber verdient hätten die Herren die Behandlung allerdings; und so will ich mich nur nicht darüber grämen. Man wird auch dies, wie so vieles andere in der Welt vergessen."

[1]) Andere Stimmen s. bei Braun a. a. O. Bd. II.

Trotzdem die Angriffe noch eine Zeitlang fortdauerten, gewann bei Manso doch bald eine kühlere Ansicht des ganzen Streites Raum. Noch erfreulicher aber ist es, daß keine Spuren verhaltener Erbitterung in ihm zurückblieben. Im Gegenteil; er ließ sich auch dadurch nicht das Gefühl für die Schönheiten Goethescher und Schillerscher Poesie trüben, und schrieb in edler Selbstverleugnung eine verständnisvolle Würdigung des „Wilhelm Meister" in die von Nicolai begründete allgemeine deutsche Bibliothek[1]). Mit derselben Unparteilichkeit urteilte er später über „Dichtung und Wahrheit" (er nennt diese Selbstbiographie in einem Briefe an Böttiger vom 5. Februar 1813 ein frisches, mannigfaltiges, interessantes Gemälde, auf das er nichts kommen lasse, was auch andere daran aussetzen möchten, und das er noch oft beschauen werde), wie über „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (Brief an Fr. v. Raumer, 6. Dezember 1822). Die Anordnung in dem letztgenannten Werke war allerdings nicht so recht nach seinem Geschmack — er fand alles zu bunt durcheinander geworfen — aber er bezeichnet das Ganze doch als ein Buch, „so reich an schönen Bemerkungen, daß man sie auf der Stelle auswendig lernen möchte", und polemisiert gegen Pustkuchen, den Verfasser der falschen Wanderjahre. Vor allem freut es ihn, daß Goethe die Menschen, wie sie sind, geschildert und nicht Ideale aus ihnen gemacht habe. Den schönsten Beweis edler Selbstüberwindung aber geben uns seine „Briefe über die Jungfrau von Orleans" im 66. Bande der neuen Bibliothek d. sch. W. (anonym). Sie zeigen ein tiefes Verständnis sowohl für den Dramatiker Schiller, wie überhaupt für den Ideenaufschwung, den die deutsche Literatur um die Wende des 18. Jahrhunderts ge-

---

[1]) Er wollte sogar den berüchtigten Musenalmanach in der Leipziger Bibliothek in seiner „gewöhnlichen Manier" unparteiisch in Lob und Tadel beurteilen und dabei die Xenien in durchaus „spaßhaftem Tone abfertigen" wie er kurz nach dem Erscheinen der Gegengeschenke an Nicolai schrieb: Bei dem allen glaube ich, daß es am besten ist, den ganzen Angriff als Bagatelle zu behandeln, ohne Hohn mit Hohn, Grobheit mit Grobheit zu vergelten und so zu zeigen, daß man den Ausfall für das nimmt, was er in Wahrheit ist — für Studenten = Mutwillen. Ernsthaft dabei zu tun, würde mich wenigstens nicht kleiden, und Stillschweigen die Herren überreden, sie hätten ihre vermeintlichen Feinde ganz unterdrückt, oder sie zu fortgesetzten Neckereien verleiten. Dieser zweite, löbliche Vorsatz kam nicht zur Ausführung. (S. Boas-Maltzahn, Xenien-Manuskript).

nommen hatte. Sie sind aber auch zugleich die glänzendste Widerlegung des Vorwurfs, daß Manso aus Dichterneid jene beiden Rezensionen der Horen und des Musenalmanachs geschrieben habe. Wie richtig er sonst über Neuerscheinungen der Literatur urteilte, davon geben uns die schon oft genannten Briefe an Böttiger und Raumer Zeugnis. Hier plauderte er unbefangen und ohne Rückhalt, und er trifft mit seiner Ansicht fast stets den Kern der Sache. Dichter wie Rückert, Walter Scott, Tieck, Heinrich von Kleist finden an ihm einen aufrichtigen Bewunderer. Mit dem „Prinzen von Homburg" des letzteren war er freilich nicht ganz einverstanden. Er fand den Prinzen für die Rolle eines Kriegers zu weich und weibisch. An gelehrten Zeitschriften beteiligte er sich in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens nur in ganz geringem Umfange. Von der allgem. deutschen Bibliothek trat er mit dem 9. Bande zurück. Auch die Neue Bibliothek d. sch. W., für die er außer den schon früher genannten Rezensionen noch Artikel über das von Karl Lessing herausgegebene Leben seines Bruders G. E. Lessing, Bd. 55, und über Bürdes Übersetzung von Miltons „Verlorenem Paradiese", Bd. 53, geliefert hatte, verlor ihn aus den Reihen ihrer Mitarbeiter, weil er mit ihrer Leitung gar nicht mehr zufrieden war. Über seine eignen Beiträge in derselben urteilte er später so geringschätzig, daß er an Raumer schrieb (21. Dezember 1821): „In meinem ganzen Zimmer ist mir kein Buch so fatal wie die Bibliothek der schönen Wissenschaften. Sie enthält sicher das Schlechteste, was je aus meiner Feder geflossen ist." Das bedeutet fürwahr einen gewaltigen Wandel in den Anschauungen des Mannes. Erst im vorletzten (71.) Bande der Bibliothek finden wir noch eine ganz kurze Kritik von Wielands Werken (vergl. Briefe an R.). Das ganze Rezensierwesen war ihm verhaßt geworden und wiewohl er wiederholt unter sehr günstigen Bedingungen, so von Pölitz und Böttiger, zur Mitarbeit an der Leipziger und Wiener Literatur-Zeitung aufgefordert worden war, so lehnte er doch jedesmal ab. An Raumer schrieb er darüber (s. a. a. O.): „Im ganzen macht mir die Kritik keine Freude mehr. So oft ich mich dazu niedersetze, streiten sich zwei Seelen in mir, eine freundlich milde und eine ernste strenge. Aus diesem Konflikt geht gewöhnlich ein Produkt hervor, das mich

ärgert[1])." Die einzige Zeitschrift, der er treu blieb, waren die schlesischen Provinzial-Blätter, für die er von Zeit zu Zeit „Streiten zuliebe ein Rezensiönchen" verfaßte. Die Artikel sind meist pädagogischen Inhalts und haben schon Erwähnung gefunden. Gegen Ende seines Lebens um 1819, ward er noch Mitarbeiter der Zeitschrift „Hermes". Was er in ihr veröffentlichte, ist zum Teil bereits genannt worden, zum Teil wird es bei Gelegenheit seiner geschichtlichen Werke Erwähnung finden.

Wollen wir seine Tätigkeit als Kritiker und damit zugleich seine ästhetischen Anschauungen von der umfassendsten Seite kennen lernen, so müssen wir uns an seine nach künstlerischen Gesichtspunkten verfaßten Aufsätze über die verschiedensten antiken und modernen Dichter halten, welche in den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste vereinigt sind. Wir werden am besten eine Übersicht über Mansos ästhetische Grundsätze geben können, wenn wir die allgemein gültigen Urteile aus den Abhandlungen herausgreifen und nach den Dichtungsarten Lyrik, Epik, Dramatik gesondert betrachten.

---

[1]) Seiner friedfertigen Natur waren die kritischen Streitigkeiten herzlich zuwider. Dies spricht sich auch aus in den beiden Epigrammen „Schriftsteller-Verdienst" und „Kritische Wechselwirkung" (Verm. Schriften), die wie ein Nachhall zum Xenienstreit klingen.

„Sagt, was brüsten wir uns, wenn ein lobendes Blatt uns erhebet?
Sagt, was ereifern wir uns, wenn uns ein freches verhöhnt?
Stützt sich denn wahres Verdienst auf leichte, vergängliche Blätter?
Wenn es der Stütze bedarf, ist es kein wahres Verdienst.

Grimmig zerfleischt der eine den andern; aber ein jeder
Wird er getadelt, vermißt Schonung im richtenden Spruch.

Manso als Ästhetiker.

Bei Gelegenheit seiner Übersetzungen durften wir bereits einen Einblick in seine Anschauungsweise tun. Wir stellten an zahlreichen Beispielen eine etwas einseitige Überschätzung von Sprache und Form in seinen Ansichten vom Werte eines Kunstwerkes fest und sahen, daß dies des öfteren willkürliche Veränderungen des Originals seitens des Übersetzers zur Folge hatte. Die richtige Beurteilung großartiger dichterischer Gestaltungskraft lag dem Gesichtskreise Mansos und der ganzen älteren Richtung noch ferner. Im Anschluß an die damaligen ästhetischen Theorien betrachtete man es als den Hauptzweck einer Dichtung, in dem Leser eine sogenannte Harmonie schöner Empfindungen zu wecken und fand diese unter den Dichtern des Altertums am reinsten und schönsten in den Oden und Liedern eines Horaz und Anacreon ausgeprägt. Sie gaben in diesen Erzeugnissen ihrer Muse wieder, was sie in der glücklichen Stimmung des Augenblicks empfanden, riefen zum heiteren Lebensgenuß, solange es das Schicksal vergönnt, und dieser leicht verständliche Inhalt war gehoben durch eine zierliche Sprache und Form. In ihnen fand man echte Kunstwerke und ahmte sie in allen nur möglichen Schattierungen nach. Unter den Neueren hielt man einige Franzosen, etwa Bernard, dieses Ruhmes würdig, und auch für Manso waren die genannten Dichter, wie wir sahen, die vielbewunderten Vorbilder. In den Nachträgen zum Sulzer hat er sie besonders nach den genannten Gesichtspunkten einer eingehenden Beurteilung unterzogen.

Jene glückliche Harmonie der Empfindungen wird nach Mansos Ansicht gestört durch Beimischung von Äußerlichkeiten und Ideen, die nicht in den engeren Gedankenkreis der Dichtung gehören. Diesen Vorwurf macht er unter den neueren fremdländischen Dichtern namentlich Petrarka. So

sehr er dessen Phantasie und Formgewandtheit schätzt, so kann er doch die teilweisen Mängel seiner Lyrik, „eine ungehörige Mischung des Sinnlichen und Metaphysischen“, eine „oft bis zur Sophisterei getriebene Spaltung und Zergliederung der Empfindungen“ nicht übersehen. Diese Vermengung von Natur und Unnatur, Einfalt und Spitzfindigkeit, Wahrheit und Überspannung schreibt er mit Meinhard (Versuch über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, Braunschweig 1763—64) nächst Plato mit Recht dem Einflusse der provenzalischen Dichtung zu. In Band IV der Nachträge, S. 271 ff., hat er diesen eigentümlichen Charakter der letzteren näher erörtert und zugleich das Wissenswürdigste über ihren Ursprung und Wert an der Hand von Auszügen nach Millots „Histoire literaire des Troubadours“, Paris 1774, zusammengestellt.

Der notwendige Einklang der Empfindungen und Ideen wird nach Mansos Urteil ferner gestört, wenn der Dichter durch zu häufige Einfügung von gelehrten Reminiszenzen und mythologischen Bildern, sowie durch Anwendung eines dem einfachen Gegenstand nicht angemessenen rednerischen Prunkes sein Werk gleichsam absichtlich zum Ausstellungsplatz seines philologischen Wissens und seiner rednerischen Begabung macht. Dies trifft, wie er zeigt, zum Teil für die Elegien des Properz, in noch höherem Grade aber für Ovids Heroiden und Tristien zu, bei denen ein Bild das andere förmlich jage und dem Leser die Natürlichkeit und Einfachheit des Gedankens unter dem gelehrten Ballast verloren gehe. Um die kontrastierende Wirkung von natürlicher und gekünstelter Poesie deutlich zu zeigen, stellt Manso die schwülstige Dichtung Ovids der anspruchslosen und doch so anheimelnden Poesie Tibulls gegenüber. Jenes starke rhetorische Moment findet sich aber, wie weiter von ihm ausgeführt wird, nicht bloß bei Ovid und einigen andern römischen Dichtern, sondern überhaupt bald mehr bald weniger in der ganzen römischen Literatur. Im einzelnen weist er dies nach in der meisterhaft geschriebenen Abhandlung „Über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur“, welche zunächst als Herbstprogramm von 1818, dann wieder abgedruckt in den vermischten Abhandlungen, erschien. Das öffentliche Leben Roms,

sagt er etwa hier, spielte sich fast ausschließlich auf dem Forum an der Rednertribüne ab. Die Redekunst war längst ausgebildet, ehe es die Dichtkunst zu bedeutenden Erfolgen brachte; so ward die letztere von der ersteren schon in der frühesten Entwicklung ungünstig beeinflußt. In einer zweiten gleichfalls musterhaften Abhandlung „Über die Bildung der Rhetorik unter den Griechen" (Programm vom September 1820 und vermischte Abhandlungen) zeigt Manso, daß bei den Griechen gerade das umgekehrte Verhältnis statthatte, daß dort die Dichtkunst bereits in hoher Blüte stand, ehe die Kunst der Rede ausgebildet ward. Und doch ist trotz dieses günstigen Umstandes die spätgriechische Literatur der alexandrinischen Periode nicht frei von rhetorischen Einflüssen. Die Werke eines Kallimachus und Lykophron bezeugen es. Auch die jener Periode angehörigen Idyllen des Bion und Moschus zeigen stark rhetorische Elemente und unterscheiden sich insofern von den Idyllen des Sizilianers Theokrit, mit ihrer einfachen, aber naturwahren Empfindung und ihrer farbenprächtigen, dramatisch belebten Szenerie. Gerade dieser Eigenschaften wegen erklärt Manso die Theokritischen Gedichte für nichts weiter als Nationalidyllen, d. h. treue Zeichnungen des Hirtenvolkes, unter dem der Dichter lebte, und die dramatische Gestaltung derselben für Nachahmung der bei den sizilischen Hirten üblichen Wettgesänge. Die verwickelten Definitionen der Idylle von Mendelssohn (86. Lit.-Brief), A. W. Schlegel (Vorlesungen) und Herder (Fragmente) bezeichnet er als willkürlich und daher nicht allgemein gültig und auf Theokrit überhaupt nicht anwendbar. Unter den Erzeugnissen der neueren deutschen Literatur will er höchstens die plattdeutschen Idyllen von Voß zum Vergleich mit denen Theokrits herangezogen wissen, hingegen nicht die Idyllen Geßners; schon deshalb nicht, weil diesen der nationale Einschlag ganz fehle. Als eigenartige individuelle Kunstprodukte betrachtet, schätzt er sie jedoch außerordentlich und polemisiert sogar gegen Herder, der Geßners Schäfern Mangel an Leidenschaft, Unbestimmtheit und Einförmigkeit der Charaktere vorgeworfen hatte. Manso findet im Gegenteil in diesen rhythmischen Prosadichtungen eine überaus glückliche Harmonie und will nur beobachtet haben, daß die handelnden Personen ihre Nei-

gungen mit mehr Bescheidenheit und Unschuld, ihre Redlichkeit mit mehr Delikatesse und Feinheit, ihre Dienstleistungen mit mehr Anmut zu paaren wissen. Aber wir werden hier entschieden Herder beistimmen müssen, wenn er sagt: „Die Süßigkeit des Griechen ist ein klarer Trank aus dem pierischen Quell der Musen, der Trank des Deutschen ist verzuckert usw.“ Auch Goethe schätzte in Geßner den Künstler (Dichtung und Wahrheit, Bd. 18) aber Bd. 7 spricht er ebenfalls von dem Mangel an Individualität und Realismus, dem Verschleiern und Vertuschen der Natur, dem Schattenhaften, Dilettantischen und Lauen der Geßnerschen Werke[1]). Mansos Verteidigung Geßners bleibt immerhin merkwürdig; hatte er doch selbst auch Vergil, dessen Idyllen an der gleichen Unbestimmtheit und Verschwommenheit der Charaktere wie die Geßnerschen leiden, gerade deswegen getadelt.

Vergil ist sonst für ihn der Lieblingsdichter und ein Muster in jeder Beziehung; vor allem auf dem Gebiete der Lehrdichtung räumt er ihm unter den alten Dichtern den obersten Platz ein. In der „Georgika“ sieht er den vollendetsten Typus dieser Kunstgattung und zwar wegen der inneren Einheit des Gedichtes, die er in der durchgehenden Beziehung alles scheinbar Nebensächlichen auf die Beschäftigung mit der Landwirtschaft findet. Zweifellos hat Manso recht, wenn er sagt, daß die größte Wirkung dieser Dichtungsart auf unsere Empfindung in der möglichsten Einheitlichkeit der jedesmaligen Tendenz liege. In Hesiods *„ἔργα καὶ ἡμέραι“* glaubt er sie in der Absicht des Dichters zu erkennen, die Richter vor ungerechtem Urteil zu warnen und den eignen Bruder auf den Weg der Rechtschaffenheit und Ordnung zurückzuführen. So wie er Hesiod lobt, ebenso tadelt er „die späteren Lehrdichter der Griechen“ Aratus, Nicander, Oppian und Dionysius Periergetes wegen des Fehlens eines einheitlichen Planes. Sie gehen ihm zu viel ins einzelne und verlieren sich in langweilige Detailmalerei, einen Fehler, den er schon an den ländlichen Gedichten der Franzosen Jacob Vanière und

[1]) Schiller urteilt ähnlich, wenn er in der Untersuchung „Über naive und sentimentale Dichtung“ namentlich den Umstand bemängelte, daß Geßners Idyllen den Menschen vor den Anfang der Kultur führen und das Ziel seiner Entwicklung somit nicht in die Zukunft, sondern in die Vergangenheit legen.

Delille rügt. Wieland und Pope sind nach seiner Ansicht unter den Neueren die ersten Vertreter im ernsten Lehrgedicht. Bei Lucrez „De rerum natura“ gibt er zwar das Vorhandensein der leitenden Idee zu; — indem der Dichter nachweisen wolle, daß alles ganz nach ewigen Gesetzen in der Welt entstehe, bestehe und vergehe, ohne daß seitens übernatürlicher Kräfte eine Einwirkung stattfinde, suche er die Menschheit von ihren schrecklichen Geißeln, Furcht und Aberglauben zu befreien, — aber eben jene Idee, sagt Manso, sowie ihre Ausführung haben der Dichtung zugleich geschadet. Sie ist nach seinem Urteil nichts weiter als eine Darstellung des philosophischen Systems Epicurs in Versen. Der Dichter habe hinter dem Philosophen zurücktreten müssen; der Eindruck des Ganzen lasse kühl, der Verstand, nicht das Herz, nehme daran Anteil. Echte Poesie ist nach seinem Empfinden nur in einigen Episoden zu erkennen, unter denen er allerdings jene über die Liebe und die Schilderung der Pest zu Athen besonders rühmt.

Aber nicht nur bei größeren, dem Epos sich nähernden Lehrdichtungen, auch bei kleineren lehrhaften Gattungen, z. B. der Satire hält Manso eine bestimmte Einheit im Plane und eine im Ausdruck entsprechende Darstellung für außerordentlich wichtig. Darum gefällt ihm Horaz so besonders wegen der stets sichtlich und verständlich hervorleuchtenden Idee und der Schönheit und Grazie des Ausdrucks. Was Manso von den Vorzügen des feinsinnigen Römers in dieser Hinsicht sagt, gehört mit zum Besten, was überhaupt über diesen Dichter geschrieben werden kann. Weniger haben dessen Nachfolger in dieser Dichtungsart Persius und Juvenal seinen Beifall, weil er in ihnen nicht jene für den Satiriker so unerläßliche Eigenschaft des „ridendo dicere verum“ findet. Den Aufsätzen „Über die römischen Satiriker“ schickt er eine anziehende Übersicht über die Entstehung und Entwicklung der Satire voran, so daß wir in der Tat eine vollständige Geschichte dieser Kunstgattung von ihren Anfängen bis auf Juvenal vor uns haben. Er vertritt die Anschauung und beweist sie des längeren, daß die Satire ein den Römern eigentümliches literarisches Erzeugnis sei.

Von allen Gattungen der Literatur hat Manso die größte Teilnahme dem eigentlichen (Helden-) Epos zugewandt. Wie

richtig er über dessen Erfordernisse zu urteilen verstand, davon zeugt seine zuerst als Programm 1796 erschienene und in den Nachträgen zum Sulzer, Bd. V, wieder abgedruckte Abhandlung „Über die Wirkung des historischen Gedichts". Der Epiker, sagt er, dürfe sich nicht von seinem Stoffe beherrschen lassen, sondern seine Einbildungskraft müsse diesen frei gestalten. Er soll eine gewisse Grundstimmung hervorrufen, die wie ein roter Faden sich durch das Gedicht hinzieht, und die gewöhnlich dadurch erreicht wird, daß alle, selbst nebensächliche Momente, darauf hinwirken, daß die Erscheinung des Hauptthelden möglichst vorteilhaft herausgehoben wird. Daher die Notwendigkeit einer folgerichtigen Entwicklung der Charaktere des Stückes, die der Hauptgestalt gleichsam als Folie, als Hintergrund dienen, von dem sie sich abhebt. In dieser Hinsicht steht Homers Charakterzeichnung unübertroffen da. Seine Helden sind nach ihrem ganzen Wesen scharf umrissen, sie handeln selbständig; und doch dienen sie nur zur Verherrlichung des göttlichen Achilles. Schlechter ist Vergil die wirkungsvolle Darstellung seines Äneas gelungen (Nachträge, Bd. VII). Er sollte doch der oberste Träger der Handlung in der Äneade sein, und an seiner Stelle ist es der Gegner Turnus geworden. Auch von den übrigen Personen des Stückes gewinnen wir kein ganz klares Bild, und man hat an manchen Stellen überhaupt den Eindruck, als ob der Dichter sein Ziel nicht immer deutlich vor Augen gehabt hat.

Fehlt es an der Hauptgestalt, um die herum sich alles gruppiert, dann haben wir nicht mehr ein Epos vor uns, sondern nur ein sogenanntes historisches Gedicht. Letzteres kann immerhin das Werk freien dichterischen Schaffens werden, sofern es der Autor versteht, dem Stoffe Gehalt und Form zu geben, eine einheitliche Tendenz in das Ganze zu bringen. Gelingt ihm dies nicht, so bietet er uns nicht mehr das Gebilde seiner Phantasie, sondern nur geschichtlichen Stoff. Ein Beispiel dafür ist Lucans „Pharsalia". Genau genommen ist sie nichts weiter als eine versifizierte Geschichtserzählung. Infolge des unaufhörlichen Fortschreitens der Geschichte bietet sich dem Verfasser kein Raum für Episoden, in denen er seine Einbildungskraft walten lassen könnte, um dem Leser einige

Ruhepunkte zu gewähren; und selbst wenn dies geschieht, vermag er sie nicht in die Erzählung einzufügen, ohne dem Zusammenhange Eintrag zu tun. Indem er sowohl der historischen Treue wie den Forderungen der Kunst Genüge leisten will, erfüllt er keines von beiden, und es entsteht ein Produkt, das nur widerliche Empfindungen hervorzurufen geeignet ist. In denselben Fehler sind nach dem Urteile unseres Kritikers auch „die späteren epischen Dichter der Römer" und Nachahmer Lucans gefallen wie Valerius Flaccus (Argonautenzug), Silius Italicus (2. punischer Krieg) und Papinius Statius (Zug der Sieben gegen Theben). Keiner von ihnen hat es, wie er sagt, verstanden, aus seinem Stoffe ein episches Ganze zu machen. (S. Nachträge, Bd. VIII, St. 2.)

Im Laufe der Abhandlung kommt Manso bei Gelegenheit der Besprechung der Ilias auch auf die Einführung von Göttern und allegorischen Wesen zu sprechen, und berührt die überaus wichtige Frage, inwieweit das Wunderbare in der Poesie zulässig sei, — ein Thema, das schon in dem berühmten Streit der Leipziger und Schweizer eine Rolle gespielt hatte. Während Gottsched das Wunderbare anfänglich zuließ, sofern es den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit nicht widersprach, stellte er sich später auf den strengen Standpunkt und wollte es ganz aus dem Kreise der Dichtung verbannen. Die Schweizer hingegen gingen schließlich dazu über, die Erreichung des Wunderbaren überhaupt als den letzten Zweck der Dichtkunst hinzustellen. Lessing überbrückte später diese Kluft, indem er es klar aussprach, daß das Wunderbare nur insoweit gestattet sei, als es in der Natur des Menschen begründet liege. Dies ist auch der für Manso maßgebende Gesichtspunkt. Die Verwendung des Wunderbaren, meint er, müsse sich mit Notwendigkeit aus dem Stoffe ergeben, es dürfe nicht willkürlich hineingezogen werden, sonst sinke es zur bloßen Maschinerie herab, wie bei Voltaire in der „Henriade" die Einführung von Göttern. „Die Einbildungskraft des Dichters scheint ein freies Spiel zu spielen und mit Freiheit über den Stoff zu gebieten, wird aber in Wahrheit von ihm beherrscht und von den herkömmlichen Gesetzen der Kunst bestimmt. Er möchte uns gern bereden, sein Genius habe das Ganze nach einem außer ihm nicht vorhandenen Bilde erfunden und geordnet, aber man merkt

bald, daß dieser Genius fremder Leitung vertraut und einen ihm von andern vorgeschriebenen Pfad befolgt habe. Die Regeln, nach denen dies Gebäude zusammengesetzt ist, liegen deutlich vor uns."

Mit diesen und noch mehreren Worten wird Voltaires Werk abgefertigt, dem schon Lessing das Urteil gesprochen hatte. Dagegen werden die Epen Kloppstocks, Vergils, Miltons als Muster in dieser Beziehung hingestellt. Sie führen, sagt er, Götter und allegorische Personen nur da ein, wo es der Stoff oder die Anlage des Gedichtes mit sich bringt. Merkwürdig verweist Manso Tasso die Verwendung von Zauberern und Zauberei in der „Gerusalemme liberata" mit der Begründung, daß diese Dinge nicht in ein christliches Epos hineingehörten[1]). Dies widerspricht eigentlich seiner Auffassung, wonach das Wunderbare zu gebrauchen erlaubt sei, sofern es in der menschlichen Natur gegründet sei. Das Mittelalter mit seinem Hexen- und Aberglauben war offenbar für Tasso die beste Rechtfertigung seines Verfahrens und seine Zeit spiegelt sich zum Teil in seiner Dichtung wieder.

Manso betrachtet es als ein Zeichen von dichterischem Genie, ohne Zuhilfenahme alles äußerlichen Beiwerks auszukommen, denn dieses störe stets bald mehr bald weniger die Harmonie eines jeden Kunstwerkes. Er empfiehlt dem Dichter mehr die Entwicklung der Handlung von innen heraus. Als Beispiel solcher Art wird der „Leonidas" des Engländers Glover angeführt. Goethes „Hermann und Dorothea" war damals noch nicht erschienen. Sicherlich aber hat ihm dann dieses Epos, wie man nach seinen Ausführungen vermuten darf, vorzüglich gefallen. In der neueren Epik macht sich, wenn man z. B. auf Linggs „Völkerwanderung" und Hebbels „Mutter und Kind" sieht, überhaupt das Bestreben geltend, die Götter(Geister-)maschinerie ganz fortzulassen.

Den Aufbau der Handlung auf rein äußerlichen Beweggründen bezeichnet Manso vor allem beim Drama für einen argen Mangel an Einsicht des Autors in die Natur dieser Dichtungsgattung, und betont demgegenüber als erste Bedingung

---

[1]) S. die Abhandlung über Tassos Werk im Anhange zu seiner Übersetzung des „Befreiten Jerusalems".

für die Einheit eines Stückes die folgerichtige Entwicklung der Charaktere. Die Ausführungen über diesen Punkt bilden einen Teil seines Aufsatzes „Über einige Verschiedenheiten zwischen dem griechischen und deutschen Trauerspiele“ (Programm von 1793 und Nachträge, Bd. II, St. 1), in welchem er die ungeheure Einfachheit der zumeist der Geschichte oder Religion entstammenden Fabel der griechischen Stücke gegenüber der verwickelteren im deutschen Drama bespricht. Als Vergleichsmaterial dienen ihm besonders die Dramen Lessings und Goethes Iphigenie. Mansos Sympathien sind auf seiten der modernen Dramatik. Sie schildert ihm die Gegenstände philosophischer und die Menschen würdiger und moralischer. Das erstere ist, wie er behauptet, eine Folge der Zunahme der Kultur und damit der Mannigfaltigkeit der Stände, das letztere das Ergebnis des tieferen Einblicks in die sittliche Natur des Menschen. Mit Abscheu müsse man sich von manchen Gegenständen der antiken Tragödie abwenden. „Ein Agamemnon, der seine Tochter schlachte aus abergläubischer Furcht, eine Iphigenie, die als Priesterin die Menschen am Altare hinwürge, eine Hecuba, die ihrem Feinde die Augen ausgrabe, und endlich eine Electra, die am Grabe des Vaters kaltblütig mit ihrem Bruder über die Ermordung der Mutter zu Rate gehe, seien höchst unerquickliche Erscheinungen.“ Die Hinzuziehung des Fatums hatte Manso einst in seiner Abhandlung über den „König Ödipus“ des Sophokles im Anhange zu seiner Übersetzung dieses Stückes (1785) gegen die Angriffe Brumoys im „Théâtre des Grecs“ mit der Begründung verteidigt, daß eine derartige Verwendung des Schicksals der Religionsanschauung des griechischen Volkes gar nicht zuwider gelaufen sei und somit bei ihnen keinen Anstoß erregt haben könne; aber er muß sich gestehen, daß die überwältigende Macht des Schicksals, die Häufung des Unglücks in der griechischen Tragödie auf ein einziges Haupt dem modernen Empfinden doch nicht entspreche[1]). (Vergleiche hierzu S. 56 f. der Darstellung.)

---

[1]) Brumoy hatte es als etwas ganz Unwahrscheinliches bezeichnet, daß Ödipus durch 5 lange Akte nichts über seine Abkunft erfahren haben sollte und den letzten Akt überhaupt als überflüssig erklärt. Manso übernimmt es mit Erfolg ihn zu widerlegen.

Zuletzt wendet er sich den Mitteln zu, mit welchen der antike und der moderne Dichter die Leidenschaften auszudrücken suchten. Die Alten, sagt er, legten den Nachdruck auf das rhetorische Moment, auf Rhythmus und musikalische Deklamation; die Neueren hingegen legen ihn auf die Darstellung des jedesmaligen Seelenzustandes und die Übereinstimmung der an uns gemachten psychologischen Wahrnehmungen mit den Gefühlen und Äußerungen des Sprechenden. „Die Alten suchten zu rühren durch die Gewalt der Sprache, wir auf dem Wege der Reflexion. Wir lassen die Personen sogar abgestuft nach Ständen sprechen und suchen die feinsten Nüancen der Empfindung und Leidenschaft zu ergründen.“ Als Beispiel solch feiner Schattierung zitiert Manso die „Iphigenie“ Goethes, meint aber mit Recht, ein solches Stück laufe Gefahr, von den meisten nicht verstanden zu werden, da zum Verständnis des rein psychologischen Dramas zu viel Vorbildung nötig sei.

Während er in dem genannten Aufsatze sich nur auf den Unterschied der Tragödie beschränkt, geht er in der Abhandlung „Über die Poesie der Alten und Neueren“ (Nachträge, Bd. VII, 2. St.) auf die grundlegenden Verschiedenheiten der griechischen und deutschen Literatur im allgemeinen ein. Dieselbe ist als eine Ergänzung und Berichtigung des Artikels in Sulzers Theorie über die Alten aufzufassen und gehört in die Reihe jener Versuche, welche die Abweichungen der antiken von der modernen Dichtung objektiv festzustellen sich bemühten. Gellert war in seinen Vorlesungen „Über die Ursachen des Vorzuges der Alten vor den Neueren in den schönen Wissenschaften“ (5. Teil der sämtlichen Schriften) bereits auf dieses Thema eingegangen, Lessing hatte es in seinen Schriften, vor allem in der Dramaturgie, vielfach berührt und nach ihm suchte Herder unparteiisch in seinem Aufsatz über Shakespeare (s. Suphan, Bd. V) die Verschiedenheiten der griechischen und deutschen Poesie, namentlich aber der Tragödie, auf den Unterschied in dem Wesen und der Kultur der beiden Völker zurückzuführen. Garve wieder hob den Unterschied in der Auffassung und Darstellung der Natur hervor und fand ihn begründet in der Verschiedenheit der Erziehung. Er wies vor allem auf das Malerische und Unmittelbare der alten Spra-

chen und das Abstrakte, Reflektierende der neueren hin: „Die Alten blieben im Zusammenhange mit der Natur, die modernen Völker werden ihr entfremdet.“ Dasselbe sagt Schiller in „Über naive und sentimentale Dichtung“ wenn er schreibt: „Die Alten rühren uns durch Natur, die Neueren mehr durch Ideen; die Alten empfanden natürlich, wir empfinden das Natürliche.“ Nur ein anderer Ausdruck für dieselbe Ansicht ist es, wenn Manso die Poesie der Alten mehr objektiv, die neuere mehr subjektiv nennt. Diese Subjektivität aber rühmt er gerade als einen großen Vorzug der modernen Dichtung. Die antike Poesie ist ihm dagegen zu kalt für die Empfindung und für den Verstand nicht befriedigend. A. W. Schlegel wies nachher auf eine besondere Seite dieser Subjektivität, nämlich die Umwandlung, hin, welche die Ideen des Christentums in die neuere Dichtung hineingebracht haben, so zwar, daß das Endliche vor dem Unendlichen allmählich zurücktrat. Und er nennt die Poesie der Alten geradezu die des Besitzes, die Poesie der Neueren die der Sehnsucht.

Nicht von solcher Bedeutung ist, was Manso über die technischen Unterschiede sagt. Er vertritt die Meinung, daß die Alten in bezug auf künstlerische Technik unerreicht dastünden, doch gibt er zu, daß es auch den Neueren gelungen sei, technische Vollkommenheiten mit poetischem Geiste zu paaren.

In den bisher genannten ästhetisch-kritischen Schriften berücksichtigt Manso stets auch die Frage, inwiefern eine Dichtung, wenigstens was Satire, Epos und Drama anbetrifft, zugleich zum Markstein der nationalen Eigenart eines Volkes oder direktes Denkmal bestimmter Zeitströmungen und merkwürdiger Veränderungen des Geschmackes einer Periode geworden sei. Zwei Spezialuntersuchungen in dieser Art sind die beiden Abhandlungen „Über Horazens Beurteilung der älteren Dichter der Römer“ (Programm vom Oktober 1817 und vermischte Abhandlungen) und „Über den griechischen Roman“ (Vermischte Schriften II). In der ersteren sucht M. eine Erklärung zu finden für die schroffe Beurteilung, welche die früheste Dichtung der Römer, namentlich die Werke des Lucilius, am Schlusse der 10. Satire des 1. Buches durch Horaz gefunden haben. Wielands vermittelnde Stellungnahme in seinen Anmerkungen zur Übersetzung der Episteln des Horaz

sowie die Ausgleichungsversuche der Madame Dacier in ihrem „Horace", erklärt er für unkritisch und meint, Horazens Ausfall sei aufzufassen als eine scharfe Absage der jüngeren an die ältere Dichtergeneration im augusteischen Zeitalter. Während die ältere die Bildung der römischen Sprache und Literatur auf dem Boden der griechischen bereits für abgeschlossen gehalten habe, habe die jüngere einen noch engeren Anschluß an die Bildung der Schwesternation und eine noch intensivere Verfeinerung des ästhetischen Gefühls erstrebt. Die ältere Literatur sei ihr zu derb und plump erschienen, die Annalen eines Ennius z. B. seien ihr etwa das gewesen, was uns Deutschen heute ungefähr die Nibelungendichtung sei. Wir werden auf diese seine Ansicht der älteren deutschen Literatur noch zurückkommen; gehen aber jetzt zur Besprechung der zweiten Untersuchung „über den griechischen Roman" über. Sie ist eine vollständige Geschichte desselben.

Manso faßt den griechischen Roman durchaus als Zeiterscheinung auf und teilt ihn in drei Klassen:

Die erste wird gebildet von den Länder- und Reisebeschreibungen und ist zurückzuführen auf den zur Zeit der Perserkriege und Alexanders des Großen im griechischen Volke rege gewordenen Hang, fremde Reiche und Völker mit ihren wunderbaren Erzeugnissen und Sitten kennen zu lernen. Sie werden mit den modernen Robinsonaden und Reisebeschreibungen in Parallele gestellt, welche nach der Entdeckung Indiens und Amerikas Europa überschwemmten. Die zweite Klasse besteht nach Manso aus den Zaubermärchen und Verwandlungsgeschichten, ebenfalls ein Erzeugnis der Zeit, insofern in dem Jahrhundert vor und nach Christus unter dem Einfluß eines falsch verstandenen Pythagoreismus sich ein Hang zur Weissagung und Sterndeuterei und im Gefolge derselben ein schädlicher Aberglaube breit gemacht habe. In die dritte Klasse rechnet er die eigentlichen Romane in unserem heutigen Sinne, als deren ersten Vertreter er Heliodor nachweist. An die Stelle der Fabel- und Wunderwelt, die dem Geschmacke des Volkes auf die Dauer nicht zusagte, trat wieder die Wirklichkeit. Manso macht auf das Typische der stets wiederkehrenden Motive aufmerksam und zählt einige auf: Stürme auf dem Meere und Schiffbrüche, Entführungen der Geliebten durch

Räuber zu Wasser und zu Lande, Opferungen, die soeben vollzogen werden sollten, aber durch ein glückliches Ungefähr oder eine schlau ersonnene List vereitelt werden, verliebte Nachstellungen, denen die Liebenden nicht ohne Gefahr für ihre Beständigkeit und Treue entrinnen[1]). Großen dichterischen Wert erkennt er auch dieser letzten Klasse nicht zu, höchstens zeichnen sie sich durch eine gebildete, zierliche Sprache aus. Diese seine Ansicht deckt sich vollkommen mit dem Urteil der heutigen Gelehrten über jene späte Blüte der griechischen Literatur.

Mit den genannten beiden Schriften hatte Manso das Gebiet der Literaturgeschichte beschritten, welchem er für einige Jahre treu blieb. Seine wichtigste Arbeit auf demselben ist seine Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf Goethes Iphigenie und Kants Kritik der reinen Vernunft. Sie erschien bruchstückweise und zwar ein kleiner Teil unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der teutschen Dichtkunst (in der schlesischen Periode)" in der literar. Beilage der schles. Prov.-Bl. vom Februar und März 1793, alles übrige im 8. Bande der Nachträge zum Sulzer, St. 1 und 2. Dieser auf 410 Seiten gegebene Abriß enthält so ziemlich alles, was in einer solchen Übersicht gesagt werden kann; wenigstens gilt dies vom zweiten Teil in vollstem Maße. Die Urteile sind kurz und treffend, und von besonderem Werte sind die jedesmal am Schlusse einer Periode gemachten Angaben über den jeweiligen Fortschritt der einzelnen Literaturgattungen nach Sprache, Form und poetischem Gehalt. Nicht so freilich verhält es sich mit dem ersten Teile; doch konnte Manso hier selbstverständlich noch kein maßgebendes, abschließendes Urteil fällen, war doch damals noch vieles unerforscht und das Verständnis für die Dichtung der ältesten deutschen Vergangenheit noch wenig erschlossen. Die gotischen und althochdeutschen Denkmäler unserer nationalen Literatur sind ihm nur interessant von seiten der Entwicklung der Sprache, als Poesien haben sie nach seiner Meinung gar keinen Wert. „Nur der Sprachforscher, der jene Überbleibsel zu seinem Studium

---

[1]) Ein Beispiel dieser 3. Klasse nämlich den Roman des Xenophon von Ephesos „Anthia und Abrokomas" hat Bürger übersetzt.

erwählt hat, kann sie auch von seiten ihres poetischen Wertes anpreisen und bewundern. Der uneingenommene Kunstrichter ist nicht vermögend, ihm hierin beizupflichten und verweilt ungern bei Zeiten, von denen man nur sehr uneigentlich sagen kann, daß Deutschland Dichter und Dichtkunst hatte." Bedeutender erscheint ihm, was zunächst den dichterischen Gehalt der vorhandenen Denkmäler anbelangt, die mittelhochdeutsche Zeit. Einzelne Poesien der Minnesänger werden von ihm lobend hervorgehoben, vor allem die Walthers von der Vogelweide, und er weist darauf hin, wie sehr dieselben verdienten, durch eine geschickte Neubearbeitung dem Volke bekannt gemacht zu werden. Sein Gesamturteil über Lyrik und Epik des 12. und 13. Jahrhunderts geht dahin, daß überall da, wo einfache Gegenstände, wie Natur, Liebe und Tapferkeit die Dichter begeisterten, sie glückliche Schöpfungen hervorbrachten und durch Kunstlosigkeit der Sprache, Naivetät der Schilderung und unschuldige Sitten rühren, daß ihnen dagegen alles, was Erfindungskraft, anhaltende Begeisterung, Studium und höhere Geschmacksbildung voraussetzte, mißlungen sei. Die Epen findet er daher alle „frostig und leer mit seltsamen Episoden und zweckwidrigen Einschaltungen überladen, ohne Interesse und Plan". Die Übersetzung der Äneide von Heinrich von Veldecke und der Metamorphosen Ovids von Albrecht von Halberstadt bezeichnet er als wahre Geschmacklosigkeiten. Ein anderes Urteil ließ sich schließlich von einem die Schönheiten antiker Dichtung hochschätzenden Philologen nicht erwarten. Manso vergißt ganz diese Dichtungen Heinrichs und Albrechts als Zeiterscheinung zu würdigen. Beide drückten ihren Werken den Stempel eigner individueller Anschauung und Schaffenskraft auf und kamen dem Geschmacke ihres Zeitalters sehr entgegen. Daß diese mittelhochdeutschen Poesien vielfach auf romanische Vorbilder zurückzuführen sind, erkennt Manso ebenfalls und weist bereits in seinem Aufsatz über die provenzalischen Dichter (Nachträge IV, St. 2, 1796) darauf hin, ohne die Quellen im einzelnen immer nachweisen zu können. So bedeutende Dichter wie Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg werden von ihm nirgends erwähnt. Sollte er sie nicht gekannt haben? Unbedingte Anerkennung zollt er nur dem Fortschritt der Sprache, „deren steigende Geschmeidigkeit

vieles treffender zu bezeichnen gestattete, als wir es heute vermögen" — eine sehr richtige Beobachtung, wenn man bedenkt, wie schwer es dem Übersetzer wird, die eigentümlichen Kunstausdrücke im Neuhochdeutschen treffend wiederzugeben, ohne zu Umschreibungen seine Zuflucht zu nehmen. Nach dem Gesagten wird jedermann im voraus ahnen, wie Manso über den Meistergesang der folgenden Periode denken mußte. Er gilt ihm nur als abschreckendes Beispiel, wie tief die Dichtkunst überhaupt sinken kann. Nur die moralisch-satirischen Erzeugnisse jener Zeit sind ihm von Wert für die Beurteilung der sozialen Verhältnisse des deutschen Volkes. Die Bedeutung Luthers und des ganzen Reformationszeitalters hinsichtlich der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache wird gebührend gewürdigt, ebenso die wissenschaftliche Wiedergeburt, die Europa und vor allem Deutschland erlebte. Dann folgt die Besprechung der Opitzischen Reform und der schlesischen Dichter. Den Gedankenreichtum, die Natürlichkeit und Gemäßheit im Ausdruck der ersten, wie den Schwulst und die Unnatur der zweiten schlesischen Dichterschule hat er sehr treffend gekennzeichnet. Bei Gottsched scheidet er streng den verdienstvollen Grammatiker und Sammler alter Dichterwerke und den schlechten Dichter und Kritiker. Besonders mißbilligt er seine Feindschaft gegen Haller. Des letzteren Erzeugnisse begrüßt er als das Morgenrot des anbrechenden schönen Tages, und ihnen hat er von diesem Standpunkt in den Nachträgen zum Sulzer, Bd. 1, eine besondere Besprechung gewidmet, in der er vorzüglich den Gedankenreichtum und die kraftvolle bezeichnende Sprache rühmt. Haller allein dürfe unter den damaligen Anwärtern auf den Parnaß den Namen eines Dichters in Anspruch nehmen. Auch als beschreibende Dichtung schätzt er „Die Alpen" vorzüglich wegen der eingewebten moralischen Stellen. Um dieser Willen erntet auch E. v. Kleists „Frühling" seine warme Anerkennung (Nachträge I, 172 ff.). Doch entgehen ihm deshalb nicht die Schwächen der beschreibenden Gattung, insbesondere die Einförmigkeit und der Mangel einheitlicher Komposition. Als charakteristisch für Kleist hebt er mit feinem Verständnis die eigentümliche Mischung der schönsten sinnlichen Malerei mit den zartesten Empfindungen des Herzens und einer leisen Schwermut, die gegen die fröh-

liche Natur angenehm absteche, hervor. Die Aufsätze über Haller und Kleist gehören überhaupt nach meinem Empfinden zum Besten, was über beide Dichter geschrieben worden ist.

Ausführlich behandelt Manso dann weiter den Streit der Leipziger und Schweizer, und es verdient hier besondere Anerkennung die Tatsache, daß er die Parteien durchaus richtig zu beurteilen und wichtige Gesichtspunkte in der Darstellung hervorzuheben weiß, wie überhaupt dieses Kapitel das verdienstvollste seiner ganzen Literaturgeschichte ist. Als Ergebnis des Streites stellt er die Anbahnung strengerer Gesetze der Ästhetik fest. Man ahnte zum erstenmal, sagt er etwa, das eigentliche Wesen der Poesie und erhielt in Kloppstocks „Messias" zuerst eine Dichtung, in der dichterische Kraft und Empfindung mit Formenschönheit vereinigt war. Von den Nachfolgern ist Lessing der Dichter, dem er unbedingte Autorität auf allen Gebieten einräumt, wenngleich er bekennen muß, daß in der Dramaturgie manche Urteile und Anschauungen zu berichtigen sind. Als Kritiker aber stellt er Lessing unbedingt über Herder, gegen den er wiederholt polemisiert. Wie er den Dramatiker in jenem vorzüglich schätzte, so abfällig kritisiert er dessen Nebenbuhler Weiße, dessen Mattherzigkeit in der Zeichnung der Charaktere und dessen Kraftlosigkeit im Stil ganz und gar nicht nach seinem Geschmack ist. (S. die eingehende Kritik, Nachträge VII, 385.) Was ihm Wieland bedeutete, braucht nach dem bereits Gesagten nicht mehr besonders hervorgehoben zu werden. Desgleichen finden Goethe und Schiller an Manso einen aufrichtigen Bewunderer. Mit der Besprechung des Götz, Werther und der Räuber und der Erörterung des Einflusses Shakespeares in Deutschland schließt die inhaltreiche Übersicht, bei deren Abfassung Manso sich zum Teil auf Küttners „Charaktere deutscher Dichter", Flögels „Geschichte der komischen Literatur" und die Arbeiten Gottscheds und Lessings stützte. Auch die Schrift von Meister „Die Hauptepochen der deutschen Sprache" ist von ihm benutzt worden. Die Hauptsache aber blieben seine eignen Forschungen, und man erstaunt über die gewaltige Belesenheit, die sich in diesem Abriß kundgibt, für den er sich das Material von den verschiedensten Bibliotheken erst erbitten und mühsam sammeln mußte. Er

unternahm, wie er in der Vorrede sagt, die Arbeit deshalb, weil er sah, wie so vieles allmählich spurlos verschwinde, ohne daß der Nachwelt eine Nachricht davon erhalten bliebe. Zu seiner Ehre dürfen wir hinzufügen, daß er ohne Parteinahme geschrieben und für die damalige Zeit geleistet hat, was nach dem Stand der Dinge zu leisten war. Sehen wir auf seine gesamte Tätigkeit als Kritiker zurück, so dürfen wir ohne Übertreibung behaupten, daß er einen tiefen Einblick in das Wesen der verschiedenen Dichtungsarten besaß und mit feinem Verständnis sich in die individuelle Eigenart antiker und moderner Dichter zu versetzen verstand.

Von der Literaturgeschichte zur Weltgeschichte ist nur ein kleiner Schritt; verlangt doch auch jene neben kritischer Begabung emsigen Fleiß und angeborenen Forschergeist. Manso besaß alle erforderlichen Fähigkeiten in reichem Maße und hatte sie bereits in den mythologischen Schriften bewiesen. Diese von ihm selbst gemachte Erfahrung und der Rat vertrauter Freunde bewogen ihn, sich auch auf dem Gebiete der Weltgeschichte zu betätigen, und es wird nun unsere nächste Aufgabe sein, seine geschichtlichen Arbeiten der Reihe nach zu betrachten und seine Verdienste als Geschichtschreiber zu würdigen.

Manso als Historiker.

Geschichte Spartas und die Briefe über das alte Alexandrien.

Mitunter begegnet man in biographischen Berichten über Manso der Ansicht, er sei erst infolge des Xenienstreites und wohl gar aus Ärger über seine dichterischen Mißerfolge zum Geschichtschreiber geworden. Daß dies natürlich Unsinn ist, braucht wohl nicht erst lange auseinander gesetzt zu werden. Abgesehen davon, daß Manso auch später noch der Dichtkunst huldigte, läßt schon der Umstand, daß sein erstes großes Werk auf historischem Gebiete, die fünfbändige Geschichte Spartas, bereits 1800 im Druck zu erscheinen begann, darauf schließen, daß seine geschichtlichen Studien lange vor 1797 eingesetzt haben müssen; denn ein so umfangreiches Werk kann man nicht in zwei Jahren zusammenschreiben, selbst wenn man, wie er, die Kenntnis der einschlägigen Literatur besitzt. Aber eine Reihe kleinerer Schriften lassen darauf schließen, daß er schon um 1792 etwa die Geschichte der Spartaner ins Auge gefaßt hatte. Mit diesem Jahre begann er eine Reihe von Einzeluntersuchungen, welche die Geschichte Griechenlands im allgemeinen und die engere Spartas betreffen. So jene „Über den Anteil, welchen die Griechen an den olympischen Spielen nahmen", 1792[1]), in der er die Spiele als nationales Einigungsband und als ein bequemes Mittel zur Mitteilung und Verbreitung literarischer Erzeugnisse für die Schriftsteller betrachtet, und die in der Neuen Bibliothek der sch. W. erschienene „Über das Stillschweigen Herodots in Absicht auf Rom und Karthago", 1794, Bd. 53. Inhaltlich hat diese letztere freilich mit Spartas Geschichte nichts zu tun, sie weist aber auf die Beschäftigung mit den Quellen zu dieser hin, von denen Herodot eine der bedeutendsten und einwandfreiesten ist. Derartige Nebenfragen und noch unerörterte

---

[1]) Zunächst als Programm erschienen, dann wieder abgedruckt im 47. Bde. der Bibliothek d. sch. W.

[illegible]

[illegible] Das [illegible]

[illegible] Die [illegible] wird für Manso [illegible] Bemerkung [illegible] machte [illegible] seiner Meinung [illegible] erschöpfende [illegible] waren immer Ge[illegible] erschienen, [illegible] zu wün[illegible] war [illegible] daß eine [illegible] gelingen könne, [illegible] und in [illegible] worden sei. Die [illegible] dem Engländer Gillies [illegible] sind [illegible] der vorhandenen Reste [illegible] Kritik [illegible] es mit der [illegible] des Franzosen [illegible] manche [illegible] unbedeu[illegible] geschriebenen [illegible] sind die „Re[illegible] bewußte [illegible] und auf manches

noch zu lösende Problem hinweisen. Manso hat eine Reihe der hier gegebenen Winke benutzt. Ihn leitete auch die richtige Einsicht, daß zu einer vollständigen Geschichte eines Volkes nicht bloß die Darstellung der inneren und äußeren Politik, sondern auch sein ganzes Kultur- und Geistesleben gehöre. Mehr als dies bisher geschehen war, hat er daher das weite Gebiet der griechischen Altertümer zur Untersuchung herangezogen, wobei ihm die Sammlungen der alten Philologen, wie die eines Cragius und Meursius gute Dienste leisteten. Und wenn ihm auch sein Vorhaben nicht immer geglückt ist, so ist doch seine Geschichte Spartas immerhin ein beachtenswerter Versuch, das gesamte spartanische Volksleben in allen seinen Tiefen zu erfassen; die zahlreichen Einzeluntersuchungen beweisen es. Er konnte sie entweder als selbständiges Werk erscheinen lassen oder in den Text aufnehmen. Im ersten Falle aber hätte er zu häufig auf die Darstellung zurückgreifen und sich wiederholen müssen, im zweiten wäre der geschichtliche Zusammenhang zu sehr gestört worden. Er zog es daher vor, sie als Beilagen zum 1. und zum 3. und 4. Bande erscheinen zu lassen, so daß das Ganze auf fünf starke Bände anwuchs.

Auch so ist es ihm nicht immer gelungen, die Erzählung in ununterbrochenem Fluß zu erhalten. Wenn wir ihm auch den Umstand zugute halten, daß bei der Menge der Probleme, die noch der Lösung harrten, kritische Untersuchung und historische Darstellung fortwährend ineinander übergehen mußten, eine Tatsache, die er selbst zu seiner Entschuldigung anführt, so hat doch anderseits das Bestreben, in allen Punkten möglichst ausführlich zu werden, ihn öfter zur Weitschweifigkeit verführt; namentlich da, wo er Spartas Verhältnisse zu den auswärtigen Staaten schildert. Er verbreitet sich z. B. ausführlich über die innere Geschichte von Messenien, Argos, Böotien und Ätolien, selbst die Geschichte kleinerer Staaten bleibt nicht unberührt. Vermag man jedoch hier noch die Nützlichkeit seiner Bemühungen anzuerkennen, die darin besteht, daß wir zum erstenmal eine ausführlichere Darstellung der noch so wenig berücksichtigten Verfassung dieser Gemeinden erhalten, so ist doch nicht einzusehen, wie sich die ausführliche Darstellung des Zustandes des athenischen Staates zur Zeit des peloponnesischen Krieges, und vor allem die mit viel Auf-

Punkte der Geschichte, wie hier, gaben Manso häufig Anlaß zu kleineren historischen Aufsätzen. Das Stillschweigen Herodots erklärt er aus der noch zu geringen Bedeutung Roms in damaliger Zeit und aus der Eifersucht Karthagos, das jedem Fremden den Einblick in die inneren Verhältnisse des Staates verwehrte.

Deutlicher weisen auf die Geschichte Spartas die folgenden Aufsätze hin, welche sämtlich zunächst als selbständige Programme erschienen, und dann als Beilagen in dem vollendeten Werke wieder abgedruckt sind: „Über die atheniensischen Demagogen", 1794, ein Thema, das Manso sehr ausführlich behandelt hat, ferner die wichtige Abhandlung „Über die Quellen, aus denen die Kenntnis der lykurgischen Verfassung geschöpft werden muß", 1798, und endlich jene „Über die Begründung der Demokratie in den griechischen Staaten".

Die kritische Untersuchung der Quellen ward für Manso um so mehr zur Pflicht, als er sich, wie aus einer Bemerkung des Vorberichts zum 2. Bande hervorgeht, anheischig macht, „die Untersuchung über Sparta womöglich zu beenden" und die Mängel, die seinen Vorgängern nach seiner Meinung anhaften, zu beseitigen und so eine in allen Teilen erschöpfende Geschichte dieses Staates zu liefern. Bisher waren immer Gesamtdarstellungen der Geschichte Griechenlands erschienen, und zwar von Ausländern, die aber in der Tat vieles zu wünschen übrig lassen. Manso war mit Heyne der Ansicht, daß eine umfassende Geschichte Griechenlands nicht gelingen könne, bevor nicht die Geschichte der Einzelstaaten kritisch und in steter Beziehung auf die Gesamtheit erörtert worden sei. Die „Geschichte des alten Griechenland" von dem Engländer Gillies (1787) und das gleichnamige Werk von Mitford, 1800, sind ganz lesbare Übersichten auf Grund der vorhandenen Reste antiker Schriftsteller, aber von einer einschneidenden Kritik dieser Quellen ist wenig die Rede. Ähnlich steht es mit der „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce", 1788, des Franzosen Jean Jacques Barthélemy, die trotz mancher nicht unbedeutenden Ergebnisse doch nur für einen fesselnd geschriebenen geschichtlichen Roman gelten kann. Wichtiger sind die „Recherches philosophiques" von de Pauw, die bereits bewußte Anwendung der Grundsätze der Kritik zeigen und auf manches

noch zu lösende Problem hinweisen. Manso hat eine Reihe der hier gegebenen Winke benutzt. Ihn leitete auch die richtige Einsicht, daß zu einer vollständigen Geschichte eines Volkes nicht bloß die Darstellung der inneren und äußeren Politik, sondern auch sein ganzes Kultur- und Geistesleben gehöre. Mehr als dies bisher geschehen war, hat er daher das weite Gebiet der griechischen Altertümer zur Untersuchung herangezogen, wobei ihm die Sammlungen der alten Philologen, wie die eines Cragius und Meursius gute Dienste leisteten. Und wenn ihm auch sein Vorhaben nicht immer geglückt ist, so ist doch seine Geschichte Spartas immerhin ein beachtenswerter Versuch, das gesamte spartanische Volksleben in allen seinen Tiefen zu erfassen; die zahlreichen Einzeluntersuchungen beweisen es. Er konnte sie entweder als selbständiges Werk erscheinen lassen oder in den Text aufnehmen. Im ersten Falle aber hätte er zu häufig auf die Darstellung zurückgreifen und sich wiederholen müssen, im zweiten wäre der geschichtliche Zusammenhang zu sehr gestört worden. Er zog es daher vor, sie als Beilagen zum 1. und zum 3. und 4. Bande erscheinen zu lassen, so daß das Ganze auf fünf starke Bände anwuchs.

Auch so ist es ihm nicht immer gelungen, die Erzählung in ununterbrochenem Fluß zu erhalten. Wenn wir ihm auch den Umstand zugute halten, daß bei der Menge der Probleme, die noch der Lösung harrten, kritische Untersuchung und historische Darstellung fortwährend ineinander übergehen mußten, eine Tatsache, die er selbst zu seiner Entschuldigung anführt, so hat doch anderseits das Bestreben, in allen Punkten möglichst ausführlich zu werden, ihn öfter zur Weitschweifigkeit verführt; namentlich da, wo er Spartas Verhältnisse zu den auswärtigen Staaten schildert. Er verbreitet sich z. B. ausführlich über die innere Geschichte von Messenien, Argos, Böotien und Ätolien, selbst die Geschichte kleinerer Staaten bleibt nicht unberührt. Vermag man jedoch hier noch die Nützlichkeit seiner Bemühungen anzuerkennen, die darin besteht, daß wir zum erstenmal eine ausführlichere Darstellung der noch so wenig berücksichtigten Verfassung dieser Gemeinden erhalten, so ist doch nicht einzusehen, wie sich die ausführliche Darstellung des Zustandes des athenischen Staates zur Zeit des peloponnesischen Krieges, und vor allem die mit viel Auf-

wand unternommene Schilderung des Zuges nach Sizilien in den ursprünglichen Plan einfügen soll. In gleicher Weise werden auch die persischen Verhältnisse erörtert. Größere Kürze und Gedrängtheit würde dem Werke entschieden zum Vorteil gereicht haben. Er hat das, was er einem glücklichen Nachfolger überlassen wollte, nämlich die Geschichte des gesamten Griechenlands zu schreiben, beinahe selbst geleistet. Denn es hätte hierzu, wie er hinterher selbst gestand, nur noch eines starken Bandes bedurft, eine gänzlich veränderte Anordnung des Stoffes natürlich vorausgesetzt. Am Schlusse größerer Abschnitte liebt es Manso, das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen und die gewonnenen Ergebnisse genauer zu kennzeichnen. Will man auch zugeben, daß solche Rückblicke zur bequemeren Übersicht dem Leser ganz willkommen sein können, so bleibt es doch wahr, daß sie bei streng sachlicher Darstellung ebensogut überflüssig sind. Und bei der Stetigkeit, mit der sie wiederkehren, müssen sie unbedingt schleppend wirken. Gerade der Umstand, daß Manso sie so häufig zu geben für nötig findet, spricht für die Richtigkeit unserer obigen Behauptung.

Diese Schattenseiten werden aufgewogen durch die besonnene Kritik und den ruhigen Geist, der nie die Herrschaft über das so weit verstreute und oft recht trockene Material verliert, sowie durch die einfache dem Zwecke angemessene Sprache. Im übrigen aber hat Manso der Darstellung nicht jenes glänzende Kolorit geben können, das er eigentlich beabsichtigte, und das seine sonstigen Prosaschriften so vorzüglich auszeichnet. Was er eingangs Seite 7 versprochen, nämlich „ohne Haß und ohne Liebe, ohne Wortaufwand und Redeprunk“ die Geschichte Spartas zu schreiben, das hat er gehalten; und er fügt hinzu: „Seine Kriege und kriegerischen Großtaten werden mich oft beschäftigen, aber nie so sehr, daß ich seine Verfassung und ihre Umbildung vergesse; seine Verhältnisse zum Auslande oft und fleißig von mir entwickelt werden, ohne die unter den verschiedenen Klassen seiner Einwohner bestehenden Gegensätze und Verhältnisse zu vernachlässigen; seine Wirkungen in der Ferne oft ein Gegenstand meiner Betrachtung sein, aber nicht weniger oft die Stürme, die sein Inneres aufregten und erschütterten.“ Mit andern Worten ge-

sprochen, — Manso will pragmatische Geschichte schreiben, d. h. die Begebenheiten in ihren Ursachen und Wirkungen zu erfassen suchen, ohne sonstige Rücksichten einfließen zu lassen. Dies und der ganze Stil seiner Darstellung verrät uns seine Vorbilder — Thucydides und Tacitus. Namentlich des letzteren Art der Geschichtschreibung hat er sorgfältig belauscht, darauf weist schon das „sine ira et studio" im Beginne hin. Taciteisch sind vor allem die Anfänge, oft auch ganze Schilderungen, wie z. B. jene des athenischen Volksgeistes. Und wie Tacitus bei ernsten Begebenheiten einen feierlichen Ton anschlägt, so auch Manso. Solchen Anlaß boten ihm die messenischen Kriege, deren zum Teil mythische Vorgänge ihn zu malerischer Schilderung hinreißen. Aristomenes wird zum ritterlichen Helden. Nicht minder vermag ihn die edle Tat des Königs Leonidas und seiner Getreuen zur Begeisterung zu entflammen. Und wiederum gegen Ende der Geschichte Spartas ist die Erzählung des tragischen Schicksals des Königs Kleomenes und seines jungen Nachfolgers Agis III. sowie ihrer edlen Frauen auf diesen erhabenen Ton gestimmt.

So viel über Anlage und Art der Darstellung. Eine Besprechung des Inhalts kann selbstverständlich nur in dem Maße geschehen, daß wir die wichtigsten Punkte herausgreifen, um Mansos eigentümliche Ansicht der Verhältnisse darzulegen. Der erste Band reicht von der Urzeit bis zum peloponnesischen Kriege. Den Anfang macht Manso mit einer kurzen Schilderung der Beschaffenheit des Landes (die ausführliche geographische Beschreibung verweist er in die Beilage) und mit einer Charakteristik des Volkes in Umrissen, in der die bemerkenswerten Sätze stehen: „Die Spartaner sind die einzige Nation der Erde, welche Freiheit und Gleichheit nicht bloß dem Namen nach gekannt, sondern wirklich besessen hat," und „ihnen allein hat die Ausbildung der Menschheit nichts und das Vaterland und dessen Herrlichkeit alles gegolten". Die Darstellung der Urzeit erfolgt an der Hand der gewöhnlichen Sagen und hat daher zu keinen neuen positiven Ergebnissen geführt. Der Verfasser nimmt eine karisch-lelegische Urbevölkerung an, leistet aber auf bestimmte Angaben bezüglich ihrer Herkunft Verzicht. Es folgt sodann eine Übersicht über die Kultur zur Zeit der Anaktenstaaten und die sagenhafte Ge-

schichte bis zur dorischen Wanderung, und diese selbst nach den landläufigen Angaben. Die glänzende Epoche der mykenischen Kultur wird von ihm nur gestreift; unmöglich konnte er auch ihre volle Bedeutung erkennen, ist es doch uns selbst erst jetzt auf Grund der gemachten Ausgrabungen möglich, sie in ihrer ganzen Großartigkeit zu erfassen. Über die Zeit von der dorischen Wanderung bis zum Auftreten Lykurgs dürfen wir hinwegeilen, da Manso von den üblichen Darstellungen nicht abweicht und gehen sogleich zur Schilderung der lykurgischen Verfassung über, die naturgemäß als Grundlage des gesamten lacedämonischen Staatslebens seinen Blick besonders festhielt.

Den Gesetzgeber selbst nimmt er, obwohl ihm die Widersprüche der Quellen untereinander nicht verborgen sind, doch mit Plutarch und Strabo als historisch verbürgt an, ebenso seine Reisen nach Kreta und Kleinasien; aber die Frage, ob derselbe seine Gesetzgebung von andern Völkern, etwa den Kretern, entlehnt habe, läßt er unentschieden. Lykurg selbst wird weniger ein Neuerer als vielmehr ein Erneuerer alter Einrichtungen genannt, und die gesamte Verfassung unter ihm als ein ganz natürliches und notwendiges Produkt jener kriegeri- Zeiten des 8. Jahrhunderts hingestellt. Er betrachtet sie unter drei Gesichtspunkten: Einsetzung und Begrenzung der Staatsgewalten, Ordnung der Besitzverhältnisse und Erziehung des Volkes. Die Bestimmung der Wirkungskreise der Regierungsorgane konnte ihm, da die Quellen hier ziemlich klar sind, keine große Schwierigkeiten machen. Merkwürdig, aber infolge seiner Auffassung der Verhältnisse als Erneuerung alter Einrichtungen verständlich ist die Tatsache, daß er die Beschränkung des Königs durch die Gerusia eine Zurückführung des Königstums auf seine Machtbefugnisse zur Zeit des trojanischen Krieges nennt. Eine ähnliche Stellung Agamemnons zu seinen Griechen sucht er aus Homer nachzuweisen. Die drei Gewalten des Königs als Berater, oberster Priester und unumschränkter Heerführer im Kriege sieht er immer noch als groß genug an, um ihm ein bedeutendes Gewicht im Staate zu verleihen. In der letztern erblickt er mit Recht einen Ansporn für die Könige zu bereitwilliger Kriegführung. Das Doppelkönigtum erklärt er, der gewöhnlichen Annahme folgend, aus der Teilung der

Herrschaft unter die Zwillingssöhne des Aristodemus, Procles und Eurysthenes, ebenso sind die Angaben über die Gerusia und die Volksversammlung die uns geläufigen, wie sie den gerade über diese Punkte klaren Berichten der Qullen entstammen.

Größere Schwierigkeit machte die Auseinandersetzung der ziemlich verwickelten Besitzverhältnisse, wie sie Lykurg geschaffen haben soll. Infolge der Dunkelheit der diesbezüglichen Quellen ist der Historiker vielfach auf Kombinationen angewiesen. Manso faßt die uns überlieferte Teilung ebenfalls als eine Auffrischung von etwas früher sowohl vor wie nach der dorischen Wanderung schon vorhanden gewesenem und von allen Doriern gekannten auf, das nur durch die Habgier einiger weniger und die Mißachtung des Althergebrachten außer Übung gekommen sei. Daraus erklärt er dann die bereitwillige Zustimmung der Spartiaten zu der neuen Teilung. Eine völlig gleiche Güterverteilung wird von ihm nicht behauptet, vielmehr als unmöglich bezeichnet, einmal, weil man die Meßkunst noch nicht besessen habe und zweitens, weil der Boden doch nicht gleich fruchtbar gewesen sei. Auf völlige Gleichheit kam es nach seiner Meinung nicht so sehr an, vielmehr darauf, daß der Staat in einer bestimmten Anzahl Güterbesitzer erhalten blieb, ein Zweck, der bis auf Lysanders Zeiten auch erreicht worden sei. Die Sicherung dieses Zustandes ward, wie er in der neunten Beilage des weiteren zu zeigen sich bemüht, durch die bekannten fünf Gesetze über den Gelderwerb, die Vererbung der Güter und die Verheiratung der Mädchen erzielt. Diese bei Plutarch und Aristoteles überlieferten Bestimmungen, nimmt er, obwohl es an der nötigen Deutlichkeit mitunter mangelt, als durchaus dem Geiste der lykurgischen Gesetzgebung entsprechend und demgemäß als historisch verbürgt an. Es entsteht nun die Frage, ob es möglich gewesen sei, noch andern erwachsenen und verheirateten Söhnen sowie deren Familien ein Unterkommen zu bieten. Um diese lösen zu können ist Manso lediglich auf Vermutungen angewiesen, und er meint, Lykurg habe gewisse Felder vorher abgesondert und ihren Ertrag zur Beihilfe und zur Unterstützung der überzähligen Familien bestimmt; oder er nimmt an, daß ein Teil der Abgaben, welche die Periöken an den Staat zu zahlen

[illegible] worden sei. Aber er sieht
[illegible] dieser Vermutungen selbst ein,
[illegible] dafür findet und sucht noch
[illegible] Dieses findet er schließ-
[illegible] das immer richtig bestehende
[illegible] weiblichen Geschlechte von
[illegible] habe. Indem zahlreiche Fa-
[illegible] andere wieder nur eine Tochter
[illegible] sei es möglich gewesen, Güterlose,
[illegible] Erbtöchtergesetze, wonach eine solche
[illegible] Bewerber habe heiraten dürfen,
[illegible] hätten auch die vielen Kriege Über-
[illegible] schon daraus hervorgehe, daß
[illegible] darüber finde. Diese Auffassung
[illegible] eine große Wahrscheinlichkeit für
[illegible] Forschung sieht sich zu solchen Aus-
[illegible]

[illegible] Bewohner in drei Klassen, Spartiaten,
[illegible] er zwar als etwas der Sitte des
[illegible] sehr Natürliches und bei einem sieg-
[illegible] Selbstverständliches, aber er verurteilt sie als
[illegible] die Knechtung und grausame Behandlung
[illegible] Schlag gegen das allgemeine Menschentum.
[illegible] daß Lykurg indirekt zu einer solchen
[illegible] worden sei, um die Zustimmung der
[illegible] gewissen Ersatz für die Aufopferung man-
[illegible] hatten, zu seinen Reformen zu erlangen.
[illegible] Gesamtdarstellung wird die lykurgische Gesetz-
[illegible] mit den Worten gekennzeichnet (Bd. I,
[illegible] die Spartaner war sie, ursprünglich
[illegible] Demokratie, in bezug auf die Periöken
[illegible] und in bezug auf die Heloten der
[illegible] furchtbarsten Gewalt. Und an einer
[illegible] heißt es darüber: „In der Tat kann der
[illegible] keine schädlichern Wirkungen hervor-
[illegible] aus dem Schoße demokratischer Gleich-
[illegible] Mögen die Periöken arbeiten und
[illegible] dulden und bluten, die zärtlichen Bande
[illegible] und Leben und Sitten rauh und

und unfreundlich werden, das alles ist unbedeutend, wenn Sparta wächst und gedeiht, oder, was gleichviel sagt, wenn die kleine Zahl seiner Bürger, die sich vorzugsweise das Volk und den Staat nennt, einer ruhigen Unabhängigkeit und Muße genießt." Die Gesetze über die Fremden, das Verbot des Geldes, der Schauspiele, überhaupt jeglicher Kunst und Gelehrsamkeit rühren nach seiner Überzeugung nicht von Lykurg her, die in Betracht kommenden Stellen bei Plutarch über diese Dinge erklärt er für untergeschoben. Viel einfacher will er das Ausbleiben der Fremden, das Aufhören von Kunst und Wissenschaft als eine Folge der rauhen Erziehung und Lebensweise ansehen.

Wir kommen damit zum dritten Punkte der lykurgischen Gesetzgebung. Auch die Erziehung sieht Manso als eine notwendige Erscheinung der Zeit an, deren Geist Lykurg sozusagen huldigen mußte. Das Zeitalter, sagt er, war ein durchaus kriegerisches, die Eroberung Lakonikas noch so wenig fest gegründet, daß es vor allem darauf ankam, ein in Waffen geübtes Volk zu erziehen. Daneben fand nur noch der wackere Bürger Anklang. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erklären sich die strengen Verordnungen über Nahrung und Kleidung von selbst; Mäßigkeit gebot übrigens das schon von der Natur karg ausgestattete Land. Das heroische Zeitalter läßt auch die starken Eingriffe des Staates in das Privatleben begreiflich erscheinen, es galt eben nur, aus ihm eine einzige große Familie zu machen. Aber während Manso Lykurg auf diese Weise vor direkten Vorwürfen zu schützen sucht, kann er doch anderseits sich nicht verbergen, daß die Kälte, mit der die Erziehung des Geistes, die Ausbildung edler Empfindungen behandelt wurden, eine Versündigung an der Menschheit war, zumal er gestehen muß, daß Athen bei der entgegengesetzten Einrichtung seines Staatswesens dennoch Glänzendes geleistet habe. In seinem Gesamturteil über Lykurgs Werk drückt er sich daher folgendermaßen aus: „Die Gesetzgebung Lykurgs enthält vielleicht die Summe aller politischen Weisheit, die sich ein einsichtsvoller und vielgereister Mann in jenen Tagen bilden konnte. Aber diese Summe war klein; und so erscheint das Werk dieses Mannes als ein Versuch, der den Stempel der Einfalt und Unvollkommenheit an sich trägt und tragen muß,

gehabt hätten, dazu verwendet worden sei. Aber er sieht schließlich die Unsicherheit dieser Vermutungen selbst ein, da sich in den Alten kein Anhalt dafür findet und sucht noch nach einem andern Auskunftsmittel. Dieses findet er schließlich in der Natur selbst, die durch das immer richtig bestehende Verhältnis des männlichen zum weiblichen Geschlechte von selbst einen Ausgleich geschaffen habe. Indem zahlreiche Familien kinderlos geblieben seien, andere wieder nur eine Tochter zur Erbin gehabt hätten, sei es möglich gewesen, Güterlose, infolge der herrschenden Erbfolgegesetze, wonach eine solche Tochter nur einen unbegüterten Bewerber habe heiraten dürfen, unterzubringen. Endlich hätten auch die vielen Kriege Übervölkerung verhindert, wie schon daraus hervorgehe, daß nirgends sich eine Klage darüber finde. Diese Auffassung Mansos hat zum mindesten eine große Wahrscheinlichkeit für sich; auch die neuere Forschung sieht sich zu solchen Ausflüchten gezwungen.

Die Scheidung der Bewohner in drei Klassen, Spartiaten, Periöken, Heloten, erklärt er zwar als etwas der Sitte des kriegerischen Zeitalters sehr Natürliches und bei einem siegreichen Volke auch Verständliches, aber er verurteilt sie als ungerecht, und nennt die Knechtung und grausame Behandlung der Heloten einen Schlag gegen das allgemeine Menschentum. Er ist auch der Ansicht, daß Lykurg indirekt zu einer solchen Scheidung gezwungen worden sei, um die Zustimmung der Spartiaten, die einen gewissen Ersatz für die Aufopferung mancher Vorteile verlangt hätten, zu seinen Reformen zu erlangen. Hinsichtlich der Dreiklassenteilung wird die lykurgische Gesetzgebung sehr treffend mit den Worten gekennzeichnet (Bd. I, S. 185): In bezug auf die Spartaner war sie, ursprünglich wenigstens, die reinste Demokratie, in bezug auf die Periöken eine strenge Aristokratie, und in bezug auf die Heloten der Despotismus in seiner furchtbarsten Gewalt. Und an einer andern Stelle, I, 184, heißt es darüber: „In der Tat kann der monarchische Egoismus keine schädlichern Wirkungen hervorbringen, als wir hier aus dem Schoße demokratischer Gleichheit entspringen sehen. Mögen die Periöken arbeiten und dienen, die Heloten dulden und bluten, die zärtlichen Bande der Gesellschaft erschlaffen und Leben und Sitten rauh und

und unfreundlich werden, das alles ist unbedeutend, wenn Sparta wächst und gedeiht, oder, was gleichviel sagt, wenn die kleine Zahl seiner Bürger, die sich vorzugsweise das Volk und den Staat nennt, einer ruhigen Unabhängigkeit und Muße genießt." Die Gesetze über die Fremden, das Verbot des Geldes, der Schauspiele, überhaupt jeglicher Kunst und Gelehrsamkeit rühren nach seiner Überzeugung nicht von Lykurg her, die in Betracht kommenden Stellen bei Plutarch über diese Dinge erklärt er für untergeschoben. Viel einfacher will er das Ausbleiben der Fremden, das Aufhören von Kunst und Wissenschaft als eine Folge der rauhen Erziehung und Lebensweise ansehen.

Wir kommen damit zum dritten Punkte der lykurgischen Gesetzgebung. Auch die Erziehung sieht Manso als eine notwendige Erscheinung der Zeit an, deren Geist Lykurg sozusagen huldigen mußte. Das Zeitalter, sagt er, war ein durchaus kriegerisches, die Eroberung Lakonikas noch so wenig fest gegründet, daß es vor allem darauf ankam, ein in Waffen geübtes Volk zu erziehen. Daneben fand nur noch der wackere Bürger Anklang. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erklären sich die strengen Verordnungen über Nahrung und Kleidung von selbst; Mäßigkeit gebot übrigens das schon von der Natur karg ausgestattete Land. Das heroische Zeitalter läßt auch die starken Eingriffe des Staates in das Privatleben begreiflich erscheinen, es galt eben nur, aus ihm eine einzige große Familie zu machen. Aber während Manso Lykurg auf diese Weise vor direkten Vorwürfen zu schützen sucht, kann er doch anderseits sich nicht verbergen, daß die Kälte, mit der die Erziehung des Geistes, die Ausbildung edler Empfindungen behandelt wurden, eine Versündigung an der Menschheit war, zumal er gestehen muß, daß Athen bei der entgegengesetzten Einrichtung seines Staatswesens dennoch Glänzendes geleistet habe. In seinem Gesamturteil über Lykurgs Werk drückt er sich daher folgendermaßen aus: „Die Gesetzgebung Lykurgs enthält vielleicht die Summe aller politischen Weisheit, die sich ein einsichtsvoller und vielgereister Mann in jenen Tagen bilden konnte. Aber diese Summe war klein; und so erscheint das Werk dieses Mannes als ein Versuch, der den Stempel der Einfalt und Unvollkommenheit an sich trägt und tragen muß,

weil die Zeit, in der er lebte, keinen bessern und edlern aufzudrücken erlaubte[1]." Aber einen Vorwurf kann auch er Lykurg nicht ersparen, nämlich den, daß er seiner Verfassung Dauer zu geben versucht und somit eine fortschreitende Entwicklung verhindert habe. Und wie er die Sache ansieht, trug dies Werk den Keim des Verfalls von vornherein in sich. „Ein Volk, das so kriegerisch erzogen war, mußte natürlich darauf denken, diese seine Stärke in den Waffen zu erproben. Es versuchte sich in Kriegen mit den Nachbarn, eroberte und bereicherte sich. Der Reichtum aber hatte Luxus und Wohlleben im Gefolge; die Gleichheit und Einfachheit hörte von der Zeit an auf, und die Verfassung erlitt auf diese Weise den empfindlichsten Stoß." Wir werden auf diese seine Ansicht über die Ursachen des Verfalls noch zurückkommen. Die Einführung des Ephorats erscheint ihm, das wollen wir hier gleich anfügen, nicht als ein wesentliches Anzeichen des Abgehens von der ursprünglichen Bahn. Und doch ist es unzweifelhaft, daß gerade die spätere Anhäufung der politischen Macht und des Reichtums in der Hand der Ephorenfamilien und ihres begünstigten Anhangs mit zum Untergange des Staates beigetragen hat.

Das 2. Buch des ersten Bandes enthält die äußere Geschichte Spartas bis zum peloponnesischen Kriege, seine Teilnahme am Kampfe gegen die Perser usw. Wir können über diese Aufzählung und Schilderung von Kriegszügen und Schlachten hinweggehen und kommen zu Mansos Darstellung des zweiten wichtigen Punktes der Geschichte Spartas, seinem Verhältnis zu Athen, in der Hauptsache der Inhalt des zweiten Bandes.

Den einen großen Gegensatz zwischen den beiden Staaten, nämlich den der Verfassung, hat uns Manso deutlich zur Anschauung gebracht, indem er zeigt, wie derselbe bereits in den Perserkriegen an verschiedenen Symptomen zutage trat und sich nach Beendigung derselben durch die Gründung des athe-

---

[1]) Die neuere Forschung urteilt ähnlich nur im einzelnen finden sich bezüglich der Angabe der Agrarverhältnisse und der Person des Gesetzgebers selbst kleine Abweichungen. Über den Stand der neuesten Forschung unterrichtet ein Artikel in Sybels histor. Zeitschrift Bd. 96, Jahrg. 1906 v. C. Joh. Neumann: „Entstehung des spartiatischen Staates in der lykurg. Verfassung".

nischen Seebundes bedeutend verschärfen mußte. Wir sehen die wachsende Eifersucht Spartas auf die Macht des Nachbarstaates und die stolze Anmaßung Athens, sehen, wie in der Parteinahme beider Staaten an den Reibereien der kleineren peloponnesischen Gemeinden die von Athen geförderte demokratische Bewegung auf dem Peloponnes, der eigentlichen Machtsphäre Spartas, um sich griff, bis endlich ein äußerlicher Anlaß, die Verhältnisse Korzyras, die Feindseligkeiten zum Ausbruch brachte. Nur angedeutet wird der zweite, der wirtschaftliche Gegensatz, obwohl er in vieler Beziehung die hauptsächlichste Veranlassung zum Zusammenstoß ward, ja ihn unvermeidlich machte. Spartas Stärke beruhte auf dem Ackerbau, die Athens dagegen auf dem Handel und der Industrie. Letzteres konnte wohl den Peloponnes entbehren, weil es von Ägypten und dem Pontus Getreide genug bezog, um Attica mit der nötigen Zufuhr zu versorgen. Sparta dagegen und die Agrarstaaten unter seiner Hegemonie waren meist auf die Märkte Atticas angewiesen, und jemehr nun Athen Sparta beiseite zu schieben suchte, und je mehr es Staaten in seinen Bund hineinzog, um so mehr mußte dies auf die innere Lage des Peloponnes zurückwirken und sie bedrohen. Dieser Umstand, der von den Historikern neuerdings stark betont wird, verschärfte begreiflicherweise die Situation bedenklich. Die eigentliche Schuld am Kriege aber mißt Manso Sparta bei, da es allzu voreilig losgeschlagen habe, anstatt noch zuletzt den Weg der Vermittlung und aufrichtiger Verhandlungen zu suchen. Bevor er zur Schilderung der kriegerischen Ereignisse übergeht, hält er Musterung über die Machtmittel beider Parteien. Er findet sie annähernd gleich; denn die Seemacht Athens sei durch die größere Landmacht Spartas wieder aufgewogen worden. Die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges lag nach seiner Ansicht, wenigstens nach den Vorgängen auf Sphakteria, auf seiten der Athener; aber die von einem politisch unfähigen Demagogentum geführte radikale Demokratie, welche sich mit einem Teilerfolge nicht habe begnügen wollen, habe einen günstigen Ausgang vereitelt[1]). Die Ursache von Athens Fall wird

[1]) Die schädlichen Einflüsse des Demagogentums hat Manso in jener zunächst als Programm 1794 erschienenen dann in den Beilagen Nr. 14 wieder

mehr den äußeren Umständen wie der Pest, dem Eingreifen des Perserkönigs zugunsten Spartas usw. zugeschrieben. Dem mißglückten Zug nach Sizilien mißt er bei weitem nicht die Bedeutung bei, die er doch in letzter Linie für Athens Fall hatte. Er behauptet, daß letzteres durch ihn durchaus nicht so geschwächt worden sei, wie man allgemein annehme, habe es doch nachher fast ebenso mächtig dagestanden, wie bei Beginn des Feldzuges. Die sizilische Expedition sei höchstens gewagt, aber nicht tollkühn zu nennen, und über Athens Machtmittel sei sie keineswegs hinausgegangen. Wir müssen dieser Auffassung entschieden widersprechen; denn in Wirklichkeit hatte dieser attische Staat eine ganz erhebliche Einbuße an Kraft erlitten, die, wenn sie auch nicht sogleich in vollem Umfange sich geltend machte, dennoch in ihren Folgen später zutage trat. Der Zug war nichts weniger als der gesamte Einsatz von Kraft auf eine einzige Karte.

Der dritte Band, welcher vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zum Tode des Prokliden Agesilaos reicht, schildert den zunehmenden Verfall Spartas und die endliche Auflösung des Staates. Als Hauptursache sieht Manso, wie wir schon andeuteten, den überhand nehmenden Reichtum an, dessen unheilvolle Wirkungen er an einer Reihe von Merkmalen, vor allem der Verweichlichung der Bürger und dem Nachlassen der kriegerischen Tüchtigkeit vor Augen führt. Nach außen tritt diese Schwäche seiner Ansicht nach besonders in dem allmählichen Verlust der Hegemonie im Peloponnes zutage. Mit besonderer Liebe verweilt er daher bei dem Reformversuch der Könige Agis IV. und Kleomenes III., die uns als echt ritterliche Heldengestalten in verklärtem Glanz entgegentreten. Manso stellt die Behauptung auf, daß, wenn die Reformen gelungen wären, Sparta vielleicht noch auf lange Zeit die Kraft gehabt hätte, als selbständiger Staat aufzutreten, wenn nicht den Peloponnes wieder unter seiner Führung zu vereinen. Aber es ist nicht recht ersichtlich, wie eine solche Erhebung damals hätte noch zustande kommen können. Der Versuch scheiterte gerade deshalb, weil die alte Verfassung sich vollständig über-

---

abgedruckten und von uns schon erwähnten Abhandlung über die atheniensischen Demagogen näher geschildert.

lebt hatte. Der Zeitgeist war zu mächtig vorwärts geschritten, die Gesetzgebung aber hatte mit ihm nicht gleichen Schritt gehalten. Die beiden Könige waren töricht genug zu glauben, daß mit der Zurückrufung der alten Gesetze auch die alte Sitte und Macht wiederkehren werde.

Die wechselnden Schicksale des einst so glanzvollen Staates verfolgt der Verfasser bis tief herab in die Zeiten der römischen Republik, ja er geht der Spur des Spartanervolkes sogar bis in die Neuzeit nach. In einer Beilage Nr. 17 zum dritten Bande nimmt er noch Stellung zu der vielumstrittenen Frage, ob die heute an den Küsten Lakonikas wohnenden Mainotten die Abkömmlinge jener berühmten Spartiaten seien. Wie schon de Pauw verneint er dieselbe auf Grund einer sorgfältigen Vergleichung der geographischen Berichte der Alten, namentlich des Pausanias mit einer Reihe deutscher und englischer Reisebeschreibungen. Wir sind heute über diesen Gegenstand genauer unterrichtet. J. Ph. Fallmerayer hat in seiner Geschichte von Morea im Mittelalter, 1. Teil, Stuttgart 1830, nachgewiesen, daß im Mittelalter gerade in die genannte Gegend große Massen Slawen einwanderten und die noch etwa vorhandenen Reste alten Griechentums absorbierten. In der Abhandlung „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen und der Landschaft Attika“, 1835, S. 71 ff., hat F. seine Angaben mit Hilfe des sprachlichen Materials, namentlich der Ortsnamen, näher begründet[1]).

Im zweiten Teile des dritten Bandes gibt Manso eine chronologische Übersicht der Ereignisse, die beinahe selbst wieder für ein eignes Werk gelten könnte. Denn wenn er sich dabei auch auf mehrere Vorgänger, unter denen die Arbeiten Frankes, Gatterers und des Engländers Dodwell die bedeutendsten sind, stützen konnte, so hat er doch zahlreiche Begebenheiten erst einordnen und auf Grund mühsamer Forschungen in den alten Schriftstellern erst den Beweis für die Richtigkeit seines Verfahrens erbringen müssen. An diese Übersicht schließt sich ein Sach- und Personenregister an mit einer kurzen Angabe der Lebensumstände der politisch hervorgetretenen Männer.

---

[1]) S. auch den Aufsatz „über die Mainotten“ im Novemberheft der Zeitschrift Minerva 1834.

mehr den äußeren Umständen wie der Pest, dem Eingreifen des Perserkönigs zugunsten Spartas usw. zugeschrieben. Dem mißglückten Zug nach Sizilien mißt er bei weitem nicht die Bedeutung bei, die er doch in letzter Linie für Athens Fall hatte. Er behauptet, daß letzteres durch ihn durchaus nicht so geschwächt worden sei, wie man allgemein annehme, habe es doch nachher fast ebenso mächtig dagestanden, wie bei Beginn des Feldzuges. Die sizilische Expedition sei höchstens gewagt, aber nicht tollkühn zu nennen, und über Athens Machtmittel sei sie keineswegs hinausgegangen. Wir müssen dieser Auffassung entschieden widersprechen; denn in Wirklichkeit hatte dieser attische Staat eine ganz erhebliche Einbuße an Kraft erlitten, die, wenn sie auch nicht sogleich in vollem Umfange sich geltend machte, dennoch in ihren Folgen später zutage trat. Der Zug war nichts weniger als der gesamte Einsatz von Kraft auf eine einzige Karte.

Der dritte Band, welcher vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zum Tode des Prokliden Agesilaos reicht, schildert den zunehmenden Verfall Spartas und die endliche Auflösung des Staates. Als Hauptursache sieht Manso, wie wir schon andeuteten, den überhand nehmenden Reichtum an, dessen unheilvolle Wirkungen er an einer Reihe von Merkmalen, vor allem der Verweichlichung der Bürger und dem Nachlassen der kriegerischen Tüchtigkeit vor Augen führt. Nach außen tritt diese Schwäche seiner Ansicht nach besonders in dem allmählichen Verlust der Hegemonie im Peloponnes zutage. Mit besonderer Liebe verweilt er daher bei dem Reformversuch der Könige Agis IV. und Kleomenes III., die uns als echt ritterliche Heldengestalten in verklärtem Glanz ent[illegible]treten. Manso stellt die Behauptung auf, daß, wenn die [illegible] ge-lungen wären, Sparta vielleicht noch [illegible] lange [illegible] Kraft gehabt hätte, als selbständiger Staat [illegible]zutr[illegible] nicht den Peloponnes wieder unter seiner [illegible] [illegible]. es ist nicht recht ersichtlich, wie ei[illegible] hätte noch zustande kommen kön[illegible] gerade deshalb, weil die alte Ver[illegible]

---

abgedruckten und von [illegible] schon erwäh[illegible] Demagogen näher geschildert.

[illegible] hatte. Der [illegible] war zu mächtig [illegible]
die Gesetzgebung aber hatte mit ihm nicht
[illegible]. Die beiden Könige waren töricht [illegible]
[illegible] der Zurückrufung der alten Ges[illegible]
und Macht wiederkehren werde.

Die wechselnden Schicksale des [illegible]
verfolgt der Verfasser bis tief her[illegible]
Republik, ja er geht der Spur des [illegible]
die Neuzeit nach. In einer Be[illegible]
nimmt er noch Stellung zu [illegible]
heute an den Küsten Lakon[illegible]
kömmlinge jener berühm[illegible]
Pauw verneint er diese [illegible]
gleichung der geograph[illegible]
des Pausanias mit einer [illegible]
beschreibungen. W[illegible]
nauer unterrichte[illegible]
von Morea im Mi[illegible]
daß im Mittelalter [illegible]
Slawen einwander[illegible]
alten Griechen[illegible]
Einfluß hatte [illegible]
auf das Schicks[illegible]
1835, S. 71 [illegible]
Materials, [illegible]

Im zweiten [illegible]
nologische [illegible]
für ein [illegible]
auch auf [illegible]
Gatterers [illegible]
[illegible]

[illegible] jener
Brief-
Senats
[illegible]einen
[illegible] weit
wirk-
[illegible]iefen
[illegible]r Be-
[illegible]mys
[illegible]fluß
[illegible]chst
[illegible]äch-
[illegible]und-
[illegible] und
[illegible]rung
[illegible]eiten.
Fest-
[illegible] Ein-
Hofe
[illegible]Werken
[illegible]m sein
andern
[illegible]e Timon,
[illegible]schaftliche
[illegible]en Beschluß
[illegible]ptens zu den
[illegible]efe im 1. und
also noch vor
[illegible]as, deren letzter
[illegible]erkes waren die
[illegible]schles. Prov.-Bl.
in eine schwere
[illegible]gsam wieder er-
[illegible] Kriegsjahre für
[illegible]en Ereignisse be-
[illegible]s Interesse ohne
[illegible]en Revolution die

Die Besprechung des Inhalts wird, um noch einmal einen kurzen Rückblick zu tun, genugsam gezeigt haben, welchen Fortschritt dieses Werk Mansos gegenüber den früheren Versuchen bedeutet. Wir haben nicht mehr jene rein antiquarische Darstellung, die sich bemüht, aus den vorhandenen Quellen das Erreichbare zusammenzustellen, sondern eine auf umfassenden kritischen Studien beruhende pragmatische Geschichte vor uns. Aber es ist ein gewisser Rationalismus in dem Werke zugleich unverkennbar, der überall an den Tatsachen solange herumdeutet, bis sich ihm eine erwünschte Lösung bietet. Dieses Streben, die Dinge mit dem bloßen Verstande zu erfassen, hat ihn verhindert, in die Tiefen der Volksseele hinabzusteigen und ihren innersten Pulsschlag zu fühlen. In dieser Beziehung steht jedoch Manso nicht allein da. Das ganze 18. Jahrhundert ist über diesen Rationalismus, in der Religion sowohl wie in der Geschichte, nicht hinausgekommen, selbst die Arbeiten seines großen Zeitgenossen Heeren machen hierin keine Ausnahme. Diese vernunftgemäße Behandlungsweise der Probleme zeigt sich noch bei ihren Nachfolgern im 19. Jahrhundert bei Otfried Müller und Friedrich Hermann, die sich beide vielfach auf Mansos Forschungen beziehen, obwohl Hermann einzelne Ergebnisse des letzteren bekämpft. Erst der neueren Geschichtschreibung, einem Niebuhr und seinen Nachfolgern, ist jenes ungeteilte tiefere Erfassen des gesamten geistigen Lebens Griechenlands gelungen.

Im Laufe der Besprechung wurde unter anderm das tragische Schicksal des Königs Kleomenes III. erwähnt. Dieser floh nämlich nach der Schlacht bei Sellasia 221 nach Ägypten, um Schutz bei Ptolemäus III. zu suchen. Dieser war aber inzwischen gestorben, und sein junger Nachfolger behandelte Kleomenes sehr geringschätzig und ließ ihn sogar bei einem Straßenauflaufe, den jener mit seinen Begleitern erregt hatte, töten. Diese sowie andere Beziehungen Spartas zum Reiche der Ptolemäer während Kleomenes' Regierungszeit mußten Mansos Augenmerk auf diesen damals in der höchsten Blüte stehenden Diadochenstaat lenken; und wirklich ward dieser Umstand sehr bald die Veranlassung zu seinen „Briefen über das alte Alexandrien unter Ptolemäus II.“, in denen er den Versuch macht, das gesamte nationale Leben dieses Staates,

wie es uns aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller jener Zeit entgegentritt, in einem Bilde zu vereinigen. Mit der Briefform — er läßt den als Abgesandten des römischen Senats in Alexandrien weilenden Konsul .Q Numerius Pictor an seinen Bruder Marcus berichten — schließt er sich einer damals weit verbreiteten Mode an, die es liebte, Reiseerlebnisse, ob wirkliche oder fingierte, philosophische Erörterungen usw. in Briefen abzufassen. Die Darstellung hält die Mitte zwischen bloßer Beschreibung und Geschichte, wahrscheinlich hat Barthélemys „Voyage du jeune Anacharsis" in dieser Hinsicht ihren Einfluß auf Manso ausgeübt. Der Verfasser der Briefe gibt uns zunächst eine topographische Beschreibung der Stadt und ihrer nächsten Umgebung und fügt zum bessern Verständnis einen Grundriß nach den Karten der französischen Geographen Bonamy und D'Anville bei. Hierauf folgt eine sehr ausführliche Schilderung von den Bewohnern, ihren Sitten und Lebensgewohnheiten. Einen besonderen Glanzpunkt bildet die Beschreibung des Festzuges zur Feier des Adonis. Wir erhalten dann weiter Einblicke in das wissenschaftliche Leben und Treiben am Hofe und im Anschluß hieran macht uns Manso mit den Werken der berühmtesten Dichter und Gelehrten bekannt, um sein Urteil über sie auszusprechen. So lernen wir unter andern z. B. einen Kallimachus und Theocrit, Gelehrte wie Timon, Philostephanus usw. kennen, sogar eine wissenschaftliche Sitzung in der Akademie wird uns vorgeführt. Den Beschluß macht eine Statistik der Handelsbeziehungen Ägyptens zu den Nachbarländern. Veröffentlicht wurden die Briefe im 1. und 2. Teile der vermischten Schriften von 1801, also noch vor der vollständigen Ausgabe der Geschichte Spartas, deren letzter Band 1805 erschien[1]). Mit Beendigung dieses Werkes waren die körperlichen Kräfte Mansos, wie Dr. Kluge (schles. Prov.-Bl. Jahrg. 1826) berichtet, so erschöpft, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, von der er sich erst langsam wieder erholte. Inzwischen waren die unglücklichen Kriegsjahre für Preußen hereingebrochen, und die politischen Ereignisse beschäftigten, wie das aller, so auch Mansos Interesse ohne Unterlaß, hatte er doch seit der französischen Revolution die

---

[1]) In Dycks Verlage in Leipzig.

Entwicklung Europas mit immer steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Als dann der Schauplatz der Ereignisse in seine Nähe rückte, hatte er Gelegenheit sich an Ort und Stelle von dem Vorgefallenen zu überzeugen und mit den hervorragendsten Persönlichkeiten Rücksprache zu nehmen. Die tiefe Ernierigung Preußens legte ihm den Gedanken nahe, daß dieser Staat dem Untergange geweiht sei, und damals auch mochte in ihm der Entschluß gereift sein, die Geschichte desselben zu schreiben. Wenigstens scheint dies aus seinen Briefen an Böttiger hervorzugehen, in denen er häufig über Schriften spricht, die er später als Quellen zu seiner „Geschichte des preußischen Staates" benutzt hat. Danach würde er also ungefähr ein Jahrzehnt zur Sammlung und Sichtung des umfangreichen Materials gebraucht haben. Aber mitten in der Arbeit reiften andere Pläne in ihm, deren Ausführung ihm näher lag, weil sie ein ihm schon bekanntes Gebiet, die alte Geschichte, betrafen, und von denen der wichtigste die Lebensbeschreibung Konstantins des Großen ist. Vor Vollendung dieser letzteren erschienen jedoch in den Programmen von 1815 und 1816 noch zwei kleinere historische Aufsätze „Über die Attalen, ihr staatskluges Verhalten und ihre andern Verdienste" und jener „Über die dreißig Tyrannen unter dem römischen Kaiser Gallienus"[1].

Von welcher Seite ihn das Geschlecht der Attaliden oder, wie Manso schreibt, der Attalen interessiert, besagt schon der Titel. Die Klugheit, mit welcher dieses hervorragende Herrschergeschlecht sich in den verwickelten und blutigen Diadochenkämpfen nach mehreren Seiten hin in Pergamum zu behaupten wußte, sowie die Verdienste desselben um die materielle Blüte des Reiches, um Kunst und Wissenschaft, bilden den Inhalt dieses aus den weit verstreuten Angaben der griechischen und römischen Schriftsteller zusammengewebten und gewandt geschriebenen kleinen Essays. Daneben wird auch auf das unbefleckte Privatleben dieser Fürsten hingewiesen, und indem es der Verfasser mit dem der übrigen Nachfolger Alexanders des Großen vergleicht, ruft er aus: „Endlich doch einmal ein Haus, dessen Glieder sich nicht anfeinden, ver-

[1]) Beide Abhandlungen sind wieder abgedruckt im Anhange zur Biographie Konstantins des Großen 1817.

folgen, morden; endlich doch einmal Eltern, Geschwister, Gatten, die der heiligen Namen wert sind."

Leben Konstantins des Großen und kleinere historische Aufsätze.

Als eine Vorstudie zum „Leben Konstantins" ist offenbar die andere Untersuchung über die dreißig Tyrannen anzusehen. Es handelt sich hier in der Hauptsache um die Frage, ob es dem Kaiser Gallienus möglich gewesen sei, das Emporkommen der in den verschiedenen Teilen des römischen Reiches auftauchenden Nebenherrscher zu verhindern. Manso bejaht sie und behauptet, einzig und allein sei die Unfähigkeit des Kaisers, den er als genußsüchtigen Wollüstling hinstellt, schuld daran gewesen, daß das Reich damals an den Rand des Verderbens gebracht wurde. Als charakteristisches Beispiel seiner Schwäche führt er die Tatsache an, daß dieser Herrscher nicht einmal den Versuch gemacht habe, seinen unglücklichen Vater Valerian aus der Hand des Perserkönigs Sapores I. zu befreien. Indes möchte wohl Gallienus milder zu beurteilen sein. Abgesehen davon, daß er das Reich, als es schon in der Auflösung begriffen war, übernahm, hinderten ihn doch die fortwährenden Einfälle der Germanen, unter denen besonders die Franken, Alamannen und Goten damals furchtbar wurden, im Innern mit Nachdruck zu handeln. Hinzu kamen die wiederholten Meutereien im eignen Heere, die den Kaiser der Gefahr aussetzten, ermordet zu werden, wie es hinterher auch wirklich geschah. Freilich im Verhältnis zu dem kraftvollen Aurelian und dessen Nachfolgern bis herab auf Diocletian tritt er zurück. Die Regierungszeit des letztgenannten Herrschers bildet bereits die Einleitung zu Mansos Biographie Konstantins, welche 1817 zu Breslau im Verlage von Gottlieb Korn erschien.

Der Verfasser selbst bezeichnet in der Vorrede das Werk als aus Versuchen entstanden zu dem Zwecke, die schon vorhandenen Arbeiten der Franzosen Tillemont und de Varenne, des deutschen Biographen Schröckh und des Engländers Gibbon zu berichtigen und zu ergänzen. Sehen wir diese daraufhin an, so müssen wir sagen, daß die beiden ersten der Forschung allerdings noch ein weites Feld übrig gelassen hatten. Besonders Tillemont ist in seiner „Kaisergeschichte während der sechs ersten Jahrhunderte der Kirche" ziemlich kritiklos ver-

fahren, obgleich sonst seine Schilderung Konstantins den Stempel der Genauigkeit und des Fleißes an sich trägt. Schröckh hat in seiner Lebensbeschreibung im 4. Bande seiner „Allgemeinen Biographie" (1767—91) die Quellen ausgiebig benutzt, doch urteilt er außerordentlich behutsam und verdient nicht mit Unrecht den Vorwurf der Weitschweifigkeit, den ihm Manso macht. Schwieriger als die Genannten hatte der geistreiche Gibbon unserm Autor die Entdeckung neuer Ergebnisse gemacht. In seinem Werke „History of the decline and fall of the Roman empire" geht er im 2. und 3. Bande in scharfer Kritik bereits auf alle strittigen Punkte bezüglich des Charakters und der Bekehrung Konstantins ein, und wenn auch Manso mit der spitzfindigen und bespöttelnden Art des Engländers nicht immer einverstanden ist, so ist es doch kein Zweifel, daß Gibbon von allen den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Die Auffassung Konstantins als eines aufgeklärten Fürsten von der Art Friedrichs des Großen oder Napoleons ist beiden gemeinsam. Dabei braucht man noch gar nicht an eine direkte Abhängigkeit Mansos zu denken; denn dagegen spricht schon die durchaus selbständige Quellenforschung, welche durch sein ganzes Werk hindurchgeht. Vielmehr muß man bedenken, daß beide im Zeitalter der Aufklärung schreiben. Auch besteht immerhin zwischen ihnen ein beträchtlicher Unterschied. Während der voltairisch angehauchte Gibbon alle Regierungshandlungen Konstantins ohne Unterschied als Äußerungen eines aufgeklärten Kosmopolitismus ansieht, sucht Manso sie mehr aus dem Wesen der Zeit, der doch auch der Herrscher in gewissem Grade unterliegt, zu erklären, und wird so ein Vorläufer Jakob Burckhardts, der in seinem Buche „Die Zeit Konstantins des Großen" eine sehr vortreffliche Charakteristik jener Übergangsperiode gegeben hat.

Mit Recht weist Manso im Beginn seiner Darstellung auf die Wichtigkeit der Zeit Konstantins hin; ist sie doch der Ausgangspunkt für die Geschichte der ganzen neueren Zeit und des Mittelalters im besonderen. Bis zum Jahre 313 erscheint der Kaiser bei ihm lediglich als ein tapferer Held und Krieger, der seine Soldaten für jedes Unternehmen auf gleiche Weise zu begeistern versteht, nur hin und wieder werden wir auf einzelne Charaktereigentümlichkeiten wie seine Schlauheit und

Rücksichtslosigkeit hingewiesen[1]). Erst mit dem Duldungsedikt von Mailand beginnt Konstantins Eingreifen in die inneren Angelegenheiten des römischen Reiches, und mit diesem Datum treten auch die Widersprüche sowohl in den Quellen wie in den neueren Darstellungen auf. Gibbon sieht, wie schon angedeutet wurde, in der ganzen Kette von Handlungen des Kaisers bis zur Bekehrung nichts weiter als das Walten eines über den Parteien stehenden, geschickten Lavierers, der vorläufig den klugen Zuschauer gemacht habe, um zu sehen, welcher Schritt der praktische wäre, und erkennt wesentliche Momente seines Heidentums bis ins vierzigste Jahr hinein. Die allmähliche Hinneigung zur christlichen Religion erklärt er daraus, daß der Kaiser an der Schönheit der christlichen Moral allmählich Gefallen gefunden und den Nutzen erkannt habe, welchen die Lehre vom duldenden Gehorsam, die christliche Idee, daß das Recht zur Herrschaft ein göttliches sei, sowie der damit verbundene Gehorsam, die Treue und Fürbitte für den Kaiser dem Staate brächten. Demgemäß wird auch das Traumgesicht von Gibbon als ein frommer Betrug seitens des Herrschers aufgefaßt, berechnet auf die Empfänglichkeit der Zeit für den Aberglauben. Bei der allmählichen Erhitzung der Gemüter wäre dann Konstantin selbst zu einer Art von Überzeugung gekommen, und daraus würde dann auch sein feindliches Verhalten gegen das Heidentum am Schlusse seines Lebens zu erklären sein.

Auch bei Manso erscheint das passive Verhalten des Kaisers und damit die mittelbare Begünstigung des Christentums im Anfange seiner Regierung als eine Folge der praktischen Klugheit des Fürsten. Konstantin, meint er, habe die Kirche vom Staat und den Glauben vom Leben in richtiger Weise zu trennen gewußt. Er habe einerseits die Unschädlichkeit der christlichen Religion erkannt, und anderseits die Vor-

---

[1]) Bei der Schilderung von Konstantins Aufenthalt in Gallien nach dem Tode seines Vaters Konstantius läßt sich Manso verleiten, dem Lactanz, den er sonst als Quelle sehr scharf kritisiert, ein Märchen zu entnehmen. Er berichtet nämlich mit ihm, daß Maximian seinen Schwiegersohn Konstantin in dessen Schlafzimmer habe ermorden wollen, daß letzterer aber, durch seine Gattin Fausta gewarnt, einen Verschnittenen untergeschoben und andern Tag Maximian vor dem Heere entlarvt und zum Selbstmord gezwungen habe. Sicherlich ist diese Erzählung ihrem ganzen Charakter nach ins Reich der Fabel zu verweisen.

teile, die ihre Lehre für den Herrscher und den Staat biete, erwogen, und sie deshalb bestehen lassen. Dabei aber sei das Heidentum in gleicher Gunst geblieben. Diese indifferente Stellung Konstantins, welche mit derjenigen des chinesischen Kaisers Cham-hi gegenüber den Jesuiten am Ende des 17. Jahrhunderts oder mit Napoleons Benehmen gegenüber den Juden Palästinas 1798 verglichen wird, geht nach Manso schon daraus hervor, daß keine Partei eigentlich gewußt habe, woran sie mit dem Kaiser sei, und daß ihm daher beide geschmeichelt hätten. Als aufgeklärter Fürst habe es Konstantin unter seiner Würde gehalten, die Christen zu verfolgen, zumal das Verhalten der letztern deutlich habe erkennen lassen, daß eine Verfolgung diese Religion nicht ausrotten, sondern ihr nur neue Anhänger gewinnen würde.

Mit dieser Beurteilung des Kaisers als politischen Praktikers stimmt auch ganz Mansos Ansicht von der Entstehung der neuen Religion überein. Er sagt darüber folgendes: Wenn man, wie billig, den rein geschichtlichen Weg einschlägt, und der frommen Bewunderung ebenso wenig Einfluß auf sich gestattet als der kunstreichen Deutung, so entdeckt man bald, daß auch diese in ihren Folgen unübersehbare Begebenheit weder durch eine besondere göttliche Fügung gewirkt noch aus irdischer Absicht und nach einem fein ersonnenen Plane herbeigeführt wurde, sondern, wie das meiste Große und Unerwartete, einzig aus der Zeit keimte, in ihr sich stärkte und durch sie reifte oder, wofern man eine Vergleichung erlauben will, daß Konstantin der Große, wie die deutschen Fürsten, welche die Kirchenverbesserung aufnahmen, sich zuerst einem unbestimmten Antriebe hingab, dann von den Umständen ergriffen, unmerklich fortschritt und zuletzt da anlangte, wo er schwerlich hinzukommen gedacht oder anzulangen geahndet hatte."

Nach diesen Worten erscheint also das Christentum als ein ganz natürliches Erzeugnis der Zeit, das dem Bedürfnis der Menschheit entsprach und dem längst gefühlten Verlangen nach etwas Besserem und Edlerem entgegenkam. In dem später zu erwähnenden Werke, die „Geschichte der Ostgoten", hat Manso diese seine Auffassung des Christentums als Zeiterscheinung noch näher zu begründen gesucht. Er zeigt nämlich dort,

daß der christlichen Lehre verwandte Ideen bereits im Heidentum schlummerten und zahlreiche Anknüpfungspunkte für jene vorhanden waren. Diese letzteren findet er hauptsächlich in den Schriften der griechischen und römischen Philosophen und er äußert sich darüber wie folgt: „Die vortrefflichen Reden, welche Xenophon dem sterbenden Cyrus, Plato dem scheidenden Sokrates in den Mund legt, sind die sprechendsten Beweise, von was für Ahnungen auch im Heidentum edle Seelen belebt und für Recht, Tugend und Vaterland begeistert wurden. Man kann sie nicht lesen, ohne von der schönen Hoffnung der Unsterblichkeit, zu der sie sich erhoben hatten, lebhaft durchdrungen und von dem Vertrauen, das aus dem Gefühl ihrer sittlichen Würde entsprang, ergriffen zu werden[1]).“

Zweifellos hat Manso darin recht, wenn er behauptet, daß die Zeit dem Schöpfer der christlichen Religion dadurch entgegenkam, daß die meisten Menschen das Heidentum mit seinem grobsinnlichen Götzendienst und seiner niedrigen Moral nicht mehr befriedigte, und sie nach etwas Erhabnerem Sehnsucht hatten; insofern könnte man auch das Christentum als ein Produkt der Zeit bezeichnen. Aber wenn er lediglich die praktische Seite desselben betont und diese als hauptsächlichsten Grund für die rasche Ausbreitung hinstellt, so geht er unseres Erachtens zu weit. In der tiefgehenden Wirkung dieser Religion lag doch etwas mehr als das bloße Gefühl eines besseren Ersatzes des Alten. Was erschütternd auf das Gemüt wirkt, braucht noch kein Wunder zu sein, sondern kann etwas Erklärbares an sich haben. Es kommt weniger darauf an, was es an sich ist, sondern als was es angesehen wird. Das unbedeutendste Ereignis kann im gegebenen Falle Gestalt und Bedeutung einer göttlichen Fügung bekommen.

Manso verrät sich mit seiner Auffassung als Anhänger der Aufklärung, deren Absicht ja dahin ging, alle Religion des Wunderbaren, das ihr Entstehen umgibt, zu entkleiden und nur das anzuerkennen, was die Vernunft sich begreiflich machen kann. Wie ein Mann, der folgerichtig zu denken gewöhnt ist, und dessen einzige Führerin die Vernunft ist, über die Wun-

[1]) Jacob Burckhardt hat in dem schon angezogenen Werke das Vorhandensein des Unsterblichkeitsglaubens und anderer monotheistischer Ideen in der letzten Zeit des Heidentums überzeugend nachgewiesen.

teile, die ihre Lehre für den Herrscher und den Staat biete, erwogen, und sie deshalb bestehen lassen. Dabei aber sei das Heidentum in gleicher Gunst geblieben. Diese indifferente Stellung Konstantins, welche mit derjenigen des chinesischen Kaisers Cham-hi gegenüber den Jesuiten am Ende des 17. Jahrhunderts oder mit Napoleons Benehmen gegenüber den Juden Palästinas 1798 verglichen wird, geht nach Manso schon daraus hervor, daß keine Partei eigentlich gewußt habe, woran sie mit dem Kaiser sei, und daß ihm daher beide geschmeichelt hätten. Als aufgeklärter Fürst habe es Konstantin unter seiner Würde gehalten, die Christen zu verfolgen, zumal das Verhalten der letztern deutlich habe erkennen lassen, daß eine Verfolgung diese Religion nicht ausrotten, sondern ihr nur neue Anhänger gewinnen würde.

Mit dieser Beurteilung des Kaisers als politischen Praktikers stimmt auch ganz Mansos Ansicht von der Entstehung der neuen Religion überein. Er sagt darüber folgendes: Wenn man, wie billig, den rein geschichtlichen Weg einschlägt, und der frommen Bewunderung ebenso wenig Einfluß auf sich gestattet als der kunstreichen Deutung, so entdeckt man bald, daß auch diese in ihren Folgen unübersehbare Begebenheit weder durch eine besondere göttliche Fügung gewirkt noch aus irdischer Absicht und nach einem fein ersonnenen Plane herbeigeführt wurde, sondern, wie das meiste Große und Unerwartete, einzig aus der Zeit keimte, in ihr sich stärkte und durch sie reifte oder, wofern man eine Vergleichung erlauben will, daß Konstantin der Große, wie die deutschen Fürsten, welche die Kirchenverbesserung aufnahmen, sich zuerst einem unbestimmten Antriebe hingab, dann von den Umständen ergriffen, unmerklich fortschritt und zuletzt da anlangte, wo er schwerlich hinzukommen gedacht oder an[illegible]langen geahndet hatte."

Nach diesen Worten erscheint also [illegible] Christen[illegible] ein ganz natürliches Erzeugnis der Ze[illegible] der Menschheit entsprach und dem län[illegible] nach etwas Besserem und [illegible]lerem en[illegible] zu erwähnenden Werke, [illegible] „Ges[illegible] Manso diese seine Auffas[illegible] des [illegible] nung noch näher zu beg[illegible]den [illegible]

daß der christlichen Lehre verwandte Ideen bereits im Heiden-
tum schlummerten und zahlreiche Anknüpfungspunkte für jene
vorhanden waren. Diese letzteren findet er hauptsächlich in
den Schriften der griechischen und römischen Philosophen
und er äußert sich darüber wie folgt: „Die vortrefflichen [illegible]
welche Xenophon dem sterbenden Cyrus, Plato dem [illegible]
den Sokrates in den Mund legt, sind die sprechend[illegible]
weise, von was für Ahnungen auch im Heidentum [illegible]
belebt und für Recht, Tugend und Vaterland begeistert [illegible]
Man kann sie nicht lesen, ohne von der schönen [illegible]
Unsterblichkeit, zu der sie sich erhoben hatten, [illegible]
drungen und von dem Vertrauen, das aus der [illegible]
sittlichen Würde entsprang, ergriffen zu werden."

Zweifellos hat Manso darin recht, [illegible]
die Zeit dem Schöpfer der christlichen [illegible]
gegenkam, daß die meisten Menschen [illegible]
grobsinnlichen Götzendienst und [illegible]
mehr befriedigte, und sie nach [illegible]
hatten; insofern könnte man [illegible]
Produkt der Zeit bezeichnen. [illegible]
tische Seite desselben betont [illegible]
Grund für die rasche Ausbreitung [illegible]
Erachtens zu weit. In der [illegible]
gion lag doch etwas mehr [illegible]
Ersatzes des Alten. Was [illegible]
braucht noch kein Wunder [illegible]
klärbares an sich haben [illegible]
es an sich ist, sondern [illegible]
bedeutendste Ereignis [illegible]
Bedeutung einer [illegible]
Manso [illegible]
[illegible]

derberichte bezüglich der Bekehrung Konstantins denken mußte, wird jedermann im voraus ahnen. Die wunderbare Lufterscheinung und das Traumgesicht gelten ihm für ein Märchen des 4. Jahrhunderts; diesmal mit Recht. Es hätte kaum der längeren Widerlegung bedurft, die Manso gegen Eusebius und Lactanz unternimmt, denn das Ganze kennzeichnet sich zu offen als plumpe Erfindung. In Übereinstimmung damit sucht er auch das bekannte Labarum und das an ihm befestigte Monogramm zu erklären. Nach seiner Schilderung bestand das erstere aus einer Stange mit einem quer daran befestigten Speer, von welchem ein viereckiges Stück Tuch herabhing und war ein Feldzeichen, das längst im römischen Heere üblich gewesen, und das man auf Münzen und Denkmälern sehen könne. Bezüglich des Monogrammes erscheint es ihm zweifelhaft, ob die beiden Buchstaben Chi und Ro auch wirklich als die Anfangszeichen des Namens Christi anzusehen seien. Das Chi wenigstens könne man ebensogut für zwei gekreuzte Speere halten, wie man sie auf attischen Tetradrachmen und schweren Kupfermünzen der Ptolemäer sehen könne. Aber der Verfasser geht auch hier offenbar zu weit, wenn er an der Fahne gar nichts Christliches findet und das Monogramm zum bloßen Schnörkel macht. Man mag über die Gestalt des Labarums urteilen wie man will, jedenfalls bestand das Monogramm aus den Initialen des Wortes „Christus“, und es ist schon möglich, daß Konstantin bei dem Aberglauben und der großen Voreingenommenheit der Zeit für Zeichen und Wunder, von der er, wie J. Burckhardt gezeigt hat, durchaus nicht frei war, im geheimen an die Wirkung dieses Symbols geglaubt habe. Manso freilich leugnet jede Spur von Hinneigung des Kaisers für das Christentum und kann überhaupt wesentliche Merkmale dafür bis nach der Besiegung des Licinius in den Handlungen desselben nicht erkennen. Selbst die Schlichtung der arianischen Streitigkeiten betrachtet er lediglich aus dem Gesichtspunkte der Sorge des Herrschers für Ruhe und Ordnung im Staate. Als aber die Begünstigung der Christen seitens Konstantins später immer deutlicher wird, da schreibt er sie dem Einflusse seiner Mutter Helena und ihrem Anhange zu. Auch die strengen Maßregeln gegen das Heidentum und dessen schließliche Verfolgung werden auf das Schuldkonto dieser

„rachsüchtigen Intrigantin" gesetzt, die in der Beurteilung Mansos in der dritten Beilage, wo auch über ihre Herkunft eingehend berichtet wird, nicht besonders günstig abschneidet. Der Sohn wird immermehr ein Werkzeug in der Hand der Mutter und einer ihr willigen Hofklique. Ebenso werden die Mordszenen in der eignen Familie zum Teile dem Einflusse beider zugeschrieben; zum Teil aber erscheinen sie doch als bedenkliche Äußerungen des grausamen und rücksichtslosen Charakters Konstantins selbst. Diese Bluttaten sind auch der Grund, weshalb Manso annimmt, daß die vermeintliche Bekehrung des Kaisers keineswegs auf Überzeugung beruht haben könne, ganz abgesehen von der Tatsache, daß dieser noch später heidnische Tempel habe erbauen und Götzenbilder anfertigen lassen[1]). Er macht darauf aufmerksam, daß sich mit zunehmendem Alter überhaupt die Widersprüche in dem Leben des Kaisers mehren und wirft diesem besonders Charakterschwäche, die namentlich von den schmeichelnden Geistlichen in schlimmer Weise ausgenutzt worden sei, sowie außerdem Aberglauben und Genußsucht vor.

Dieser Charakteristik des Menschen Konstantin folgt im zweiten Teile der Biographie die Beurteilung des Fürsten als Verwalter und Staatsmann. Hier können wir kurz sein. Die außerordentlichen Fähigkeiten Konstantins kommen in Mansos Schilderung voll und ganz zur Geltung, doch findet er auch hier einige Schattenseiten heraus. Die übermäßige Belastung des Landes durch ein unübersehbares Heer von Beamten, die einzeln mit ihren Funktionen aufgezählt werden, kann nicht seinen Beifall gewinnen, ebenso wenig die gar nicht die verschiedenen Verhältnisse der Provinzen berücksichtigende und daher ungerechte Einschätzung des Grundbesitzes zur Indiktion, die Bedrückung des Bauernstandes im allgemeinen durch

---

[1]) Die endgültige Bekehrung des Kaisers läßt Manso im Anschluß an die Erzählung des Zosimus II, 29 vor sich gehen, wonach Konstantin nach Verübung jener Greueltaten sich an den neuplatonischen Philosophen Sopater gewandt habe mit dem Ersuchen, ihn von seinen Sünden zu reinigen. Als dieser den Kaiser aber zurückgewiesen mit dem Hinweis, daß er für solche Vergehen kein Reinigungsmittel kenne, habe sich Konstantin zu den christlichen Bischöfen begeben, und diese hätten die Reinigung bereitwilligst übernommen. Man hegt berechtigte Zweifel an dieser Erzählung, wenigstens ist sie in dieser Fassung sehr unwahrscheinlich. S. auch J. Burckhardt a. a. O., S. 402ff.

... Heranziehung zu öffentlichen Leistungen, die ... Gütereinziehung, sowie die Einziehung des ...vermögens u. a. m. Lebhaften Tadel erfährt auch die ... zahlreicher Monopole in der Hand der Regierung ... damit verbundene Lahmlegung des Handels; den ... aber die vielen Exemptionen und die einseitige Be... der Geistlichkeit. Überhaupt nennt Manso die Fi...verwaltung den wundesten Punkt der Konstantinischen ...fassung. Dagegen zollt er uneingeschränktes Lob der Sorge ...s Kaisers für schnelle Rechtspflege. Ein Bericht seiner Be...ungen für Kunst und Wissenschaft schließt das inter...sante Charakterbild, das in jeder Beziehung eine hervor...gende Leistung darstellt, mag man auf Inhalt oder Form ...[1]. Ein wesentlicher Vorzug dieser Biographie vor der ...schichte Spartas aber ist, daß Manso hier das Thema un...rückt im Auge behalten hat, und daß die Sprache viel präg...nter ist, eine Tatsache, die in den Rezensionen dieses Werkes ...gemein anerkannt wird, wie dasselbe überhaupt nur Lob seitens der Kritik erntet[2].

Geschichte des preußischen Staates.

Gleichzeitig mit der Ausarbeitung der eben behandelten Lebensbeschreibung nahmen die Materialsammlungen zur Geschichte des preußischen Staates ihren Fortgang, und die Vorarbeiten waren inzwischen so weit gediehen, daß Manso an die Abfassung derselben gehen konnte. Bereits 1819 erschien der 1. Band und zwar zu Frankfurt a. M. im Verlage von Hermann, ohne den Namen des Verfassers, und ihm folgten bis 1821 die beiden andern. Der Mut und die Offenheit, mit der der Verfasser über die Politik und die Zustände des preußischen Staates sowie die leitenden Persönlichkeiten sein Urteil ausspricht, läßt es erklärlich erscheinen, warum er einen süddeutschen Verlag wählte, hatte doch die Reaktion in Preußen bereits in vollem Umfange eingesetzt und Vorsicht sozusagen

[1] Der Darstellung folgt eine chronologische Übersicht der Begebenheiten.

[2] Man schlage z. B. nach die Urteile der Götting. gel. Anzeigen 1819 Febr. St. 19, S. 185 ff., der Heidelberger Jahrbb. der Lit. XI. Jahrg. 1818 Nr. 10, der Leipziger Lit. Zeitung 1817, Nr. 161 und der Schles. Prov.-Bl. ... 1817, S. 108 ff.

zur Pflicht gemacht. In unsern Augen aber wird diese Unerschrockenheit nur um so mehr gewinnen. Zwar hatte man den Autor bald genug entdeckt; doch erreichte Manso damit seine Absicht, wenigstens für die nächste Zeit verborgen zu bleiben. Und er durfte hoffen, daß nach der ersten Erregung eine unparteiische Beurteilung Platz greifen werde. Die Ereignisse vom Frieden zu Hubertusburg bis zum zweiten Pariser Frieden waren noch zu lebhaft in aller Erinnerung und so war es auch, abgesehen von den Folgen, die ein zu freies Urteil damals jedem zuziehen konnte, ein Wagnis, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Manso findet sich veranlaßt in der Vorrede ein erklärendes Wort über diesen Punkt abzugeben. Statt aller längeren Auseinandersetzungen verweist er auf die Alten, die gleichfalls Zeitgeschichte geschrieben hätten, und deren Werke noch heute wegen der frischen lebendigen Farbe, die das Selbsterlebte wiederspiegele, und des eigentümlichen individuellen Gepräges Bewunderung fänden. Erweist er sich hier schon als in den Bahnen der antiken Geschichtschreibung wandelnd, so bekennt er auch, daß er sich in der Darstellung ebenfalls die Alten zum Muster genommen habe. Ihr Verfahren charakterisiert er uns folgendermaßen: „Mit weiser Übergehung alles dessen, was mehr die Lasterhaftigkeit und die Tücke des menschlichen Herzens samt den Wirkungen verderblicher Leidenschaft, als die versteckten Triebfedern der Handlungen offenbart, halten sie sich vorzüglich an die Erscheinungen, und entwickeln, statt unsicheren Gerüchten und nicht erweislichen Veranlassungen nachzuspüren, was mit Bestimmtheit aus der Lage der Staaten, den Gesinnungen der einzelnen und dem Geiste der Zeit hervorgeht[1].“ Danach dürfen wir von ihm eine streng sachliche Darstellung erwarten und man muß sagen, daß seine Geschichte auch im allgemeinen diesen Eindruck hervorbringt. Wenn Manso dann weiter von den Schwierigkeiten spricht, die die Sichtung des vielfach sich widersprechenden Materials, die Prüfung der schriftlichen und mündlichen Berichte auf ihre Glaubwürdigkeit mache, so werden wir ihm hierin beipflichten; waren doch vor allem die

---

[1]) Vgl. hierzu die ähnliche Charakteristik der antiken Historiker in dem Briefe an Fr. v. Raumer v. 19. Aug. 1821. a. a. O.

fortwährende Heranziehung zu öffentlichen Leistungen, die ungerechtfertigte Gütereinziehung, sowie die Einziehung des Städtevermögens u. a. m. Lebhaften Tadel erfährt auch die Vereinigung zahlreicher Monopole in der Hand der Regierung und die damit verbundene Lahmlegung des Handels; den schärfsten aber die vielen Exemptionen und die einseitige Begünstigung der Geistlichkeit. Überhaupt nennt Manso die Finanzverwaltung den wundesten Punkt der Konstantinischen Verfassung. Dagegen zollt er uneingeschränktes Lob der Sorge des Kaisers für schnelle Rechtspflege. Ein Bericht seiner Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft schließt das interessante Charakterbild, das in jeder Beziehung eine hervorragende Leistung darstellt, mag man auf Inhalt oder Form sehen[1]. Ein wesentlicher Vorzug dieser Biographie vor der Geschichte Spartas aber ist, daß Manso hier das Thema unverrückt im Auge behalten hat, und daß die Sprache viel prägnanter ist, eine Tatsache, die in den Rezensionen dieses Werkes allgemein anerkannt wird, wie dasselbe überhaupt nur Lob seitens der Kritik erntet[2].

Geschichte des preußischen Staates.

Gleichzeitig mit der Ausarbeitung der eben behandelten Lebensbeschreibung nahmen die Materialsammlungen zur Geschichte des preußischen Staates ihren Fortgang, und die Vorarbeiten waren inzwischen so weit gediehen, daß Manso an die Abfassung derselben gehen konnte. Bereits 1819 erschien der 1. Band und zwar zu Frankfurt a. M. im [illegible] von Hermann, ohne den Namen des Verfassers, und i[illegible] bis 1821 die beiden andern. Der Mut und die Off[illegible] der der Verfasser über die Politik und die Zuständ[illegible] ßischen Staates sowie die leitenden Persönlichkeite[illegible] ausspricht, läßt es erklärlich erscheinen, warum e[illegible] deutschen Verlag wählte, hatte [illegible] die Reaktion[illegible] bereits in vollem Umfange ein[illegible] und Vorsic[illegible]

---

[1] Der Darstellung folgt eine chro[illegible] Übersicht [illegible]

[2] Man schlage z. B. nach die U[illegible] Götting. [illegible] Febr. St. 19, S. 185ff., der Heidelberg[illegible] der Lit[illegible] Nr. 19, der Leipziger Lit. Zeitung 181[illegible] und de[illegible] Juli 1817, S. 193ff.

zur Pflicht gemacht. In unsern Augen aber wird diese Unerschrockenheit nur um so mehr gewinnen. Zwar hatte man den Autor bald genug entdeckt; doch erreichte Manso damit seine Absicht, wenigstens für die nächste Zeit verborgen zu bleiben. Und er durfte hoffen, daß nach der ersten Erregung eine unparteiische Beurteilung Platz greifen werde. Die Ereignisse vom Frieden zu Hubertusburg bis zum zweiten Pariser Frieden waren noch zu lebhaft in aller Erinnerung und so war es auch, abgesehen von den Folgen, die ein zu freies Urteil damals jedem zuziehen konnte, ein Wagnis, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Manso findet sich veranlaßt in der Vorrede ein erklärendes Wort über diesen Punkt abzugeben. Statt aller längeren Auseinandersetzungen verweist er auf die Alten, die gleichfalls Zeitgeschichte geschrieben hätten, und deren Werke noch heute wegen der frischen lebendigen Farbe, die das Selbsterlebte wiederspiegele, und des eigentümlichen individuellen Gepräges Bewunderung fänden. Erweist er sich hier schon als in den Bahnen der antiken Geschichtschreibung wandelnd, so bekennt er auch, daß er sich in der Darstellung ebenfalls die Alten zum Muster genommen habe. Ihr Verfahren charakterisiert er uns folgendermaßen: „Mit weiser Übergehung alles dessen, was mehr die Lasterhaftigkeit und die Tücke des menschlichen Herzens samt den Wirkungen verderblicher Leidenschaft, als die versteckten Triebfedern der Handlungen offenbart, halten sie sich vorzüglich an die Erscheinungen, und entwickeln, statt unsicheren Gerüchten und nicht erweislichen Veranlassungen nachzuspüren, was mit Bestimmtheit aus der Lage der Staaten, den Gesinnungen der einzelnen und dem Geiste der Zeit hervorgeht[1].“ Danach dürfen wir von ihm eine streng sachliche Darstellung erwarten und man muß sagen, daß seine Geschichte auch im allgemeinen diesen Eindruck hervorbringt. Wenn Manso dann weiter von den Schwierigkeiten spricht, die die Sichtung des vielfach sich widersprechenden Materials, die Prüfung der schriftlichen und mündlichen Berichte auf ihre Glaubwürdigkeit mache, so werden wir ihm hierin beipflichten; waren doch vor allem die

---

[1]) Vgl. hierzu die ähnliche Charakteristik der antiken Historiker in dem Briefe an Fr. v. Raumer v. 19. Aug. 1821. a. a. O.

halten des Herrschers richte, so habe dieser die Pflicht gehabt, dem Volke in religiöser und sittlicher Hinsicht ein gutes Beispiel zu geben; anstatt dessen aber habe er durch seinen Indifferentismus die Losung zum Unglauben gegeben und durch das Leben am Hofe bewirkt, daß Genußsucht und Üppigkeit und Gleichgültigkeit in bezug auf Tugend und guten Ruf im Volke zugenommen hätten. Für die Hebung der Sittlichkeit sei so gut wie nichts geschehen. Auch die geistige Ausbildung des Volkes namentlich der niederen Stände sei vernachlässigt und zum größten Teile privater Tätigkeit überlassen worden. Die Bestrebungen und der gute Wille des Unterrichtsministers von Zedlitz werden gebührend gewürdigt; Manso nennt ihn einen Mann „von hellem Verstande und vorurteilsfreiem Blick, der seine wissenschaftliche Bildung wie seinen Eifer für die Erziehung durch eigne schriftstellerische Arbeiten bekundet habe, der aber, der Aufklärerei und der Nützlichkeitslehre zugetan, sich oft von beiden im Leben und Handeln habe überwältigen lassen“.

Was wir früher über den praktischen Pädagogen Manso als Gegner der Nützlichkeitstheorien Basedows gesagt haben, das finden wir hier wieder bestätigt. Aber es könnte auffallend erscheinen, daß dieser dem preußischen Minister seinen Hang zur Aufklärerei und Friedrich dem Großen seinen religiösen Indifferentismus vorwirft, ist man doch gewöhnt, ihn gleichfalls als einen seichten Aufklärer im Sinne Nicolais und Genossen zu betrachten. Indes dürfte es mit dieser Annahme, wenn man nach Beweisen sucht, nicht allzu weit her sein. Wir bemerkten zwar an ihm eine etwas rationale Geschichtsauffassung, von der auch seine preußische Geschichte nicht frei ist, und die ihn verhinderte, einen geschichtlichen Vorgang manchmal in seiner ganzen Bedeutung zu erkennen, so z. B. in jener Epistel an Garve, S. 99, die Wichtigkeit der Kreuzzüge. Aber wir sahen schon, daß er in dieser Beziehung nur ein Glied in der Kette von Historikern des 18. Jahrhunderts ist, die alle mehr oder weniger jene rationale Richtung vertreten. In der Religion aber stand Manso durchaus auf dem Boden der christlichen Kirche, alles Witzeln und Spötteln lag ihm fern. Dafür sprechen die Zeugnisse von Freunden in ihren Reden über den Entschlafenen, dafür spricht vor allem auch eine Stelle

ihn die den Untertanen weniger angenehme Seite der Verwaltung, die neuen Steuerauflagen des Fürsten, denen er lykurgische Härte vorwirft (S. 110), natürlich wenig erfreuen. Dies gilt namentlich von der sogenannten Regie. Schon daß sie in die Hände von Ausländern kam verurteilt er aufs schärfste, zumal er Gelegenheit hatte, sich von dem rücksichtslosen Vorgehen dieser gegenüber der Bevölkerung und von den unerhörten Eingriffen in das Privateigentum persönlich zu überzeugen. Sie war nach seiner Überzeugung nur geeignet, „dem Volke die Liebe zu seinem Fürsten zu verleiden“. Außer auf ihre Härte weist Manso vor allem auch auf die in der Folge sich bemerkbar machenden moralischen Schäden, den schändlichen Schleichhandel und die allgemein um sich greifende Bestechung hin. Ähnlich urteilt er auch über einige andere Steuern. Hatte er schon in der Biographie Konstantins die Vereinigung von mehreren Monopolen in der Hand der Regierung gemißbilligt, so auch hier die Monopolisierung des Kaffees, des Salzes und des Tabaks und zwar mit derselben Begründung, weil sie die Freiheit des Handels und den Umlauf des Geldes hemme. Die gänzliche Befreiung des Adels von allen Steuern, wie überhaupt dessen ausnehmende Bevorzugung, mußte Mansos Sinn für Gerechtigkeit verletzen. Als liberal denkender Mann verfocht er überall, wie wir noch näher sehen werden, die Gleichheit aller Volksklassen, und indem er eine Erklärung für Friedrichs Verhalten in dieser Hinsicht sucht, meint er, es sei hervorgegangen aus der irrigen Anschauung, daß im Adel „sich das Gefühl der Ehre am lebendigsten rege und er darum des Vertrauens der Herrscher vor allem wert sei“. Im übrigen aber wird des Königs redlicher Wille, allen Verpflichtungen gerecht zu werden, anerkannt und ihm zu hohem Verdienste angerechnet, daß er stets die besten Männer für die einzelnen Zweige der Verwaltung zu finden gewußt habe.

Zu den schwierigsten Aufgaben des Staates gehört ohne Zweifel die Erziehung und Bildung des Volkes. Der Verfasser trägt kein Bedenken, dem Könige hier schwere Vorwürfe zu zu machen, indem er seine Charakteristik immer mehr auf das Gebiet des Persönlichen hinüberspielt. Da erfahrungsgemäß in einem absoluten Staate das Volk sich immer nach dem Ver-

halten des Herrschers richte, so habe dieser die Pflicht gehabt, dem Volke in religiöser und sittlicher Hinsicht ein gutes Beispiel zu geben; anstatt dessen aber habe er durch seinen Indifferentismus die Losung zum Unglauben gegeben und durch das Leben am Hofe bewirkt, daß Genußsucht und Üppigkeit und Gleichgültigkeit in bezug auf Tugend und guten Ruf im Volke zugenommen hätten. Für die Hebung der Sittlichkeit sei so gut wie nichts geschehen. Auch die geistige Ausbildung des Volkes namentlich der niederen Stände sei vernachlässigt und zum größten Teile privater Tätigkeit überlassen worden. Die Bestrebungen und der gute Wille des Unterrichtsministers von Zedlitz werden gebührend gewürdigt; Manso nennt ihn einen Mann „von hellem Verstande und vorurteilsfreiem Blick, der seine wissenschaftliche Bildung wie seinen Eifer für die Erziehung durch eigne schriftstellerische Arbeiten bekundet habe, der aber, der Aufklärerei und der Nützlichkeitslehre zugetan, sich oft von beiden im Leben und Handeln habe überwältigen lassen“.

Was wir früher über den praktischen Pädagogen Manso als Gegner der Nützlichkeitstheorien Basedows gesagt haben, das finden wir hier wieder bestätigt. Aber es könnte auffallend erscheinen, daß dieser dem preußischen Minister seinen Hang zur Aufklärerei und Friedrich dem Großen seinen religiösen Indifferentismus vorwirft, ist man doch gewöhnt, ihn gleichfalls als einen seichten Aufklärer im Sinne Nicolais und Genossen zu betrachten. Indes dürfte es mit dieser Annahme, wenn man nach Beweisen sucht, nicht allzu weit her sein. Wir bemerkten zwar an ihm eine etwas rationale Geschichtsauffassung, von der auch seine preußische Geschichte nicht frei ist, und die ihn verhinderte, einen geschichtlichen Vorgang manchmal in seiner ganzen Bedeutung zu erkennen, so z. B. in jener Epistel an Garve, S. 99, die Wichtigkeit der Kreuzzüge. Aber wir sahen schon, daß er in dieser Beziehung nur ein Glied in der Kette von Historikern des 18. Jahrhunderts ist, die alle mehr oder weniger jene rationale Richtung vertreten. In der Religion aber stand Manso durchaus auf dem Boden der christlichen Kirche, alles Witzeln und Spötteln lag ihm fern. Dafür sprechen die Zeugnisse von Freunden in ihren Reden über den Entschlafenen, dafür spricht vor allem auch eine Stelle

in seiner „Geschichte der Ostgoten“[1]), wo er zeigt, daß bereits im ausgehenden Heidentum die Hoffnung auf Unsterblichkeit vorhanden war. „Als die vollendende Ergänzung jener Hoffnung und jenes Vertrauens, heißt es, wird billig das Christentum angesehen. Die Felsengruft Josefs von Arimathia, über der Paulus ebenso wahr als kräftig ausruft: ‚Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel‘; und Golgatha, die geweihte Stätte, die das große Wort: ‚Also hat Gott die Welt geliebt‘ sächlich beurkundet und feierlich besiegelt, verwandeln — jene die Hoffnung der Auferstehung in tröstende Gewißheit, diese das Vertrauen auf Gott in ein wohltuendes frohes Bewußtsein, und lassen nicht zweifeln, um welche Angeln sich die christliche Religion drehe, und welches ihr Grund und ihr Wesen sei. Wir sollen fest und unverbrüchlich an den glauben, den Gott gesandt hat, und nicht zweifeln, daß uns jenseits des Grabes eine hellere Sonne leuchten werde. Dies allein macht uns die Schrift zur Bedingung seiner Liebe und unseres Glücks, nicht die Erforschung des Verborgenen, nicht das Eindringen in übersinnliche Fragen oder sogenannte Geheimnisse, viel weniger die Entscheidung über den in ihnen verschlossenen Sinn, als welchen er allein aufzuschließen vermag, und, wenn es uns frommen sollte, dereinst gewiß aufschließen wird.“ „Aber freilich, fährt er fort, gerade diese einfache, klare, kindlich-christliche Denkweise ist Priestern und Leviten von jeher viel zu klar, einfach und kindlich gewesen. Das Unendliche und Unbegreifliche haben sie lieber ergründen und bestimmen, als das Verständliche und Naheliegende mit frommem Gemüte auffassen und sich aneignen wollen[2]).“

Im folgenden richtet Manso scharfe Angriffe gegen alle theologische Klügelei und dogmatische Spitzfindigkeit, und in-

---

[1]) S. 293ff.

[2]) Der Verfasser nennt die christlichen Geheimnisse theologische Probleme und unterscheidet eine zweifache Art der Auslegung, jene nach der Phantasie und die nach der Vernunft. „Die erstere, meint er, wird in den Ausdrücken der Schrift stets etwas Mystisches, Unendliches, Ehrfurchtgebietendes wahrnehmen und diese Wahrnehmungen zu Gefühlen steigern, ja, wie oft geschieht, in lebhafte Anschauungen verwandeln. Dagegen werden alle, deren Führerin in göttlichen wie in weltlichen Dingen die Vernunft ist, jene Ausdrücke zu deutlichen Vorstellungen erheben und dem Begreiflichen näher zu bringen suchen.“

männer näher zu prüfen, und sich schließlich einer so erniedrigenden Beeinflussung zu entziehen. Daß er die Maitressenwirtschaft am Hofe nicht gleichgültig ansieht, wird bei ihm, der schon Friedrich dem Großen seine geringe Sorge für die sittliche Hebung des Volkes vorwarf, nicht Wunder nehmen. Er gibt sogar der Sinnlichkeit und groben Ausschweifung des Königs Schuld an dessen frühem Tode[1]); im übrigen findet er an dem Beispiele dieses Herrschers abermals durch die Erfahrung die allgemeine Wahrheit bestätigt, daß die Menschen, wenn sie ein anstößiges Leben geführt haben, gewöhnlich in der Religion einen Ausgleich suchen.

Nicht minder als der Privatmann wird der Politiker und Feldherr Friedrich Wilhelm beurteilt. Der ganze Handel mit Frankreich von 1792—1795 wird eine Folge von Inkonsequenzen genannt und dem Könige vorgeworfen, daß er zu sehr in österreichisches Fahrwasser sich begeben habe. In der zögernden Haltung Franz' II. und der Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms sieht Manso den Grund für den allgemeinen Mißerfolg. Daneben wird allerdings auch die Schuld der Kurzsichtigkeit der Verbündeten beigemessen, die geglaubt hätten, es mehr mit einer Rotte von Banditen als mit einer militärischen Macht zu tun zu haben. Preußens Herrscher erscheint als Feldherr völlig unfähig und für den Oberfeldherrn Ferdinand von Braunschweig im Lager ein direktes Hindernis schnellen Entschlusses. Sehr scharf und in gewisser Beziehung charakteristisch für Manso ist sein Urteil über die preußische Polenpolitik. Schon Friedrich II. erscheint in seiner Darstellung als die [illegible] Teilung eigentlich treibende Kraft, während Rußland un[illegible] reich mehr als die Geschobenen hingestellt werden. [illegible] sser verkennt hier, da ihm das einschlägige Aktenm[illegible] hlte, ganz die Sachlage, übersieht die Ländergier Jos[illegible] owie die geheimen Absichten Katharinas, Polen für sich [illegible] cken. Friedrich II. konnte gar nicht anders handeln, a[illegible] Wirklichkeit tat, wollte er nicht [illegible] sgehen und [illegible] rung der Nachbarstaaten zu [illegible] m Schaden Unter diesen Umständen ist [illegible] e sehr miß[illegible]

[1]) Auch gegen diese Behauptu[illegible] iert Menzel [illegible] Krankheit Friedrich Wilhelms dem G[illegible] chten Was[illegible] dreier Feldzüge zuzuschreiben sei

minationskommission", in den verschiedenen Religionserlassen vor allem in dem berüchtigten Edikt Wöllners erblickte nicht bloß er, sondern alle Verständigen in Preußen eine Gefahr für Gewissens- und Bildungsfreiheit. Letzteres erschien ihm in der nach dem Maßstabe eines beschränkten Geistlichen zugeschnittenen haltlosen Form wie ein widrig-lächerliches Zerrbild; machte es doch das Bekenntnis der Orthodoxie öffentlich zur Pflicht, überließ es aber den Geistlichen, persönlich an die Dogmen nicht zu glauben.

In protestantischen Kreisen herrschte damals große Besorgnis vor dem Einfluß der Jesuiten. Zwar war der Orden bereits 1773 durch Clemens XIV. aufgehoben worden, aber man glaubte Beweise zu haben, daß die Mitglieder im geheimen nur um so eifriger fortwirkten; wenigstens war das, was von Anhängern der Rosenkreuzer und Freimaurer über den geringen Unterschied zwischen Papsttum und Luthertum in öffentlichen Schriften gesagt wurde[1]), nicht geeignet, die Gemüter zu besänftigen. Manso ist von dem Vorhandensein solcher geheimen Verbindungen zwischen Jesuiten und Freimaurern entschieden überzeugt, aber er mißt dem Einflusse der ersteren , obwohl er eifriger Protestant ist, nicht die Bedeutung bei, hegt nicht die Befürchtungen für das evangelische Bekenntnis wie Nicolai und Biester, welche in der allgemeinen deutschen Bibliothek und der Berliner Monatsschrift einen regelrechten Feldzug eröffneten; hatte er doch genug Gelegenheit, die patres in unmittelbarer Nähe zu beobachten. Wenigstens hielt er sie für ungefährlicher als das Treiben eines Wöllner und Bischofswerder[2]). Den Grund dafür, daß Friedrich Wilhelm II. von diesen beiden Männern so tief umstrickt worden sei, sieht er in den beiden hervorstechenden Charaktereigenschaften des Königs, in der leichten Zugänglichkeit und in seinem oberflächlichen Dilettantismus, der ihn verhindert habe, die ihm unterbreiteten Vorlagen und Anordnungen der Vertrauens-

---

[1]) Z. B. von dem süddeutschen Pfarrer Stark „Freimütige Betrachtungen über das Christentum" 1780.

[2]) Der Verfasser der „20 Jahre preußischer Geschichte" erklärt gegen Manso, daß der König schon in der Jugend dem Neologismus, wie man die von Spalding, Teller, Schulz u. a. vertretene Richtung des Protestantimus nannte, feind gewesen und nicht erst durch seine Ratgeber zu Maßregeln gegen ihn veranlaßt worden sei.

männer näher zu prüfen, und sich schließlich einer so erniedrigenden Beeinflussung zu entziehen. Daß er die Maitressenwirtschaft am Hofe nicht gleichgültig ansieht, wird bei ihm, der schon Friedrich dem Großen seine geringe Sorge für die sittliche Hebung des Volkes vorwarf, nicht Wunder nehmen. Er gibt sogar der Sinnlichkeit und groben Ausschweifung des Königs Schuld an dessen frühem Tode[1]; im übrigen findet er an dem Beispiele dieses Herrschers abermals durch die Erfahrung die allgemeine Wahrheit bestätigt, daß die Menschen, wenn sie ein anstößiges Leben geführt haben, gewöhnlich in der Religion einen Ausgleich suchen.

Nicht minder als der Privatmann wird der Politiker und Feldherr Friedrich Wilhelm beurteilt. Der ganze Handel mit Frankreich von 1792—1795 wird eine Folge von Inkonsequenzen genannt und dem Könige vorgeworfen, daß er zu sehr in österreichisches Fahrwasser sich begeben habe. In der zögernden Haltung Franz' II. und der Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms sieht Manso den Grund für den allgemeinen Mißerfolg. Daneben wird allerdings auch die Schuld der Kurzsichtigkeit der Verbündeten beigemessen, die geglaubt hätten, es mehr mit einer Rotte von Banditen als mit einer militärischen Macht zu tun zu haben. Preußens Herrscher erscheint als Feldherr völlig unfähig und für den Oberfeldherrn Ferdinand von Braunschweig im Lager ein direktes Hindernis schnellen Entschlusses. Sehr scharf und in gewisser Beziehung charakteristisch für Manso ist sein Urteil über die preußische Polenpolitik. Schon Friedrich II. erscheint in seiner Darstellung als die zur Teilung eigentlich treibende Kraft, während Rußland und Österreich mehr als die Geschobenen hingestellt werden. Der Verfasser verkennt hier, da ihm das einschlägige Aktenmaterial fehlte, ganz die Sachlage, übersieht die Ländergier Josefs II., sowie die geheimen Absichten Katharinas, Polen für sich einzustecken. Friedrich II. konnte gar nicht anders handeln, als er in Wirklichkeit tat, wollte er nicht leer ausgehen und einer Vergrößerung der Nachbarstaaten zu seinem Schaden ruhig zusehen. Unter diesen Umständen ist es eine sehr mißliche Sache um

[1]) Auch gegen diese Behauptung polemisiert Menzel und meint, daß die Krankheit Friedrich Wilhelms dem Genuß schlechten Wassers und den Folgen dreier Feldzüge zuzuschreiben sei.

Unsrigen gehöre[1])." Am Schluß wird dem Autor der Rat erteilt, künftig vorsichtiger zu sein und das Buch sorgsam zurückzuhalten.

Manso antwortete nicht öffentlich, da es ihm jedenfalls darauf ankam, noch verborgen zu bleiben, aber an Böttiger schrieb er am 11. September 1819, er glaube gern, daß nicht alles buchstäblich wahr sei; aber ein Dutzend Kleinigkeiten machten ein Buch noch nicht schlecht. Es würde ihm leid tun, wenn er zu jenen gehörte. Bisher seien alle Pfeile an ihm abgeprallt und er werde sich trotz der Warnung der Staatszeitung nicht abhalten lassen, den zweiten Band zu versenden. Er wünscht vor allem, daß Stimmen im Auslande für ihn sich erheben möchten, damit die Berliner nicht triumphierten. Wie er seinen Gegnern gegenüber sich erklärt, werden wir später sehen; für jetzt schreiten wir in der Besprechung des ersten Bandes fort und haben nur noch einiges über Friedrich Wilhelms II. innere Politik zu sagen.

Über die Religionserlasse und die Beschränkungen der Lehrfreiheit haben wir schon gesprochen und auf Mansos herbes aber gerechtes Urteil hingewiesen. Günstiger spricht er sich über das Justizwesen aus. Mit Genugtuung verzeichnet er die Bestrebungen zur Herausgabe des allgemeinen Landrechts, begrüßt er das Erscheinen desselben und lobt vor allem die Beschleunigung im Prozeßgange. Aber freilich verstimmt ihn auch hier wieder die plötzliche Zurückziehung der ersten Auflage des Landrechts und die in der Folge vollzogene Abänderung einiger Paragraphen zu ungunsten der Preß- und Schreibfreiheit, was er namentlich im Interesse der Wissenschaft und des Buchhandels beklagt. Bezüglich der Steuerverwaltung sagt Manso, daß die anfängliche Aufhebung aber spätere Wiederaufnahme einiger drückender Steuerauflagen Friedrichs des Großen allen tiefer Sehenden nur die Überzeugung von der großen Geldnot des Staates und der allgemeinen Ratlosigkeit der ober-

[1]) L. Geiger meint, daß Staegemann mit diesem Ausdruck habe sagen wollen, daß der Verfasser „kein Preuße" und nicht, wie Manso meine, „kein Gesinnungsgenosse" sei. Zu dieser Ansicht sei er außer inneren Gründen noch durch den Umstand gekommen, daß Mansos Werk in Frankfurt a. M. erschienen sei. Nach dem Briefe zu urteilen kannte aber Staegemann den Verfasser, und wußte, daß er Preuße war. Man müßte höchstens annehmen, daß er diesen Ausdruck auf Mansos thüringische Abstammung bezogen habe.

gewordene Frage gelöst wissen wollte, dürfte wohl nicht zweifelhaft sein.

Begreiflicherweise erregte diese Beurteilung von Preußens Haltung in der Polenfrage bei gewissen Patrioten am Hofe arge Verstimmung. Der preußische Staatsrat Friedr. Aug. Staegemann schrieb in der von ihm herausgegebenen „Staatszeitung", 31. August 1819, St. 70: „Allerdings kann man, um die Taten der Politik zu rechtfertigen, die Fügungen der Weltordnung nicht einmischen, welche das unvermeidliche Schicksal Polens herbeiführten, welche die späteren Bestrebungen vereitelten und vereiteln mußten. Aber so lange, bis das letzte Schwert in die Scheide gesteckt sein wird, können die Verhältnisse eines Volkes gegen das andere nicht nach dem Handbuche eines Professors der Moral beurteilt werden[1])." Den Schreiber des Artikels ärgern nebenbei auch die Angriffe auf einzelne Zweige der Verwaltung Friedrichs des Großen, sowie jene auf Friedrich Wilhelm II., und er sucht dem Werke die Bedeutung abzusprechen, indem er sagt, daß es „den hohen Ansprüchen an ein großes Geschichtsgemälde in keiner Weise genüge, daß es nur „als ein Versuch" anzusehen sei, „die Geschichte Preußens nach Anleitung der bisher darüber gedruckten Schriften in einer würdigen Sprache geschickt zusammenzustellen. Dies erreicht zu haben, läßt sich dem Verfasser auch nicht bestreiten". Schärfer lautet das Urteil in einem Nachtrage Nr. 71, wo es heißt: „Bei der Beschränktheit der Quellen und der völligen Unkenntnis unserer inneren Verhältnisse, aus welcher die einseitigen Bemerkungen über Friedrich den Großen und die ganz verfehlte Schilderung Friedrich W[illegible] II., sowie die verkehrte Darstellung mancher Hauptbeg[illegible]en hervorgegangen, setzen wir voraus, daß der Verf[illegible]cht zu den

[1]) Man hatte inzwischen Manso als Verfasser de[illegible]en Geschi[illegible] ermittelt. Der preußische Legationsrat Conrad Engelb[illegible] in Pari[illegible] in einem Briefe an F. A. Staegemann, ob dieser wis[illegible] Verf[illegible] Werkes sei. Darauf antwor[illegible]hm Staegemann, d[illegible] versichtlich Herrn Manso in [illegible] als Verfasser ge[illegible] hinzu: „Ich finde diese Ar[illegible] zu tadeln, w[illegible] 4 Wochen in der Staatszei[illegible]an habe. (Vg[illegible] preuß. Legationsrates C. E. [illegible]n den wirkl. [illegible] mann, Leipzig 1843, Nr. 35 u[illegible]efe v. F. A. [illegible] herausgegeb. v. Franz Rühl [illegible]ine zur pr[illegible] Heft 1, Berlin 1901, Nr. 37.

Unsrigen gehöre[1]).“ Am Schluß wird dem Autor der Rat erteilt, künftig vorsichtiger zu sein und das Buch sorgsam zurückzuhalten.

Manso antwortete nicht öffentlich, da es ihm jedenfalls darauf ankam, noch verborgen zu bleiben, aber an Böttiger schrieb er am 11. September 1819, er glaube gern, daß nicht alles buchstäblich wahr sei; aber ein Dutzend Kleinigkeiten machten ein Buch noch nicht schlecht. Es würde ihm leid tun, wenn er zu jenen gehörte. Bisher seien alle Pfeile an ihm abgeprallt und er werde sich trotz der Warnung der Staatszeitung nicht abhalten lassen, den zweiten Band zu versenden. Er wünscht vor allem, daß Stimmen im Auslande für ihn sich erheben möchten, damit die Berliner nicht triumphierten. Wie er seinen Gegnern gegenüber sich erklärt, werden wir später sehen; für jetzt schreiten wir in der Besprechung des ersten Bandes fort und haben nur noch einiges über Friedrich Wilhelms II. innere Politik zu sagen.

Über die Religionserlasse und die Beschränkungen der Lehrfreiheit haben wir schon gesprochen und auf Mansos herbes aber gerechtes Urteil hingewiesen. Günstiger spricht er sich über das Justizwesen aus. Mit Genugtuung verzeichnet er die Bestrebungen zur Herausgabe des allgemeinen Landrechts, begrüßt er das Erscheinen desselben und lobt vor allem die Beschleunigung im Prozeßgange. Aber freilich verstimmt ihn auch hier wieder die plötzliche Zurückziehung der ersten Auflage des Landrechts und die in der Folge vollzogene Abänderung einiger Paragraphen zu ungunsten der Preß- und Schreibfreiheit, was er namentlich im Interesse der Wissenschaft und des Buchhandels beklagt. Bezüglich der Steuerverwaltung sagt Manso, daß die anfängliche Aufhebung aber spätere Wiederaufnahme einiger drückender Steuerauflagen Friedrichs des Großen allen tiefer Sehenden nur die Überzeugung von der großen Geldnot des Staates und der allgemeinen Ratlosigkeit der ober-

---

[1]) L. Geiger meint, daß Staegemann mit diesem Ausdruck habe sagen wollen, daß der Verfasser „kein Preuße“ und nicht, wie Manso meine, „kein Gesinnungsgenosse“ sei. Zu dieser Ansicht sei er außer inneren Gründen noch durch den Umstand gekommen, daß Mansos Werk in Frankfurt a. M. erschienen sei. Nach dem Briefe zu urteilen kannte aber Staegemann den Verfasser, und wußte, daß er Preuße war. Man müßte höchstens annehmen, daß er diesen Ausdruck auf Mansos thüringische Abstammung bezogen habe.

Gleichgültigkeit gegen alle diese Dinge bemächtigt. Ein Hoffnungsschimmer fiel zwar durch die anfänglich glücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1809 in die allgemeine trostlose Lage; desto schlimmer aber war nach Österreichs abermaliger Niederwerfung die Enttäuschung. Die Stimmung Mansos in jener Zeit drückt am besten eine Stelle seines Briefes an Böttiger vom 2. Juni 1809 aus, worin es heißt: „Das Herz schlägt mir unruhig, wenn ich in die Gegenwart schaue und die Zukunft denke, die guten Nachrichten von Österreich, die man uns zusandte, schienen ein warmer Frühlingstag zu sein, auf den ein tötender Nachtfrost gefolgt ist. Was steht, was kann uns bevorstehen, wenn Österreich sinkt? Ich fürchte gänzliche Auflösung, nichts anderes." Österreich sank wirklich, und damals muß Manso, worauf wir schon anfangs hinwiesen, in der Überzeugung, daß eine Erhebung Preußens nunmehr unmöglich sei, den Entschluß gefaßt haben, den tragischen Untergang Preußens zu schildern. Aber die Vorsehung verrückte ihm das Konzept, und er sah sich nach der Niederwerfung Napoleons zur Änderung des ursprünglichen Planes veranlaßt, wollte er nicht die Arbeit ganz aufgeben. Doch ist vieles in dem Werke verblieben, was auf diese erste Idee hinweist.

Den beispiellosen Ausbruch der Begeisterung, die einmütige Erhebung des deutschen Volkes, wie er sie nicht im entferntesten ahnen konnte, hat Manso nicht miterlebt, — eine schwere Krankheit warf ihn aufs Lager. Der Briefwechsel mit Böttiger zeigt eine Lücke bis zum Juni 1814. „Wie er dann, sagt Dr. Kluge (schles. Prov.-Bl. 1826), aus dem langen Fiebertraume seiner Krankheit erwachte und die fast lähmende Abspannung nachließ, wähnte der überraschte Mann einen neuen Traum zu träumen, da er die großen, nicht geahnten Veränderungen erfuhr: so stark war die Macht seiner früheren Überzeugung, so wunderbar ihm die neue Gestaltung der Dinge." Die Lücke, die durch die lange, über ein Jahr dauernde Krankheit in seinem geistigen Leben entstanden war, gibt sich auch in der ganzen Komposition des diesbezüglichen Teiles seines Werkes zu erkennen. Da er die ganze Zeit nicht aus eigner Anschauung kannte, so war er nur auf die erschienenen Berichte und Erzählungen glaubwürdiger Männer angewiesen, und daher werden uns die Ereignisse geschildert, wie sie sich in den verschie-

leuchtung mehr wie der Verzweiflungskampf einer sinkenden Nation, die ihr Letztes daran setzt, den drohenden Untergang abzuwehren. Weder wird den Soldaten die Tapferkeit, noch den Offizieren der Mut abgesprochen, aber das überlegene Genie des kühnen Korsen, sagt Manso, brachte die Geister in Verwirrung und machte alle Berechnung zuschanden.

Diese Auffassung der Ereignisse seitens des Verfassers findet ihre Erklärung darin, daß die „Geschichte des preußischen Staates“ eigentlich die Ursachen des Verfalls und den Untergang dieser Monarchie darzustellen bestimmt war. Die tiefe Demütigung Preußens nach dem Tilsiter Frieden, die nachherige drohende Haltung Napoleons mußte bei der gänzlichen Erschöpfung aller Mittel in den Gemütern den Gedanken erwecken, daß es mit dem Staate für immer vorbei sei. Für diese ursprüngliche Auffassung Mansos spricht deutlich sein skeptisches Verhalten gegenüber den Stein-Hardenbergischen Reformen. Zwar hält er mit seinem eignen Urteil hier vorsichtig zurück, — er schildert uns den Eindruck, den die Erlasse machten, mehr nach der Meinung der Zeitgenossen, — aber wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so sieht man bald, daß auch er diese Reformen, wenn nicht für zwecklos, so doch im Augenblick für schädlich hielt, da er der Überzeugung war, daß der plötzliche Umschwung aller Verhältnisse dem Staate nicht von Nutzen sein könne[1]). Seiner politischen Denkungsart entspricht wohl die Aufhebung aller schädlichen Vorrechte des Adels, die Beseitigung der bäuerlichen Leibeigenschaft, die Städteordnung, überhaupt alles, was befreiend auf den Geist des Volkes wirkt, doch kann er nicht einsehen, wie unter den gegenwärtigen, unruhigen Verhältnissen alle diese plötzlichen Maßnahmen einen Ausweg aus der verhängnisvollen Lage bringen sollen. Wenn man seinen Worten unbedingten Glauben schenken müßte, so hatte sich des Volkes völlige

[1]) Die trostlose Lage Preußens, insbesondere die Geldknappheit, die Reformversuche, aber auch die damalige durch die Franzosen hervorgerufene Unsicherheit alles Verkehrs, berühren auch zwei Briefe Mansos an G. A. Bürde und Nicolai, welche L. Geiger in der Breslauer Zeitung 1906, Nr. 68 veröffentlicht hat. Bezüglich des Geldmangels und der unzulänglichen Mittel zu dessen Abhilfe beruft sich Manso auf den Münzdirektor Carl Lessing, den Bruder des Dichters, und man sieht daraus, daß er bestrebt war, immer an zuständiger Stelle Einsicht in den Stand der Dinge zu erlangen.

Gleichgültigkeit gegen alle diese Dinge bemächtigt. Ein Hoffnungsschimmer fiel zwar durch die anfänglich glücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1809 in die allgemeine trostlose Lage; desto schlimmer aber war nach Österreichs abermaliger Niederwerfung die Enttäuschung. Die Stimmung Mansos in jener Zeit drückt am besten eine Stelle seines Briefes an Böttiger vom 2. Juni 1809 aus, worin es heißt: „Das Herz schlägt mir unruhig, wenn ich in die Gegenwart schaue und die Zukunft denke, die guten Nachrichten von Österreich, die man uns zusandte, schienen ein warmer Frühlingstag zu sein, auf den ein tötender Nachtfrost gefolgt ist. Was steht, was kann uns bevorstehen, wenn Österreich sinkt? Ich fürchte gänzliche Auflösung, nichts anderes.“ Österreich sank wirklich, und damals muß Manso, worauf wir schon anfangs hinwiesen, in der Überzeugung, daß eine Erhebung Preußens nunmehr unmöglich sei, den Entschluß gefaßt haben, den tragischen Untergang Preußens zu schildern. Aber die Vorsehung verrückte ihm das Konzept, und er sah sich nach der Niederwerfung Napoleons zur Änderung des ursprünglichen Planes veranlaßt, wollte er nicht die Arbeit ganz aufgeben. Doch ist vieles in dem Werke verblieben, was auf diese erste Idee hinweist.

Den beispiellosen Ausbruch der Begeisterung, die einmütige Erhebung des deutschen Volkes, wie er sie nicht im entferntesten ahnen konnte, hat Manso nicht miterlebt, — eine schwere Krankheit warf ihn aufs Lager. Der Briefwechsel mit Böttiger zeigt eine Lücke bis zum Juni 1814. „Wie er dann, sagt Dr. Kluge (schles. Prov.-Bl. 1826), aus dem langen Fiebertraume seiner Krankheit erwachte und die fast lähmende Abspannung nachließ, wähnte der überraschte Mann einen neuen Traum zu träumen, da er die großen, nicht geahnten Veränderungen erfuhr: so stark war die Macht seiner früher[illegible] Überze[illegible] so wunderbar ihm die neue Gestaltung der D[illegible] die durch die lange, über ein Jahr dauernde [illegible] geistigen Leben entstanden war, gibt sich [illegible] Komposition des diesbezüglichen Teile[illegible] kennen. Da er die ganze Zeit [illegible] kannte, so war er nur auf die [illegible] zählungen glaubwürdiger Männ[illegible] den uns die Ereignisse geschild[illegible]

zum Teil dieselben Männer, welche auch gegen Manso ihre Angriffe richteten. Ihnen erwidert er im voraus in der Vorrede zum 2. Bande: „Möge mir darum immerhin die nicht kleine Zahl derer zürnen, die jede Anerkennung fremder Größe für Parteilichkeit halten und ihre vermeintliche Deutschheit durch nichts kräftiger zu erwähnen wissen, als durch schnöde Herabsetzung des Auslandes. Sie vergessen nicht nur, daß sie die Besiegten entehren, indem sie dem Sieger sein Verdienst absprechen, sie übersehen zugleich, zu welcher scharfen Rüge der Handlungsweise unserer eignen Fürsten sie durch die unerbittliche Strenge, die sie gegen andere üben, auffordern und berechtigen[1].“

Die Angriffe und Verdächtigungen bei Hofe dauerten indes fort, und als Friedrich Wilhelm III. das Buch selber zu lesen verlangte, da sollen geschäftige Hände durch eingelegte Zeichen den König auf die markantesten Stellen aufmerksam gemacht haben. (S. Grünhagen, Allgem. deutsche Biographie, Bd. 20.) Aber dieser dachte anders darüber. Er ließ durch hochstehende Persönlichkeiten den Verfasser wissen, daß man ihn nicht gemißdeutet und er keine nachteiligen Folgen zu befürchten habe, und bald darauf verlieh er ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaften den roten Adlerorden III. Klasse (1822).

Sicherlich ist das Werk, für die damalige Zeit, eine ganz hervorragende wissenschaftliche Leistung. Im einzelnen ist es natürlich von der neueren Forschung überholt; aber als Zeitg… …te wird es stets ein eigenartiges, in vieler Beziehung anzi… …Denkmal bleiben. In der Art der Darstellung hat ich… …m das noch im Vorbeigehen zu erwähnen, wieder in… …citus angeschlossen. Darauf weisen nicht … …schnitten vorgesetzten Mottos, welche zu-

…g, daß Bewunderung eines genialen Feindes sehr …einbar sei, stimmt ganz die Äußerung überein, … Nichtbestätigung seines Freundes Schummel als …rde begründet mit dessen politischer Gesinnung — …er wahrhaft schlechten Menschen, irgend einer …nzosen wahrhaft huldigen und ihrer Obgewalt …öchst unwahrscheinlich.“ Übrigens spricht für …d, daß er Mitglied des Tugendbundes war …urzem Bestehen wieder aufgehoben wurde.

25. März 1815) Hyperpatriotismus: „Was ich wie Tausende über Sachsen denke, bedarf ebenfalls keiner Meldung. Patriotisch denken soll jeder, hyperpatriotisch niemand; denn solche Denkungsart läßt die Nemesis nie ungestraft."

Nächst dieser „traurigen Seelenzählerei", wie er die Verhandlungen über die Gebietsentschädigungen nennt, erfüllt ihn das Benehmen der Fürsten gegenüber den Völkern mit Verachtung. Wie das ganze deutsche Volk, so hatte auch er die Gewährung einer Verfassung und die Erfüllung noch anderer vor dem Kriege gemachter Zugeständnisse erwartet. Statt dessen aber erfolgten reaktionäre Beschlüsse, die das Volk als den Feind der Throne behandelten. Mansos Äußerungen über diese Dinge atmen in nicht geringem Grade die Enttäuschung, die damals die meisten erleben mußten. Er wünschte sehnlichst eine Besserstellung der unteren Stände und erhoffte schon von der französischen Revolution eine günstige Einwirkung in diesem Sinne auch in Deutschland. Damals, 1793, schrieb er in der Abhandlung „Ist nur der einzelne Mensch oder das Menschengeschlecht im ganzen einer Veredelung fähig?" folgende bezeichnende Worte: „Die Gesetzgeber in Frankreich gingen unstreitig von richtigen, menschenfreundlichen Grundsätzen aus, aber das Land ist leider noch mehr in Verwirrung geraten. Eine allgemeine Gleichheit ist ein leerer Traum und mit der bürgerlichen Gesellschaft unvereinbar. Herrschen und Dienen, als worin sich die Ungleichheit der Menschen äußert, entstand, sobald mehrere Familien sich vereinigten, und wird sicher nie aufhören, so lange die gesellschaftlichen Verbindungen fortdauern. Aber immer ist e[illegible] merkwürdiger Unterschied, ob die bei weitem größere [illegible] werbende Klasse von Menschen überall nur als Mitt[illegible] ob sie als Zweck betrachtet wird, ob, was sie verd[illegible] selbst oder andern zugute kommt, ob sie durch Fleiß, [illegible] Talent sich in eine höhere Klasse von Menschen [illegible] arbeiten vermag, oder ob sie ewi[illegible]der ihrigen [illegible] bestimmt ist." Als dann Napole[illegible]rat, klamm[illegible] seine Hoffnungen und Entwürfe an [illegible]tter Fran[illegible] innerer und äußerer Gefahr, und [illegible]rach sic[illegible] reiche Männer mit ihm, viel von d[illegible]ntschlo[illegible] Verstand für die Wohlfahrt Europas [illegible] Zust[illegible]

die richtige Lesart nach zwei Handschriften der Rhedigerschen Bibliothek und nach einem Codex der königlichen sorgfältig herstellte, desgleichen 1824 zwei Edikte Athalarichs mit einem übersichtlichen Kommentar. Mit dem ersten Edikte Athalarichs hatte sich bereits der Philologe Heumann in der Collectio dissertat. Gotting. befaßt. Der Erfolg seiner Bemühungen aber war zuletzt an der Schwierigkeit des Lateins gescheitert. Die mustergültige Klarstellung des Textes dieser Edikte hat erst Manso erreicht. Nebenher las dieser frühere Arbeiten zur Geschichte der Ostgoten, z. B. Hurters „Geschichte des ostgotischen Königs Theoderich“, Woltmanns Lebensbeschreibung und Schlossers „Geschichte der Ostgoten“. Hurter gestattet der Sage und Dichtung zu viel Spielraum, während Woltmann, dessen Biographie übrigens in den berühmten „Horen“ Schillers, 1796, VII. St., erschien, aus Theoderich einen sentimentalen Romanritter macht. Eine rein wissenschaftliche Darstellung hat nur Schlosser gegeben, und ihm hat auch Manso manches zu verdanken. Gegen den Herbst 1823 war die Sammlung des Materials so weit gediehen, daß zur Abfassung des Werkes geschritten werden konnte, das dann 1824 in Breslau im Verlage von Max & Cie. erschien.

Die Anlage des ersten und zweiten Teiles, umfassend den ganzen Zeitraum bis Theoderichs Tod, hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen der Biographie Konstantins des Großen. Gleichsam als Einleitung zu betrachten ist die Urgeschichte der Goten bis zum Tode ihres Königs Theodemir, dann folgt ausführlich die Zeit Theoderichs und zwar zunächst die äußere Geschichte im Zusammenhange wie bei Konstantin, und dann ebenso die innere; den Schluß bildet eine zusammenfassende Charakteristik des Gotenkönigs. Wir übergehen in unserer Besprechung die zum großen Teil sagenhafte Urgeschichte, die Manso als erster von den obengenannten herangezogen hat, ebenso die allgemein bekannten Kriegszüge Theoderichs vor der Festsetzung des Volkes in Italien. Wichtige Entdeckungen hat der Verfasser auch hier nicht machen können; überhaupt ist es ein löbliches Bestreben von ihm, daß er sich nicht in umständliche und unfruchtbare Hypothesen einläßt, sondern sich an die historischen Tatsachen hält. Die äußere Politik Theoderichs wird, wie es sich ja von selbst ergab, unter zwei Ge-

Danach fiel der endgültige Entschluß, die „Geschichte des ostgotischen Reiches in Italien“ zu schreiben, in den Sommer 1821. Sein Vorhaben, eine nach allen Seiten abschließende Darstellung zu geben, verpflichtete ihn zu umfangreichen Quellenstudien. Er las daher nicht nur alle diesbezüglichen Werke eines Procop, Agathias, Johannes von Antiochien, Jordanes und des Anonymus Valesianus und machte Auszüge daraus, sondern er ging daran, einige bis dahin noch nicht sorgfältig edierte Schriften des Ennodius und Cassiodor, deren Wichtigkeit er erkannte, herauszugeben. 1822 erschien der Panegyrikus des Ennodius, dessen „knotiges Latein“ ihm viel Zeit und Mühe kostete, in verbessertem Texte und mit Anmerkungen versehen als Gymnasialprogramm, 1823 eine Übersicht der Staatsämter und Verwaltungsbehörden unter Theoderich nach den Bestallungen Cassiodors, wobei Manso

---

enthalten Urteile über historische Methode und Stil und bringen daneben ziemlich viel Persönliches. Wie immer, so gibt sich Manso auch in ihnen offen und frei und selbst den Raumerschen Erzeugnissen gegenüber urteilt er ohne Rückhalt. Wie oft er seinem Freunde mit Ratschlägen zur Seite stand, und welchen Anteil er vor allem an der Abfassung von dessen Hohenstaufengeschichte hatte, das findet der Leser hier verzeichnet. Einzelne dieser Briefe sind wiederholt, ihnen aber eine Zahl Raumerscher Briefe hinzugefügt in Friedrich v. Raumers „Lebenserinnerungen und Briefwechsel“ II., 102, 120ff., 127ff., 132ff., 143ff., 157ff., 185ff. Den letzten Brief, den er von Manso erhalten, erwähnt R. in einem Briefe an Tieck das. II, S. 201. In diesen „Lebenserinnerungen“ nun widmet Raumer seinem verewigten Freunde folgende sehr schöne Stelle: Manso ist infolge der ungerechten und unwahren Xenien oft sehr falsch beurteilt worden. Er war keineswegs ein Pedant, sondern ein Mann von feinem gewandtem Benehmen, ein echter Gentleman. Mit umfassenden Kenntnissen verband er ein zartes Gefühl für alles Gute und Schöne; Philosophen und Dichter wußte er gleich gut zu würdigen, und seine Bescheidenheit war nicht erkünstelt, sondern ging zugleich hervor aus Einsicht und der Milde seiner Natur. Seinen Schülern war er ein höchst nützlicher Lehrer, auch ward er von ihnen zugleich verehrt und geliebt. Seine Gespräche waren immer reich an Inhalt und anmutig; nicht weil er nach diesen umhersuchte, sondern weil er sie aus reichen Vorräten mühelos darbot. Ich bin diesem treuen Freunde gar vielen Dank schuldig und habe kaum jemals wieder so lehrreiche und zugleich so heitere Gesellschaften gefunden, als sich bei Manso am runden Tisch (nach hellenischer Vorschrift) zusammenfanden.“ Noch vorteilhafter als Raumer urteilt Fr. Jacobs („Personalien“ Neue Schriften, Bd. VII 1840) von Manso. Was dagegen Kühnemanns Urteil in der Monographie „Schiller“ S. 411, gelten darf, überlassen wir dem Leser zur Entscheidung. Dort heißt es nämlich von den in den Xenien angegriffenen Männern und somit auch von Manso: „Keinen Funken höheren Geistes schlug selbst diese Erschütterung aus solchen Menschen heraus. Wie die Xenien sie dargestellt hatten, so und noch schlimmer waren sie.“

die richtige Lesart nach zwei Handschriften der Rhedigerschen Bibliothek und nach einem Codex der königlichen sorgfältig herstellte, desgleichen 1824 zwei Edikte Athalarichs mit einem übersichtlichen Kommentar. Mit dem ersten Edikte Athalarichs hatte sich bereits der Philologe Heumann in der Collectio dissertat. Gotting. befaßt. Der Erfolg seiner Bemühungen aber war zuletzt an der Schwierigkeit des Lateins gescheitert. Die mustergültige Klarstellung des Textes dieser Edikte hat erst Manso erreicht. Nebenher las dieser frühere Arbeiten zur Geschichte der Ostgoten, z. B. Hurters „Geschichte des ostgotischen Königs Theoderich", Woltmanns Lebensbeschreibung und Schlossers „Geschichte der Ostgoten". Hurter gestattet der Sage und Dichtung zu viel Spielraum, während Woltmann, dessen Biographie übrigens in den berühmten „Horen" Schillers, 1796, VII. St., erschien, aus Theoderich einen sentimentalen Romanritter macht. Eine rein wissenschaftliche Darstellung hat nur Schlosser gegeben, und ihm hat auch Manso manches zu verdanken. Gegen den Herbst 1823 war die Sammlung des Materials so weit gediehen, daß zur Abfassung des Werkes geschritten werden konnte, das dann 1824 in Breslau im Verlage von Max & Cie. erschien.

Die Anlage des ersten und zweiten Teiles, umfassend den ganzen Zeitraum bis Theoderichs Tod, hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen der Biographie Konstantins des Großen. Gleichsam als Einleitung zu betrachten ist die Urgeschichte der Goten bis zum Tode ihres Königs Theodemir, dann folgt ausführlich die Zeit Theoderichs und zwar zunächst die äußere Geschichte im Zusammenhange wie bei Konstantin, und dann ebenso die innere; den Schluß bildet eine zusammenfassende Charakteristik des Gotenkönigs. Wir übergehen in unserer Besprechung die zum großen Teil sagenhafte Urgeschichte, die Manso als erster von den obengenannten herangezogen hat, ebenso die allgemein bekannten Kriegszüge Theoderichs vor der Festsetzung des Volkes in Italien. Wichtige Entdeckungen hat der Verfasser auch hier nicht machen können; überhaupt ist es ein löbliches Bestreben von ihm, daß er sich nicht in umständliche und unfruchtbare Hypothesen einläßt, sondern sich an die historischen Tatsachen hält. Die äußere Politik Theoderichs wird, wie es sich ja von selbst ergab, unter zwei Ge-

meist diesem Geschichtschreiber entstammen, sondern auch die Anfänge und ganze Partien, z. B. die Schilderung der Umstände bei Maria Theresias Tode, oder wenn er Bd. 2, S. 130 mit den Worten beginnt: Nun eröffnet sich uns ein Zeitraum, reich an Unfällen, schrecklich durch Schlachten, im Kriege ängstigend und empörend im Frieden." Man könnte vielleicht mit Oelsner (a. a. O.) einwenden, daß die feierliche Manier des Tacitus mitunter dem Stoffe nicht ganz angemessen ist. Im übrigen aber ist die Sprache durchaus edel und der Ausdruck gewählt.

Geschichte des ostgotischen Reiches und Studien über mittelalterliche Quellen.

Der Abschluß der preußischen Geschichte, so gewaltige Anstrengungen er auch gekostet hatte, war für Manso jedoch nicht Veranlassung, sich nunmehr einer längeren Erholung hinzugeben. Vielmehr verschaffte er dem rastlos vorwärts strebenden Manne nur die Gelegenheit zu neuen Entwürfen und Untersuchungen. Die gewaltigen Schwierigkeiten aber, welche die Bearbeitung der neuesten Geschichte mit sich gebracht hatte, veranlaßten ihn, nunmehr wieder zu älteren Stoffen zurückzugreifen. Seit der Herausgabe der Biographie Konstantins war sein forschender Blick fortwährend auf den Orient und das weströmische Reich gerichtet geblieben, war doch auf diesem Gebiete der Geschichtschreibung noch so vieles zu durchforschen übrig. Ein Ereignis der letzten Jahre, der Zug der Engländer gegen die Seeräuber in Algier bewog ihn, einmal dem berühmtesten Seeräubervolk des Altertums, dessen Lebensweise und Raubfahrten ihm große Ähnlichkeit, wenn nicht mit denen der Algerier, so doch der Flibustier des 17. Jahrhunderts zu haben schienen, nämlich den Ciliciern seine Aufmerksamkeit zu widmen. In einer kurzen aber interessanten Übersicht, welche 1821 in den vermischten Abhandlungen und Aufsätzen erschien, hat er die Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über dieses wilde Bergvolk hier und da zerstreut bringen, geschickt zusammenzustellen verstanden. Ein Zeitraum von achthundert Jahren gleitet in rascher Aufeinanderfolge von Crösus bis zum oströmischen Kaiser Anastasius an uns vorüber, und wir erhalten in großen Zügen ein Bild

von dem Ursprunge, der Verbreitung und dem endlichen Untergange des einst so gefürchteten Freibeuterstammes. Das Dasein eines solchen Volkes in der Geschichte ist für Manso ein Beweis dafür, daß der Mensch und die Völker in ihrem Charakter in der Hauptsache durch die Natur des Landes, das sie bewohnen, bestimmt werden. Diese im allgemeinen richtige Bemerkung trifft vor allem auch auf eine Reihe von Staatenbildungen des frühen Mittelalters, die sogenannten germanischen Mittelmeerstaaten zu, welchen Manso schon seit langem gleichfalls seine Studien gewidmet hatte. Unter ihnen wieder zog ihn besonders das Volk der Ostgoten an, und er betrachtete es nun als seine nächste, ehrenvolle Aufgabe, die Geschichte dieser großartigsten aller germanischen Staatengründungen auf römischen Boden zu schreiben.

Die erste Anregung kam ihm aber, wie in den meisten Fällen, so auch hier wieder von außen. Im Jahre 1809 hatte die historische Klasse der Akademie der Wissenschaften in Paris eine Preisfrage ausgeschrieben, welche den öffentlichen und privatrechtlichen Zustand der Völker Italiens während der Herrschaft der Ostgoten, die Hauptgrundsätze der Gesetzgebung Theoderichs und seiner Nachfolger und den vornehmlichen Unterschied zwischen Siegern und Besiegten zur Untersuchung stellte. Von den drei Bearbeitern der Preisfrage hatten Naudet und Wolfe-Tone das Thema lediglich auf die gestellten Fragen hin untersucht und waren zu einseitigen Darstellungen gelangt. In allgemeinerem Sinne hatte es der deutsche Forscher Sartorius aufgefaßt und war zu vielfach abschließenden Ergebnissen gekommen. Aber seine Untersuchung beschränkte sich zumeist auf die Regierung Theodorichs, die der Nachfolger war nur in Umrissen behandelt. Auch waren von den vorhandenen Quellen Cassiodor und der Panegyriker Ennodius nicht sorgfältig genug benutzt. Mansos Absicht ging daher von vornherein darauf aus, unter Benutzung der gewonnenen Ergebnisse eine in jeder Beziehung erschöpfende Geschichte zu schreiben.

Wir können die Entstehung des Werkes an der Hand der Briefe an Friedrich von Raumer[1]) ziemlich genau verfolgen.

---

[1]) Wir haben wiederholt auf diese Briefe hingewiesen, die ein Denkmal der herzlichen Freundschaft beider Männer sind (S. die Einleitung). Sie berühren eine Menge literarischer Erscheinungen, zumeist geschichtliche Werke,

sichtspunkten betrachtet, dem Verhältnis zu Ostrom und den Beziehungen zu den übrigen germanischen Mittelmeerstaaten und den binnenwärts wohnenden deutschen Völkerstämmen. Die Ausführlichkeit, mit der Manso hier den Zustand der letzteren erzählt, erscheint zwar äußerlich als eine Abschweifung vom Thema, sie war aber notwendig, einerseits, um die gegenseitigen Beziehungen verständilch zu machen, anderseits, um eine richtige Auffassung des Zeitalters überhaupt zu ermöglichen. Der Verfasser stellt die Behauptung auf und beweist sie in längeren Ausführungen, Theoderich habe einen engern Zusammenschluß aller germanischen Mittelmeerstaaten, wenn auch nur äußerlich, unter der Hegemonie der Ostgoten erstrebt. Dadurch und durch die Aufnahme neuer, fremder Stämme habe er das Übergewicht des Germanentums gegenüber den Romanen sichern wollen. Als das letzte Ziel beider Bestrebungen bezeichnet er die Lösung des Verhältnisses von Ostrom, das anfangs in stärkerem, später allerdings in bedeutend schwächerem Grade bestand, und stimmt somit ganz mit Naudet überein, der dieselbe Ansicht vertritt. Nur weicht letzterer insofern später von Manso ab, als er die Aufgabe dieses Systems unter Theoderichs Nachfolgern einseitig als die Ursache des Verfalls des Ostgotenreiches ansieht.

Während Theoderich in seinen Beziehungen zum Auslande vom Verfasser als klug berechnender, ja verschlagener Diplomat hingestellt wird, erscheint dagegen seine innere Politik lediglich unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit, der Milde und der Versöhnung, allerdings mit dem geheimen Wunsche des Leiters derselben, eine allmähliche Verschmelzung von Siegern und Besiegten herbeizuführen. Die Inanspruchnahme von nur ein Drittel des Grund und Bodens, das Bestehenlassen der römischen Ämter und Verwaltung, die gleiche Verteilung der Steuern auf beide Elemente, die Toleranz und Milde gegen die Geistlichkeit, und endlich die Bestrafung von Übergriffen seitens der Goten sowie die Zurückweisung ungerechter Forderungen der Römer werden als Beweise dieser Verschmelzungstheorie angesehen. Dieses großartige Ziel aber konnte nach Mansos Ansicht nicht erreicht werden wegen des nationalen und religiösen Gegensatzes. Der Gote blieb trotz aller Bemühungen des Herrschers in den Augen der gebildeten

Römer der unkultivierte Barbar, der Feind. Die Ausschließung vom Heeresdienst wird zwar auch als hemmender Faktor, aber doch mehr von untergeordneter Bedeutung angesehen. Angesichts dieser Tatsache, daß selbst unter günstigen Umständen der Erfolg der Bestrebungen so zweifelhaft schien, wirft Manso die Frage auf, ob Theoderich nicht klüger getan hätte, eine vollständig neue Verfassung, deren Bestimmungen auf eine künftige Verschmelzung mehr zugeschnitten gewesen wäre, zu geben. Wie er sich eine solche denkt, gibt er freilich nicht an; aber er möchte glauben, daß die vorsichtige, fast ängstliche Schonung der alten Formen des Römertums bei den Unterworfenen die Meinung hervorgerufen habe, als fühlten sich die Goten in ihrem Besitz zum mindesten nicht ganz sicher. In dem dreisten Verhalten der Geistlichkeit auf der sogenannten Palmsynode erblickt er die Bestätigung seiner Ansicht. Nach seiner Überzeugung hätte Theoderich viel früher mit Entschlossenheit durchgreifen und die heimlichen Umtriebe des offenbar von Haß gegen die Arianer erfüllten Klerus durchkreuzen müssen. Auch das Benehmen des römischen Bischofs Johannes anläßlich seiner auf Anordnung Theoderichs erfolgten Gesandtschaft nach Konstantinopel, um die Einstellung der von Kaiser Anastasius erregten Ketzerverfolgungen zu veranlassen, sowie das zweideutige Verhalten einiger Großen wie Boethius und Symmachus nimmt Manso als einen weiteren Beweis seiner obigen Annahme, daß die Römer ein dunkles Gefühl von der Unsicherheit gotischer Macht gehabt hätten, in Anspruch. Zwar muß er zugeben, daß der Hochverrat der letztgenannten Großen nicht genau erwiesen sei, aber er meint, der Gotenkönig müsse triftige Gründe dafür gehabt haben, daß ein geheimes Einverständnis zwischen diesen und Ostrom bestanden habe. Darum habe er sozusagen durch die Hinrichtung des Boethius und Symmachus ein Exempel statuieren müssen.

Im Einklang mit der Schilderung der Politik Theoderichs steht auch die Charakteristik der Persönlichkeit des Herrschers vom rein menschlichen Standpunkte. Wie dort besonders die Milde und Versöhnung hervortritt, so erscheint hier der Fürst als ein edler, gerader Charakter voll Hoheit und Weisheit, aus dessen Leben und Walten sich ein Abglanz germanischen

sichtspunkten betrachtet, dem Verhältnis zu Ostrom und den Beziehungen zu den übrigen germanischen Mittelmeerstaaten und den binnenwärts wohnenden deutschen Völkerstämmen. Die Ausführlichkeit, mit der Manso hier den Zustand der letzteren erzählt, erscheint zwar äußerlich als eine Abschweifung vom Thema, sie war aber notwendig, einerseits, um die gegenseitigen Beziehungen verständilch zu machen, anderseits, um eine richtige Auffassung des Zeitalters überhaupt zu ermöglichen. Der Verfasser stellt die Behauptung auf und beweist sie in längeren Ausführungen, Theoderich habe einen engern Zusammenschluß aller germanischen Mittelmeerstaaten, wenn auch nur äußerlich, unter der Hegemonie der Ostgoten erstrebt. Dadurch und durch die Aufnahme neuer, fremder Stämme habe er das Übergewicht des Germanentums gegenüber den Romanen sichern wollen. Als das letzte Ziel beider Bestrebungen bezeichnet er die Lösung des Verhältnisses von Ostrom, das anfangs in stärkerem, später allerdings in bedeutend schwächerem Grade bestand, und stimmt somit ganz mit Naudet überein, der dieselbe Ansicht vertritt. Nur weicht letzterer insofern später von Manso ab, als er die Aufgabe dieses Systems unter Theoderichs Nachfolgern einseitig als die Ursache des Verfalls des Ostgotenreiches ansieht.

Während Theoderich in seinen Beziehungen zum Auslande vom Verfasser als klug berechnender, ja verschlagener Diplomat hingestellt wird, erscheint dagegen seine innere Politik lediglich unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit, der Milde und der Versöhnung, allerdings mit dem geheimen Wunsche des Leiters derselben, eine allmähliche Verschmelzung von Siegern und Besiegten herbeizuführen. Die Inanspruchnahme von nur ein Drittel des Grund und Bodens, das Bestehenlassen der römischen Ämter und Verwaltung, die gleiche Verteilung der Steuern auf beide Elemente, die Toleranz und Milde gegen die Geistlichkeit, und endlich die Bestrafung von Übergriffen seitens der Goten sowie die Zurückweisung ungerechter Forderungen der Römer werden als Beweise dieser Verschmelzungstheorie angesehen. Dieses großartige Ziel aber konnte nach Mansos Ansicht nicht erreicht werden wegen des nationalen und religiösen Gegensatzes. Der Gote blieb trotz aller Bemühungen des Herrschers in den Augen der gebildeten

Römer der unkultivierte Barbar, der Feind. Die Ausschließung vom Heeresdienst wird zwar auch als hemmender Faktor, aber doch mehr von untergeordneter Bedeutung angesehen. Angesichts dieser Tatsache, daß selbst unter günstigen Umständen der Erfolg der Bestrebungen so zweifelhaft schien, wirft Manso die Frage auf, ob Theoderich nicht klüger getan hätte, eine vollständig neue Verfassung, deren Bestimmungen auf eine künftige Verschmelzung mehr zugeschnitten gewesen wäre, zu geben. Wie er sich eine solche denkt, gibt er freilich nicht an; aber er möchte glauben, daß die vorsichtige, fast ängstliche Schonung der alten Formen des Römertums bei den Unterworfenen die Meinung hervorgerufen habe, als fühlten sich die Goten in ihrem Besitz zum mindesten nicht ganz sicher. In dem dreisten Verhalten der Geistlichkeit auf der sogenannten Palmsynode erblickt er die Bestätigung seiner Ansicht. Nach seiner Überzeugung hätte Theoderich viel früher mit Entschlossenheit durchgreifen und die heimlichen Umtriebe des offenbar von Haß gegen die Arianer erfüllten Klerus durchkreuzen müssen. Auch das Benehmen des römischen Bischofs Johannes anläßlich seiner auf Anordnung Theoderichs erfolgten Gesandtschaft nach Konstantinopel, um die Einstellung der von Kaiser Anastasius erregten Ketzerverfolgungen zu veranlassen, sowie das zweideutige Verhalten einiger Großen wie Boethius und Symmachus nimmt Manso als einen weiteren Beweis seiner obigen Annahme, daß die Römer ein dunkles Gefühl von der Unsicherheit gotischer Macht gehabt hätten, in Anspruch. Zwar muß er zugeben, daß der Hochverrat der letztgenannten Großen nicht genau erwiesen sei, aber er meint, der Gotenkönig müsse triftige Gründe dafür gehabt haben, daß ein geheimes Einverständnis zwischen diesen und Ostrom bestanden habe. Darum habe er sozusagen durch die Hinrichtung des Boethius und Symmachus ein Exempel statuieren müssen.

Im Einklang mit der Schilderung der Politik Theoderichs steht auch die Charakteristik der Persönlichkeit des Herrschers vom rein menschlichen Standpunkte. Wie dort besonders die Milde und Versöhnung hervortritt, so erscheint hier der Fürst als ein edler, gerader Charakter voll Hoheit und Weisheit, aus dessen Leben und Walten sich ein Abglanz germanischen

Wesens und germanischer Eigenart spiegelt. Das rein Menschliche der Gesinnung ist in diesem Gemälde mit besonderer Liebe aufgefaßt. Um jede Trübung desselben fernzuhalten, sucht Manso nicht bloß alle Verunglimpfung seines Helden abzuwehren, sondern auch die wenigen Mängel und Mißgriffe erscheinen mehr als das Resultat der Schwäche der Natur und der individuellen Beschränktheit, als das Erzeugnis eines bösen und verderbten Charakters. Damit tritt er in Gegensatz zu seinen Vorgängern, namentlich zu Sartorius, der List und Verschlagenheit als den Grundzug von Theoderichs Charakter hinstellt.

Mit dem Tode des großen Königs schwindet, so stellt Manso die Sache dar, die Kraft und Großzügigkeit seiner Politik. Aber er sieht die Ursache dieses Schwindens nicht mit Naudet in einseitiger Auffassung der Umstände in dem verhängnisvollen Bruch mit dem Ausgleichungssysteme Theoderichs seitens dessen Tochter und Nachfolgerin Amalasuntha, sondern er kommt zu dem Schluß, daß es dieser trotz der großen Herrschereigenschaften und ihrer machtvollen Persönlichkeit nicht habe gelingen können, der gefährlichen Lage eine andere Wendung zu geben, weil sie von den Goten selbst nicht als vollgültig angesehen worden sei. Diese Auffassung ist nicht nur jetzt die allein maßgebende, sondern auch die einzig richtige. Auf die Fortführung des Systems Theoderichs kam es gewiß nicht an. Ausschlaggebend war, daß Amalasuntha nicht als rechtmäßige Nachfolgerin nach gotischen Grundsätzen anerkannt wurde. Dieser Umstand lähmte ihre Macht von vornherein. Dazu aber kam die zweideutige Haltung Ostroms, die geradezu in Feindschaft überging, und die auch sonst schwierige, äußere Lage. Daß sie schließlich gegen die Arglist der gotischen Großen beim Kaiser einen Rückhalt suchte, erscheint lediglich als ein Schritt zu ihrer Sicherheit und bei einer Frau erklärlich. Freilich mußte sie sich dadurch die Sympathien ihrer Volksgenossen nur noch mehr verscherzen.

Wenn der Verfasser dann weiter behauptet, daß die jämmerliche Politik ihres Nachfolgers Theodahat und die schwächliche, zögernde des Vitiges den drohenden Untergang des Reiches beschleunigt haben, so werden wir ihm hierin vollkommen beistimmen, ebenso, wenn er die endliche Auflösung der ge-

ringen Anzahl der Goten zuschreibt, so daß es ihnen unmöglich gewesen sei, ein so weites Gebiet zu verteidigen. In dieser Hinsicht sieht er auch in der Kriegführung des heldenmütigen Totilas einen Fehler, weil er versäumt habe, im entscheidenden Moment die gesamten Streitkräfte zu vereinigen und wenigstens die Erhaltung der Polinie zu sichern. Die wechselnden Kämpfe der letzten Jahre schildert Manso mit hinreißenden Worten. Er hat sich offenbar mit Liebe und Hinneigung in jene Zeiten deutschen Heldentums versenkt, und die packend geschriebenen Szenen zeigen, daß ihm auch für solche Gegenstände eine glänzende Sprache zur Verfügung stand. Den Schluß des Ganzen bildet eine Übersicht über den Zustand Italiens nach dem Kriege. Der Menschenfreund Manso beklagt darin die vielen Leiden und Drangsale, welche die unaufhörlichen Kämpfe mit sich brachten, der Altertumsforscher und Kunstfreund aber die Zerstörung und Verstümmelung so vieler herrlicher Denkmäler der Kunst und Wissenschaft. In den folgenden Beilagen hat er, wie üblich, die wichtigsten Punkte der Verfassung und Verwaltung, deren Behandlung im Texte die zu große Ausdehnung nicht zuließ, eingehend erörtert und sich in kritischen Untersuchungen mit den bestehenden Ansichten der Forscher des In- und Auslandes auseinander gesetzt. Die eingangs erwähnten Quellenstudien sowie Abhandlungen über Gegenstände der Kunst und Kultur sind gleichfalls darin aufgenommen.

Das Werk fand in den Zeitschriften und auch sonst eine durchweg günstige Aufnahme[1]), nur Sartorius[2]) fühlte sich berufen, einige Kleinigkeiten darin zu tadeln. Manso schrieb an Raumer „er ärgere sich, daß er (Manso) einen so unerwarteten Einfall in seine Domäne getan habe“. Aber auch Sartorius erkennt den Wert des Werkes an und spendet dem Verfasser reichliches Lob. Wir können uns dem anschließen und dürfen sagen, daß Manso seine Aufgabe vollkommen gelöst hat. Diesmal hat er sich auch nicht mehr im Stil an antike Vorbilder angeschlossen, sondern eine durchaus individuelle selbständige Darstellung in einer echt historischen Sprache gegeben. Er hat mit dieser Arbeit etwas Bleibendes geschaffen, denn noch

---

[1]) Man lese z. B. die Kritiken der Wiener Jahrbb. der Literatur 1825, S. 123ff. u. der Schl. Prov.-Bl. 1824, S. 321ff.

[2]) Götting. gel. Anz. 1825, Bd. 1, S. 369ff.

heute gilt seine Ostgotengeschichte als die beste Darstellung der Geschichte dieses Volkes[1]). Sie ist auch das letzte große Werk, das Manso vollendete. Aber seine Tätigkeit auf historischem Gebiete war damit noch nicht zu Ende. Abgesehen von einigen Rezensionen die er in dieser Zeit in die Zeitschrift „Hermes" lieferte, wie z. B. jene über Raumers „Vorlesungen über die alte Geschichte", 1821, St. 2 und die von Hormayrs „Allgemeiner Geschichte der neusten Zeit, vom Tode Friedrich des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden", 1820, St. 1 finden wir ihn schon wieder mit der Herausgabe und Kommentierung mittelalterlicher Chroniken beschäftigt. Es betrifft dies alle diejenigen, welche die Chronik des Hieronymus fortsetzen; eine mühselige Arbeit, wenn man die Schwierigkeiten des mittelalterlichen Lateins in Betracht zieht. Die Frucht seiner Bemühungen gibt er uns in zwei Osterprogrammen von den Jahren 1825/26. Die Überschrift: Chronica Prosperi Aquitannici, Prosperi Tironis, Idatii, aliorum, qui post Eusebium atque Hieronymum, hoc est ab anno Christi CCCLXXIX universam historiam persecuti sunt, per annos digesta, inter se connexa et in unum corpus redacta, cum brevi annotatione" läßt die Bedeutung des Unternehmens lange nicht erkennen. Es ist die Fortsetzung der Arbeit des Professors Chr. Friedr. Rösler in Tübingen, betitelt: „Chronica medii aevi" usw. Rösler wollte einen vollständigen Text der einzelnen Chronisten liefern und konnte es daher nicht verhindern, ein und dieselbe Begebenheit drei- bis viermal, gewöhnlich mit denselben Worten, zu wiederholen, wie er eben das Faktum in den Schriftstellern erwähnt fand. Diese Wiederholung ist ermüdend, und, da sie nichts Neues gibt, unnütz. Manso legte sich eine doppelte Verpflichtung auf. Er führt die Begebenheiten, in deren Aufzählung und Erwähnung alle, oder doch die meisten der genannten Chronisten übereinstimmen, mit ihren eigentümlichen Worten und mit der Nennung ihres Namens nur einmal, aber vollständig auf, d. h. er sammelt aus allen auch die kleinsten Umstände, und suppliert den Chronisten, der jedes Ereignis am vollständigsten hat, durch Hinzufügung und Verschmelzung der kleinen Data und Beiträge, die sich etwa in den andern noch finden, so daß nun dem Leser die Begebenheiten eines jeden

[1]) S. Gebhardt „Handbuch der deutschen Gesch.", S. 104.

Jahres so vollständig, als sie die Annalen der sämtlichen Chronisten liefern, vor Augen stehn. Diese Übersicht wird noch besonders dadurch erleichtert, daß die kirchlichen und politischen Ereignisse eines jeden Jahres durch Absätze und dazwischen gezogene Linien gesondert worden sind. Die Nachrichten, welche bei Isidorus Hispalensis und bei Beda Venerabilis nicht nach der Reihenfolge der Jahre verzeichnet sind, hat M. an ihren gehörigen Ort untergebracht und bei den bestimmten Jahren, in welche diese Begebenheiten fallen, angemerkt. Ferner ist bei jedem Faktum, wo der eine von dem andern Chronologen abwich, diese Verschiedenheit angemerkt worden. Mansos Absicht ging offenbar dahin, wieder ein größeres Werk, vielleicht, wenn wir eine Vermutung aussprechen dürfen, die Geschichte der Westgoten zu schreiben. Sie ist leider nicht mehr zur Ausführung gekommen. Außer dieser Tätigkeit beschäftigte ihn, wie aus den Briefen an Raumer hervorgeht, noch die Sammlung von Materialien zu einer zweiten verbesserten Auflage der preußischen Geschichte. Trotz eifrigen Nachforschens sind mir diese Materialien, die auch Glocker erwähnt, nicht zu Gesicht gekommen. Es läßt sich daher nicht entscheiden, in welcher Weise die ursprüngliche Darstellung eine Abänderung erfahren hätte. Der 1826 im Juni erfolgte Tod unterbrach alle Pläne und Entwürfe[1].

Wir haben schon bei den einzelnen historischen Werken Gelegenheit genommen, die Bedeutung derselben und den jeweiligen Fortschritt des Verfassers zu kennzeichnen. Es erübrigt sich daher, noch ein Mehreres zusammenfassend zu sagen. Nur soviel wollen wir hervorheben, daß Mansos geschichtliche Leistungen das schönste Ruhmesblatt in dem Kranze seiner literarischen Verdienste darstellen, und wir dürfen uns dem anschließen, was Friedrich Jacobs einst zum Andenken seines verewigten Freundes mit Bezugnahme auf die Schiller-Goetheschen Xenien schrieb:

Was einst unsere Brüder gesündiget, wollen wir sühnen;
Klios Palme sei dir dankbar gelegt auf die Gruft.

[1]) Die in Heinsius' „Allgemeinem Bücherlexikon" unserm Manso zugeschriebenen Werke „Über den Verfall der kaiserlichen Würde und Macht" 1. unter den fränkischen, 2. unter den schwäbischen Kaisern, gehören nicht ihm sondern dem Historiker Johann Sigmund Manso.

Manso selbst war zu bescheiden, diesen Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen. Wie er von seinen Leistungen und überhaupt von der Aufgabe des Forschers auf dem Felde der Wissenschaft dachte, das hat er in den folgenden sehr schönen Worten ausgesprochen, mit denen wir unsere Abhandlung beschließen wollen[1]: „Jene schriftstellerische Unsterblichkeit, die ihre Hoffnung auf das Hervorbringen unübertrefflicher Werke gründet, hat mir immer wie ihrem Wesen nach leer und nichtig so ihrem Streben nach eitel und verwerflich geschienen. Wem es ein Ernst ist um die Förderung der Wissenschaft, soll zwar alles, was in ihm liegt, aufbieten, um etwas Vollendetes zu erringen, aber gleichwohl jedes Erzeugnis seines Geistes als einen Versuch ansehen, der die Grundlage zu einem bessern werde. Nicht daher soll er Unsterblichkeit erwarten, daß sein Werk, wie er es schrieb, bestehe und seinen Rang unübertroffen behaupte. Eine würdigere Unsterblichkeit blüht ihm auf in den Grundsätzen, die er verbreitet, in den Gefühlen, die er hervorruft, und in der Darstellung, die er vervollkommnet. Das ist das wahrhaft Unvergängliche, was forterbt von Geschlecht zu Geschlecht, übergeht aus Schrift in Schrift und unser Eigentum bleibt, auch wenn man uns nicht mehr nennt."

---

[1]) S. die Vorrede zum 3. Bde. der preuß. Gesch., S. V.

Schlußwort.

Der Leser wird nunmehr selbst in der Lage sein zu entscheiden, wie jene Beurteiler anzusehen sind, die über Manso verächtlich hinwegschreiten zu können glauben, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, die Werke dieses Mannes, selbst nicht einmal die, welche nach dem Xenienstreite erschienen sind, näher einzusehen. Sie kennzeichnen sich als Nachbeter, die, weil bedeutende Männer einst in von literarischen Kämpfen erfüllter Zeit für gut befanden, den schlesischen Schulmann lächerlich zu machen, sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie nicht ebenso urteilen oder schließlich noch einen größeren Trumph dazu werfen. Die Nachwelt aber soll ohne Rücksichtnahme und ängstliche Seitenblicke zu einer gerechten Würdigung zu kommen suchen. Jedenfalls hat der kenntnisreiche Philologe, der hervorragende Pädagoge und der verdienstvolle Historiker eine bessere Wertschätzung zu beanspruchen, als man ihm bisher entgegengebracht hat; dem werden wohl alle Unbefangenen beipflichten. Möchte es mir gelingen, mit dieser Arbeit einen Wandel in der Beurteilung Mansos zu schaffen, dann wäre ihr Zweck aufs schönste erreicht.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Ra[t] Prof. Friedrich Kluge. 8. 150 S. Geh. 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„. . . Professor Kluge in Freiburg, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft, gibt uns in zehn Essays einen Überblick über die gesamte Entwicklung unserer Sprache und verwertet dabei die Ergebnisse seiner bahnbrechenden Forschungen über die deutschen Standes- und Berufssprachen . . . Auch solche, welche ihren „Behagel“ oder ihren „Weise“ über die deutsche Sprache studiert haben, werden viel Neues darin finden.“ Bad. Schulztg. 2. 1907

„Eine äußerst wertvolle Arbeit bietet Kluge. Da sprudelt lebendiges Wissen, wie es der wahren Bildung dient; alles systematische ist vermieden.“ Sächs. Schulztg. Nr. 8, 1906.

Inhalt: 1. Das Christentum und die deutsche Sprache. — 2. Sprachreinheit und Sprachreinigung. — 3. Die Grenzen der Sprachreinheit. — 4. Die Entstehung unserer Schriftsprache. — 5. Standes- und Berufssprachen. — 6. Geheimsprachen. — 7. Studentensprache. — 8. Seemannssprache. — 9. Weidmannssprache. — 10. Ein Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Professor Dr. G. Holz. 8. 132 Seiten. Geheftet 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen.“ M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6.

Heinrich von Kleist. Von Professor Dr. H. Roetteken. 8. 152 Seiten. Mit einem Porträt des Dichters. Geheftet 1 M. Gebunden 1.25 M.

„Verfasser gehört seit langem zu den besten Kennern unseres großen Dichters. Um so lieber werden wir zu dieser Darstellung greifen, die uns unter Verwertung der neuesten Forschungen feinsinnig in Kleists Leben und Werke einführt . . . . Die in jeder Hinsicht von tiefem psychologischen Verständnis und feinem ästhetischen Empfinden getragene Darstellung sei hiermit allen Freunden unserer Literatur auf das Wärmste empfohlen.“ Badische Schulzeitung, 21. Dezember 1907.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freiherr von der Pfordten. 8. 151 Seiten. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe, möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke.“ Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrgang.

Rousseau. Von Professor L. Geiger. 8. 160 Seiten mit einem Porträt. Geheftet 1 M. In Originalleinenband 1.25 M.

Wir verfolgen die wechselvollen Schicksale seines Lebens, überblicken im Zusammenhang sein Verhältnis zu den Frauen, zum Theater, zur Literatur, zur Musik rc. und lernen die wichtigsten seiner Werke eingehend in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung kennen, so „Die Bekenntnisse“, „Die Discours“, „Die neue Heloise“, den „Emil“, den „Gesellschaftsvertrag“ sowie seine späteren Schriften.



Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte

Die Gesellschaft für fränkische Geschichte hat sich die Aufgabe gestellt, die bisher unveröffentlichten, wertvollsten **Quellen** zur Geschichte Frankens den modernen Anforderungen der Geschichtswissenschaft entsprechend herauszugeben und einschlägige **Forschungen** auf dem Gebiete fränkischer Geschichte anzuregen und zu fördern.

Im besonderen sollen die chronologischen Aufzeichnungen der fränkischen Städte, die Urkunden der Kollegiatstifter und Klöster, der städtischen Gemeinwesen und Adelsgeschlechter der Forschung zugänglich gemacht werden; interessant werden namentlich die Quellenpublikationen und Bearbeitungen aus dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte sein: Rechnungsbücher, Urbare, Zins- und Lehenbücher der Herrschaften, Weistümer und Stadtrechte, Rats- und Zunftbücher harren der Veröffentlichung, die Landtagsakten der verschiedenen fränkischen Territorien der Bearbeitung.

Eines besonderen Hinweises auf die Bedeutung all dieser Publikationen bedarf es für den Fachmann nicht. Lag doch Franken fast im Mittelpunkte des alten Reiches. Neben Schwaben, Alemannien und den rheinischen Gebieten war hier der vornehmste Schauplatz der Wirksamkeit unserer Könige und Kaiser. Die öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Einrichtungen dieses Gebietes haben im weiten Umkreise als Muster gedient. So dürften diese Publikationen auch wichtige Beiträge zur allgemeinen deutschen Geschichte bringen. Subskribenten auf alle Veröffentlichungen der Gesellschaft, die in etwa halbjähriger Folge erscheinen werden, genießen einen um 20% gegenüber dem Ladenpreise ermäßigten Subskriptionspreis.

Bisher erschienen:

Chroniken der Stadt Bamberg. Erste Hälfte. Chronik des Bamberger Immunitätenstreites von 1430—1435. Mit einem Urkunden-Anhang. Nach einem Manuskripte von TH. KNOCHENHAUER neu bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. ANTON CHROUST in Würzburg. gr. 8. LXXVII u. 368 S. geh. M. 15.—. Subskriptionspreis M. 12.—.

Diese älteste Geschichtsaufzeichnung bürgerlicher Kreise, die uns aus Bamberg erhalten ist, betrifft die Streitigkeiten, die sich insbesondere im vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zwischen der Bürgerschaft des Stadtgerichts und dem Klerus in Bamberg wegen der gesetzlichen Immunitäten zugetragen, zum Einschreiten von Kaiser, Papst und Baseler Konzil und zu einem Zusammenprall dieser Gewalten führten. Eine richtige Ergänzung des natürlich parteiisch gefärbten Berichtes bilden die im Anhange mitgeteilten Urkunden, die interessante Aufschlüsse über rechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse geben.

Der zweite, in Vorbereitung befindliche Halbband, dem auch das Register des ersten beigegeben wird, enthält zwei Berichte über den Bauernaufstand in Bamberg (1525) und zwei über Bambergs Schicksale in der Markgrafenfehde (1553).

Zusammen bilden diese Aufzeichnungen **die Fortsetzung** der von der Historischen Kommission in München herausgegebenen **Chroniken der deutschen Städte.**

Leipziger historische Abhandlungen

Herausgegeben von

E. Brandenburg	G. Seeliger	U. Wilcken
Prof. a. d. Universität Leipzig	Prof. a. d. Universität Leipzig	Prof. a. d. Universität Leipzig

In der vorliegenden Sammlung werden in zwangloser Reihenfolge monographisch kritische Forschungen aus allen Gebieten der Geschichte zur Veröffentlichung gelangen. Die Herausgeber gedenken damit in erster Linie eine Auswahl der besten Untersuchungen, die auf ihre Anregung hin im Historischen Institute der Leipziger Universität entstanden, weiteren Kreisen zur bequemen wissenschaftlichen Verwertung zugänglich zu machen.

Es sollen sich daran aber auch historische Studien anderer Gelehrten anschließen, die zur Leipziger Universität in Beziehung stehen und gleiche wissenschaftliche Ziele wie die Herausgeber verfolgen. Darin, daß sich die Vertreter der alten, mittleren und neueren Geschichte an der Universität Leipzig zur Herausgabe dieser Studien vereint haben, liegt eine Gewähr für die Mannigfaltigkeit der hier gebotenen Arbeiten.

Die einzelnen Hefte der Sammlung sind in sich abgeschlossen, von einander unabhängig und einzeln käuflich. Beim Bezuge der ganzen Sammlung tritt ein um 20% ermäßigter Subskriptionspreis ein.

Bisher erschienen:

Heft 1:

Karl V. Plan zur Gründung des Reichsbundes.

Ursprung und erste Versuche bis zum Ausgange des Ulmer Tages (1547). Von Dr. O. A. HECKER. gr. 8. IX u. 101 S. Geh. M. 3.40. Subskriptionspreis M. 2.80.

Den Geschichtsforscher, der das Leben und Wirken Karls V. in den Rahmen seiner Darstellung zieht, wird der deutsche Krieg von 1546—1547 mit seinen Begleit- und Folgeerscheinungen immer von neuem zur Untersuchung aller Einzelvorgänge anreizen. Denn die genaue Kenntnis der Geschichte dieser Jahre ist unerläßlich für jeden, der die ganzen ferneren Handlungen Karls V. verstehen will. Unter den einzelnen Plänen, die der Enkel Maximilians damals zu verwirklichen strebte, wird in der historischen Literatur immer wieder die Betreibung eines großen Reichsbundes mit verfassungsreformatorischer Tendenz erwähnt. Obwohl sich dieser Plan in der Geschichte allgemein mit dem Namen des Bundestages von Ulm verbindet, gibt es doch noch keine eingehende Darstellung dieser merkwürdigen Tagsatzung. Das vorliegende Buch will nun den Versuch machen, dem Werden und Wachsen dieser kaiserlichen Reichsbundesidee ebenso wie der Entwicklung der entgegenstrebenden Bewegungen einmal im einzelnen nachzugehen, um, zusammen mit den Vorgängen in Ulm selbst, auf diese Art ein abgerundetes Bild des ganzen Projektes und seiner Bedeutung geben zu können.

Heft 2:

Kritische Forschungen zur Österreichischen Politik

vom Aachener Frieden bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges. Von Privatdozent Dr. JAKOB STRIEDER in Leipzig. gr. 8. VIII u. 101 S. Geh. M. 3.40. Subskriptionspreis M. 2.80.

Die vorliegende Studie ist ein neuer Beitrag zu der so interessanten Periode europäischer Politik von 1748—1756. Die diplomatische Arbeit Österreichs in der Friedenszeit dieser Jahre wird anhand eines um-

fassenden archivalischen Materials untersucht, insbesondere die österreichisch-französischen Beziehungen beleuchtet und andere Zwecke und Ziele in der Politik Maria Theresias und des Grafen Kaunitz aufgezeigt, als die Forschung bisher annahm. Zwei unveröffentlichte Staatsschriften des Grafen Kaunitz gelangen im Anhang zum Abdruck.

Heft 3:

Fahnlehn und Fahnenbelehnung im alten deutschen Reich von Dr. J. BRUCKAUF. gr. 8. VI u. 113 S. Geh. M. 3.60. Subskriptionspreis M. 3.—.

Die Untersuchung behandelt zunächst das Fahnlehn nach der Lehre der mittelalterlichen Rechtsbücher unter gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenartigen Interpretationen, welche die einschlägigen lehnsrechtlichen Sätze der Spiegler erfahren haben. Hierauf wird die Fahnlehnstheorie der Rechtsbücher an der Hand zahlreicher urkundlicher und sonstiger literarischer Nachrichten des frühen Mittelalters einer Prüfung unterzogen. Ein besonderes Kapitel beschäftigt sich dann mit dem Investiturakt und den bis zum 13. Jahrhundert gebräuchlichen Investitursymbolen, dem sich Erörterungen über Fahnlehn und Fahnenbelehnung bis zum Aufhören der öffentlichen Belehnungen gegen Ende des 16. Jahrhunderts anschließen. Eingehendere Berücksichtigung erfährt u. a. die Verwendung des Zepters bei den Investituren weltlicher Fürsten, das Auftreten der mannigfaltigen Lehensfahnen und -fähnchen, sowie die Übertragung der gräflichen Lehen. Auch des Gebrauches der Fahne als Investitursymbol im schwedischen, dänischen und polnischen Reiche wird ergänzend gedacht. Mit der Entwicklung der Thron- und Reichshofrats-Lehen und den sich anschließenden Streitigkeiten über den Charakter der Grafenlehen gelangt die Untersuchung zum Abschluß, die namentlich auch wegen der Zusammenstellung des einschlägigen Materials für die früheren Jahrhunderte des alten Reiches interessieren dürfte.

Heft 4:

August der Starke und die pragmatische Sanktion (1719—1755). Von Dr. ALBRECHT PHILIPP. gr. 8. VIII u. 160 S. Geh. M. 5.—. Subskriptionspreis M. 4.—.

Die Abhandlung bringt eine Darstellung der kursächsischen Politik in den letzten Jahren Augusts des Starken; sie setzt ein mit der Verheiratung des sächsischen Kurprinzen mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. im Jahre 1719 und bricht mit dem Tode Augusts des Starken 1755 ab. Auf Grund reichen archivalischen Urmaterials wird die augusteische Großmachtspolitik im Rahmen des europäischen Staatensystems und mit besonderer Rücksicht auf den Konkurrenzkampf der deutschen Territorien um die Vormacht in Deutschland

Es sollen sich daran aber auch historische Studien anderer Gelehrten anschließen, die zur Leipziger Universität in Beziehung stehen und gleiche wissenschaftliche Ziele wie die Herausgeber verfolgen. Darin, daß sich die Vertreter der alten, mittleren und neueren Geschichte an der Universität Leipzig zur Herausgabe dieser Studien vereint haben, liegt eine Gewähr für die Mannigfaltigkeit der hier gebotenen Arbeiten.

Die einzelnen Hefte der Sammlung sind in sich abgeschlossen, von einander unabhängig und einzeln käuflich. Beim Bezuge der ganzen Sammlung tritt ein um 20% ermäßigter Subskriptionspreis ein.

Bisher erschienen:

Heft 1:

Karl V. Plan zur Gründung des Reichsbundes.

Ursprung und erste Versuche bis zum Ausgange des Ulmer Tages (1547). Von Dr. O. A. HECKER. gr. 8. IX u. 101 S. Geh. M. 3.40. Subskriptionspreis M. 2.80.

Den Geschichtsforscher, der das Leben und Wirken Karls V. in den Rahmen seiner Darstellung zieht, wird der deutsche Krieg von 1546—1547 mit seinen Begleit- und Folgeerscheinungen immer von neuem zur Untersuchung aller Einzelvorgänge anreizen. Denn die genaue Kenntnis der Geschichte dieser Jahre ist unerläßlich für jeden, der die ganzen ferneren Handlungen Karls V. verstehen will. Unter den einzelnen Plänen, die der Enkel Maximilians damals zu verwirklichen strebte, wird in der historischen Literatur immer wieder die Betreibung eines großen Reichsbundes mit verfassungsreformatorischer Tendenz erwähnt. Obwohl sich dieser Plan in der Geschichte allgemein mit dem Namen des Bundestages von Ulm verbindet, gibt es doch noch keine eingehende Darstellung dieser merkwürdigen Tagsatzung. Das vorliegende Buch will nun den Versuch machen, dem Werden und Wachsen dieser kaiserlichen Reichsbundesidee ebenso wie der Entwicklung der entgegenstrebenden Bewegungen einmal im einzelnen nachzugehen, um, zusammen mit den Vorgängen in Ulm selbst, auf diese Art ein abgerundetes Bild des ganzen Projektes und seiner Bedeutung geben zu können.

Heft 2:

Kritische Forschungen zur Österreichischen Politik

vom Aachener Frieden bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges. Von Privatdozent Dr. JAKOB STRIEDER in Leipzig. gr. 8. VIII u. 101 S. Geh. M. 3.40. Subskriptionspreis M. 2.80.

Die vorliegende Studie ist ein neuer Beitrag zu der so interessanten Periode europäischer Politik von 1748—1756. Die diplomatische Arbeit Österreichs in der Friedenszeit dieser Jahre wird anhand eines um-

fassenden archivalischen Materials untersucht, insbesondere die österreichisch-französischen Beziehungen beleuchtet und andere Zwecke und Ziele in der Politik Maria Theresias und des Grafen Kaunitz aufgezeigt, als die Forschung bisher annahm. Zwei unveröffentlichte Staatsschriften des Grafen Kaunitz gelangen im Anhang zum Abdruck.

Heft 3:

Fahnlehn und Fahnenbelehnung im alten deutschen Reich von Dr. J. BRUCKAUF. gr. 8. VI u. 113 S. Geh. M. 3.60. Subskriptionspreis M. 3.—.

Die Untersuchung behandelt zunächst das Fahnlehn nach der Lehre der mittelalterlichen Rechtsbücher unter gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenartigen Interpretationen, welche die einschlägigen lehnsrechtlichen Sätze der Spiegler erfahren haben. Hierauf wird die Fahnlehnstheorie der Rechtsbücher an der Hand zahlreicher urkundlicher und sonstiger literarischer Nachrichten des frühen Mittelalters einer Prüfung unterzogen. Ein besonderes Kapitel beschäftigt sich dann mit dem Investiturakt und den bis zum 13. Jahrhundert gebräuchlichen Investitursymbolen, dem sich Erörterungen über Fahnlehn und Fahnenbelehnung bis zum Aufhören der öffentlichen Belehnungen gegen Ende des 16. Jahrhunderts anschließen. Eingehendere Berücksichtigung erfährt u. a. die Verwendung des Zepters bei den Investituren weltlicher Fürsten, das Auftreten der mannigfaltigen Lehensfahnen und -fähnchen, sowie die Übertragung der gräflichen Lehen. Auch des Gebrauches der Fahne als Investitursymbol im schwedischen, dänischen und polnischen Reiche wird ergänzend gedacht. Mit der Entwicklung der Thron- und Reichshofrats-Lehen und den sich anschließenden Streitigkeiten über den Charakter der Grafenlehen gelangt die Untersuchung zum Abschluß, die namentlich auch wegen der Zusammenstellung des einschlägigen Materials für die früheren Jahrhunderte des alten Reiches interessieren dürfte.

Heft 4:

August der Starke und die pragmatische Sanktion (1719—1755). Von Dr. ALBRECHT PHILIPP. gr. 8. VIII u. 160 S. Geh. M. 5.—. Subskriptionspreis M. 4.—.

Die Abhandlung bringt eine Darstellung der kursächsischen Politik in den letzten Jahren Augusts des Starken; sie setzt ein mit der Verheiratung des sächsischen Kurprinzen mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. im Jahre 1719 und bricht mit dem Tode Augusts des Starken 1755 ab. Auf Grund reichen archivalischen Urmaterials wird die augusteische Großmachtspolitik im Rahmen des europäischen Staatensystems und mit besonderer Rücksicht auf den Konkurrenzkampf der deutschen Territorien um die Vormacht in Deutschland

dargestellt. Das durch die Ansprüche Maria Josephas auf das habsburgische Erbe bedingte Verhältnis zu Österreich wird einer eingehenden Würdigung unterzogen und dadurch die Grundlage zum Verständnis der späteren sächsischen Politik, insbesondere der Brühls, geschaffen.

In Vorbereitung befinden sich:

Heft 5: Beitrag zur Geschichte des Reichstages im 15. Jahrhundert. Von Dr. R. Bemmann.

Heft 6: Soziale Gliederung im Frankenreich. Von Dr. J. Vormoor.

Die Quellen der „Rerum Frisicarum historia" des Ubbo Emmius. Von Dr. H. REIMERS. gr. 8. VI u. 286 S. geh. M. 5.—.

Die Untersuchung behandelt eine Frage, welche für die Geschichte Frieslands und der niederländischen Provinzen Groningen und Westfriesland von der größten Bedeutung ist. Emmius' Historia, die für die Geschichte der genannten Gebiete im 14.—16. Jahrhundert die Hauptquelle bildet, ist bisher noch nicht im Zusammenhange auf seine Quellen untersucht. Da er selbst nach Art seiner klassischen Vorbilder mit Quellenangaben zurückhaltend ist, so war auf Grund der Historia allein ein klares Bild von Umfang und Art des benutzten Materials nicht zu gewinnen. Den entscheidenden Aufschluß mußte der umfangreiche literarische Nachlaß des Emmius geben. Dieser ist hier zum ersten Male im vollen Umfange herangezogen. Bei der reichen Fülle der von Emmius benutzten Quellen bietet deren Untersuchung zugleich einen Überblick über die meisten älteren friesischen Chroniken und einen Teil des ostfriesischen und groningischen Urkundenmaterials überhaupt.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. WINCKLER in Berlin. 8. IV u. 152 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Verfasser stellt die babylonische Kultur in den Mittelpunkt orientalischer Kulturentwicklung und untersucht, wie diese nach allen Seiten ausstrahlte und zur Bildung einer einheitlichen Weltanschauung und Wissenschaft beigetragen hat. Astronomie, Maße und Gewichte, Zeitrechnung, Mythologie und Mythus, Kult der Götter etc. werden geschildert und die Entwicklung der bibl. Religion in ihren Beziehungen zum Kulturleben des Orients dargelegt.

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. BAENTSCH in Jena. 8. 160 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Das Bändchen gibt ein möglichst deutliches Bild von David als Regenten, Kriegsmann, Politiker und Menschen und eröffnet ein richtiges Verständnis für die weit über das davidische Zeitalter hinaus wirkende Bedeutung dieses Mannes. Da aber das genannte Zeitalter nicht nur für die Geschichte des alten Israel von weittragendster Bedeutung gewesen ist, sondern auch zu den größten überhaupt gehört, die wir in der Geschichte kennen, so bietet die vorliegende Darstellung nicht nur eine Geschichte von Davids Leben und Wirken, sondern stellt diese Periode in die großen, geschichtlichen Zusammenhänge des alten Orients hinein.

Christus. Von Prof. Dr. O. HOLTZMANN in Gießen. 8. IV. u. 148 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Nachdem einleitend die besonderen Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Arbeit über Christus beleuchtet sind, wenden sich die folgenden Abschnitte Jesu Heimat und Volk, den Quellen seines Lebens und deren Glaubwürdigkeit zu, erzählen sein Leben und würdigen seine Lehre. Ein Schlußkapitel stellt das Glaubensurteil der verschiedenen Zeiten über die Person Jesu dar.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. RECKENDORF in Freiburg i. B. 8. IV. u. 134 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenbd. M. 1.25.

Verfasser will in vorliegender Arbeit eine Schilderung der Verhältnisse geben, unter denen sich die Begründung des Islam vollzog. Neben diesen religionsgeschichtlich so interessanten Fragen steht das biographische Moment im Vordergrunde der Darstellung. Mohammed tritt uns entgegen als Mensch und Religionsstifter, Staatsmann und Heerführer. Überall wird die psychologisch so merkwürdige Persönlichkeit in ihren Eigentümlichkeiten erfaßt und in ihrem Verhältnis zur Umwelt geschildert. Indem aber auch Mohammeds politischer Tätigkeit eine besondere Würdigung zuteil wird, bieten die Ausführungen die Grundlagen für das Verständnis der mohammedanischen Welt überhaupt und ihrer Staatenbildung.

Politik. Von Prof. Dr. FR. STIER-SOMLO in Bonn. 8. IV u. 166 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Aus dem Inhalt:

TEIL I. I. Politische Bildung. — II. Bedeutung politischer Bildung. — III. Grundbegriffe. Einteilungen. — IV. Verstands- und Gefühlspolitik. Real- und Idealpolitik. Staatsromane. — V. System der wissenschaftlichen Politik. — VI. Aufgaben wissenschaftlicher Politik. — VII. Die Politik im Kreise der Wissenschaften. — Die Literatur zur Politik und Staatslehre.

TEIL II. Erstes Kapitel: I. Begriff und Wesen des Staates. — II. Die natürlichen und sittlichen Grundlagen der Staatenbildung und Staatenerhaltung. — III. Entstehung und Untergang der Staaten. — IV. Die Lehre von der Rechtfertigung des Staates. — Zweites Kapitel: Die staatlichen Elemente. — I. Das Staatsgebiet. — II. Das Staatsvolk. — III. Die Staatsgewalt. — Drittes Kapitel: Das Zweckproblem. Die Staatszwecke. — Viertes Kapitel: Die Lehre von den Staatsformen und Staatsverfassungen. — Fünftes Kapitel: Die Lehre von den Staatsorganen. — Sechstes Kapitel: Einheitsstaat und Staatenverbindungen. — Siebentes Kapitel: Die politischen Parteien.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. PH. ZORN in Bonn. 8. IV u. 120 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat geht dahin, die Grundzüge des deutschen Reichsstaatsrechtes darzustellen. Im ersten Kapitel wird die deutsche Staatsentwicklung der Neuzeit in den Rahmen der preußischen, deutschen und Weltgeschichte, unter vergleichender Heranziehung der Staatsentwicklung der anderen europäischen Kulturvölker, eingefügt. Ein zweites Kapitel erbringt den Nachweis, daß das heutige Deutsche Reich nicht ein lösbares Vertragsverhältnis unter Staaten, wie der alte Deutsche Bund darstellt, woran sich im dritten Kapitel der positive Nachweis des Staatscharakters des Reiches anschließt. Das vierte Kapitel gibt sodann die Darstellung der Organisation des Reiches in Kaisertum, Bundesrat, Reichstag und Reichsbehörden. Soweit als tunlich sind hierbei stets die Verfassungsbestimmungen behufs eigener Nachprüfung des Gedankenganges durch den Leser mitgeteilt.



 LITERATUR UND SPRACHGESCHICHTE 

Breslauer
Beiträge zur Literaturgeschichte

Herausgegeben von

Max Koch und Gregor Sarrazin.

Neue Folge.

Die Vereinigung der beiden Herausgeber, der Vertreter deutscher und englischer Literatur an der Universität Breslau, bekundet, daß der Rahmen dieser bereits auf das Beste eingeführten Sammlung weit genug gezogen ist. Auch in der Neuen Folge der Beitäge werden Arbeiten aus den verschiedenen literarhistorischen Gebieten erscheinen, sowohl größere tüchtige Erstlingsarbeiten, als auch Arbeiten älterer erprobter Forscher. Bei Subskription auf 10 Hefte, welche nicht der Reihenfolge des Erscheinens nach entnommen werden müssen, ermäßigt sich der Preis des einzelnen Heftes um 20%.

Bisher erschien:

Neue Folge Heft 1 (der ganzen Reihe 11. Heft):

Das Gasel in der deutschen Dichtung und das Gasel bei Platen. Von Dr. HUBERT TSCHERSIG. gr. 8. ca. 240 S. geh. ca. M. 8.—, Subskriptionspreis ca. M. 6.40.

Nach einer Betrachtung des Gasels im Orient geht der Verfasser zu dem bedeutendsten deutschen Gaselendichter über, zu Platen. Er gibt ein Bild der Geschichte, Stoffe und Form der Gaselen Platens, die er dann durch die anderen Schöpfungen dieses Dichters, durch Hafis, Goethes Westöstlichen Diwan u. a. erläutert. Ein letzter Hauptteil behandelt das Gasel in der deutschen Dichtung von seinem ersten Auftauchen (Herder, Fr. Schlegel, Goethe) bis zu Hugo v. Hofmannsthal und Liliencron; Schweizer und Deutschösterreicher nehmen darin eine bedeutende Stellung ein. Es folgt eine Kritik der Versuche, den Gaselreim zur deutschen Volksdichtung (Schnaderhüpfl) in Beziehung zu bringen. Den Abschluß bildet die Frage nach dem ästhetischen Wert des Gasels.

In Vorbereitung befinden sich:

Aristophanes in der deutschen Dichtung.
Henrick Steffens in Breslau und seine Dichtung.
Der schlesische Schulmann, Historiker und Dichter Mansa.
Karl von Holtei als Dramatiker.
Raupachs historische Dramen.
Das englische Drama Arden of Feversham.
Byrons Thyrza.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Prof. Dr. FR. KLUGE in Freiburg i. B. 8. VI u. 148 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Kluge stellt zehn Vorträge zur Geschichte und Pflege unserer Sprache zusammen, die alle ein großes Talent gemeinverständlicher Darstellung beweisen. . . Wir haben uns gegenüber der Wortkunde Kluges nur dankbar lernend zu verhalten und zumal in den Vorträgen über Standessprachen uns der kulturhistorischen Erfassung der Entwickelungen zu erfreuen.

Prof. Dr. Richard M. Meyer. Deutsche Literaturzeitung 1907 Nr. 1.

Es ist eine Freude, von diesem kundigen Führer in gefälliger Form über die neuesten Ergebnisse unserer Sprachwissenschaft belehrt zu werden. Besonders der letzte Aufsatz, der zur Gründung eines Reichamtes für deutsche Sprachwissenschaft anregt, wird allgemeines Interesse erwecken.

Privatdozent Dr. Werner Deetjen. Hannoverscher Kurier, 21. Dez. 1906.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. HOLZ in Leipzig. 8. IV u. 128 S. geh. M. 1.—, in Originalleinenband M. 1.25.

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundervolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt, die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht. Durch Gegenüberstellung dieser verschiedenen Überlieferungen, insbesondere in den Liedern der Edda und im Epos von „der nibelungen not“ wird die Sage auf ihre älteste Gestalt zurückgeführt und ihre geschichtlich-mythische Grundlage aufgezeigt. Die letzten Abschnitte behandeln die Entwicklung der Sage in der Literatur, sowie die an die verschiedenen Formen der Überlieferung anknüpfenden Streitfragen und ihre Lösung.

Die Poesie des alten Testaments. Von Univ.-Prof. Dr. phil. et theol. E. KÖNIG in Bonn. 8. IV u. 164 S. geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Unter vergleichender Heranziehung der arabischen und babylonischen Literatur wird hier die althebräische Dichtung nach Form und Inhalt eingehend untersucht, psychologisch und ästhetisch analysiert und so nach den Gesichtspunkten der allgemeinen Poetik dargestellt.



sätze, in denen sie das Walten des modernen Geistes in der philosophischen Arbeit der deutschen Orthodoxie nachweisen kann, so glaubt sie doch für ihren Gegenstand das Interesse beanspruchen zu dürfen, das die Philosophiegeschichte jedem Boten einer neuen Zeit entgegenbringt.

In Vorbereitung befinden sich:

Heft 2: Schellings Kunstphilosophie. Die Begründung des idealistischen Prinzips in der modernen Ästhetik. Von Dr. Max Adam.

Heft 3: Die Lehre vom Zufall bei E. Bontoux. Von Oberlehrer Dr. Otto Boelitz in Brüssel.

Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums 1803.

Neu herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. OTTO BRAUN. 8. XXIII u. 170 S. geh. M. 2.60, in Originalleinenband M. 3.20.

Die grundlegenden Gedanken obiger Schrift dürften gegenwärtig geradezu aktuell sein, denn Schellings Vorlesungen sind nicht nur ein lebendiges Zeugnis jenes blühenden Idealismus, der in der Blütezeit deutscher Spekulation auf unseren Universitäten herrschte, sondern sie halten auch unserer zum Spezialistentum neigenden Zeit das Ideal einer großen Einheit der Wissenschaft vor, vertieft durch eine metaphysisch-künstlerische Weltanschauung. In glänzender Sprache geschrieben, erscheinen sie berufen, auch in der modernsten Bestrebung zur Konzentration und wahren Kultur vertiefend und klärend einzugreifen.

Akademische Monatshefte, Jahrg. XXIII, 12. Heft.

Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810.

Von Dr. OTTO BRAUN. 8. 76 S. geh. M. 1.60.

In der vorliegenden aus Eukens Schule hervorgegangenen Untersuchung sucht der Verfasser die letzten Triebfedern in der Weltanschauung Schellings klarzulegen, die sich aus ihnen ergebende Ausgestaltung des Weltbildes zu schildern und den eigentümlichen Lebenstypus zu zeichnen. Insbesondere verfolgt er anhand von Schellings Schriften die so tiefgehenden Wandlungen, die den Philosophen in den Jahren 1800—1810 von Optimismus und Lebensdrang zu einer der Lebensverneinung zuneigenden Weltanschauung führten.

Kunst und Philosophie bei Richard Wagner.

Akademische Antrittsvorlesung v. Prof. Dr. RAOUL RICHTER. 8. 50 S. Geschmackvoll broschiert M. 1.—.

„Die knappe, oft nur andeutende Behandlung gerade der interessantesten und tiefsten Fragen erklärt sich aus der notwendigen Be-

[illegible] Kunst und die neue Maßbahnen [illegible] ermöglichen, die Fülle des Stoffes [illegible] als schöne klare Einheit zu erfassen. [illegible] auf die Erörterung der Stellung Wagners zu [illegible] Schopenhauer und die lehrreiche Darlegung der eigen- [illegible] welche die durchaus entgegengesetzten Tendenzen [illegible] in Wagners Geist erfahren."

Dr. W. Olshausen. Beil. der Münch. Allg. Ztg. 1906.

[illegible] hervorragenden prachtvoll durchgearbeiteten gedanken- [illegible] behandelt Richter zwei richtige Wagner-Probleme: 1. Wie verhalten sich Künstler und Philosoph Wagner „zueinander" und 2. Wie gestalten sich bei Wagner die Beziehungen von Kunst und Philosophie zueinander."

P. Friedrich. Die Gegenwart. 36. Jahrg. Nr. 12.

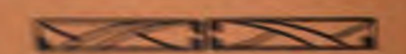
In Vorbereitung befinden sich:

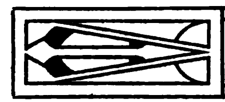
Kinderpsychologie. Von Privatdozent Dr. MAX BRAHN in Leipzig. gr. 8. ca. 200 S. geh. ca. M. 2.60, in Originalleinenband ca. M. 3.20.

Ein großes Beobachtungsmaterial hat sich langsam angesammelt, das von allen Seiten das Kindesleben klären will. Leider hat die psychologische Verarbeitung mit der Stoffsammlung nicht gleichen Schritt gehalten. In Deutschland ist noch kein Werk von einem Psychologen verfaßt worden, das die Psychologie des Kindes als Ganzes vom psychologischen Standpunkt behandelt. Dazu wird hier der Versuch gemacht. Hierbei zieht der Verfasser nicht nur das früheste Kindesalter, wie dies bisher meist geschehen, in den Rahmen seiner Untersuchung, sondern er legt den Schwerpunkt auf das spätere Alter bis weit in die Schulzeit hinein, welche Betrachtungsweise ihn zu einer durchaus neuen Auffassung führt.

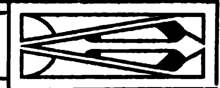
Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Von Prof. Dr. E. DÜRR in Bern. gr. 8. ca. 180 S. geh. M. 2.60, in Originalleinenband geb. M. 3.20.

Verfasser behandelt eines der interessantesten Probleme des Seelenlebens. Geistige Produktion, Denk- und Willenstätigkeit werden daraufhin untersucht, ob nicht auch hier die Fülle der Erscheinungen durch wenige einfache Gesetze beherrscht werden. Die gewonnenen Ergebnisse dürften nicht nur wissenschaftlich wertvoll, sondern auch für das praktische Leben bedeutungsvoll sein.





KUNSTGESCHICHTE



Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für jedermann. Von Hofrat Dr. JOSEF STRZYGOWSKI, ord. Prof. a. d. Universität Graz. gr. 8. XII u. 278 S. Mit 68 Abb. Geschmackvoll brosch. M. 4.—, in Originalleinenband M. 4.80.

Aus dem Inhalt: Monumentalbau — Denkmalbau — Privatbau — Kunstgewerbe — Ornament — Bildhauerei — Zeichnung — Handzeichnung, Zeichenunterricht und künstlerische Erziehung — Malerei. Mißachtung des Gegenstandes. Malerei für Feinschmecker. Landschaft: Monumentalmalerei. Böcklin und Goethes Psalm an die Natur. Anhang: Kunststreit, Reichstag und Liebermann.

Diese mitten in das Leben der Gegenwart eingreifenden Bekenntnisse werden durch eine freimütige Aussprache das Nachdenken über Dinge anregen, die für gewöhnlich nur allzu vogelfrei dem Alltagsleben ausgeliefert bleiben. In geistvoller Weise zieht der Verfasser das gesamte moderne Kunstschaffen in den Rahmen seiner Untersuchung, wertet unter ständigem Rückwärtsschauen auf die durchlaufene Entwicklung ihre Leistungen und forscht nach ihren tiefsten Wesensbedingungen. So wird dies von echter Begeisterung erfüllte Buch auf uns, die wir der Menge der modernen Kunstrichtungen und ihren Versuchen oft ratlos gegenüberstehen, klärend einwirken. Es wird unsere meist allzu flache Kunstanschauung vertiefen, unser Verhältnis zu den bildenden Künsten verinnerlichen, und unserem rastlosen Suchen nach Idealen, an denen unser Gemüt sich erheben kann, die Richtung weisen.

„Strzygowski genießt in Fachkreisen einen wohlbegründeten Ruf. Diesmal wendet er sich auch an die breiteren Schichten des Laienpublikums. Das Buch ist außerordentlich lesenswert. Vor allem ist es von einem geschrieben, der ein wirkliches, persönliches Verhältnis zur Kunst im allgemeinen wie zur modernen Kunst im besonderen hat, der auf das Wesen der Sache losgeht, nicht auf Äußerlichkeiten . . . . In jedem Falle bringt das geistvolle Buch eine Fülle von Gedanken, wirft Probleme auf, regt zum selbständigen Denken an und ist jedermann, der sich für die Kunstfragen interessiert, die uns jetzt bewegen, wärmstens zu empfehlen."

A. F. Seeligmann. Neue freie Presse. 15. V. 07.

In Vorbereitung befinden sich:

Die französische Miniaturmalerei und ihr Verhältnis zur Malerei in Nordwesteuropa von den Zeiten des heiligen Ludwig bis Philipp von Valois. Von Privatdozent Dr. GEORG GRAF VITZTHUM. gr. 8. 170 S. mit 50 unedierten Tafeln in Lichtdruck, in Büttenumschlag brosch. ca. M. 14.—.

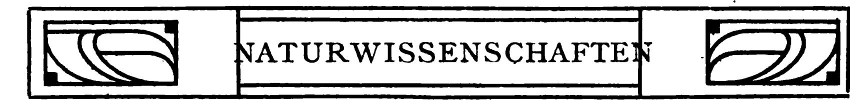
Vorliegende Arbeit ist ein Beitrag zu den seit mehreren Jahren in Angriff genommenen Forschungen über die spätmittelalterliche Kunst in Frankreich. Hat sich das Interesse bisher wesentlich auf die Blüteepochen

[illegible] Hälfte des 14. Jahrhunderts [illegible] dazwischen liegende Übergangszeit [illegible] Material aufzuklären.

[illegible] die Entwicklung der Pariser Miniatur- [illegible] Ludwig bis gegen 1300 und setzt dazu in [illegible] Malerei in England. Das zweite Kapitel [illegible] Gruppierung und, soweit möglich, Lokalisierung [illegible] nordfranzösischen, sowie der belgischen [illegible] Zeitraumes mit besonderer Berücksichtigung [illegible] und zu England. Der Entwicklung in Paris [illegible] durch die neueren englischen Publikationen [illegible] und seines Kreises ist das dritte Kapitel ge- [illegible] ergibt sich die Feststellung eines starken Übergewichtes [illegible] Kunst über die Pariser Tradition, das im Schluß- [illegible] gleichzeitigen Malerei im Gebiet von Maas, Mosel [illegible] wird.

[illegible] Laokoon in gekürzter Fassung herausgegeben von [illegible] SCHMARSOW, Geh. Rat, ord. Prof. a. d. Uni- [illegible] Leipzig. Textausgabe: 8. IV u. 66 S., brosch. M. —.40. [illegible] für die Hand des Lehrers: ca. 160 S., geh. M. 2.60.

[illegible] gekürzte Textausgabe will allen Lesern dienen, denen es [illegible], den Gedankeninhalt der Schrift möglichst rein zu er- [illegible] dessen meisterhafte Darstellung frei von gelehrtem Beiwerk [illegible]. Unter diesem Gesichtspunkte hat es der Herausgeber [illegible], alle jene Bestandteile auszuscheiden, die für den heutigen [illegible] erscheinen. Dabei konnte er z. T. nach Lessings eigenem [illegible], der für spätere Ausgaben eine Anzahl Kapitel weg- [illegible] wollte. So dürfte dies Büchlein sowohl für die private [illegible] insbesondere für den Gebrauch in der Schule besonders [illegible]. Die Anmerkungen der Textausgabe beschränken sich auf [illegible], um dem „Kommentar“ und den „Erläuterungen“, [illegible] eigenen Bändchen folgen, nicht vorzugreifen.



Die moderne Physik. Ihre Entwicklung. Von L. POINCARE.

Übertragen und mit Anmerkungen versehen von Privatdozent Dr. Brahn in Leipzig. 8. ca. 200 S., geh. ca. M. 2.80, geb. ca. M. 3.40.

Das Buch gibt einen klaren und interessanten Überblick über die Entwicklung der modernen Physik in den letzten Jahrzehnten. Der bekannte französische Physiker faßt in Kürze die Arbeiten aller Kulturnationen zusammen und zeigt die großen Veränderungen, welchen alle Probleme in Inhalt und Auffassung in den letzten Jahren unterworfen gewesen sind. Den in allerletzter Zeit in den Vordergrund getretenen Fragen werden umfangreiche Kapitel gewidmet, so der Jonentheorie, den Kathodenstrahlen, den radioaktiven Körpern, der Telegraphie ohne Draht, ganz besonders den Beziehungen zwischen Äther und Materie, die augenblicklich so stark diskutiert werden. Doch werden außerdem die theoretisch wichtigen Grenzgebiete von Chemie und Physik auseinandergesetzt, die sonst den Physikern weiter abliegen. Die historische und theoretisch-philosophische Behandlung der physikalischen Messungen und der Grundprinzipe bildet den glänzendsten Teil des Werkes. Der Stil ist einfach und klar, das Werk insbesondere für Naturforscher aus anderen Gebieten als der Physik und für Laien geschrieben.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. EVERSHEIM in Bonn.

8. IV u. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen, geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Die wichtigsten elektrischen Vorgänge werden erläutert und begründet und jene Fragen beantwortet, die sich beim Anblick der tausenderlei „elektrischen Dinge" stellen, denen wir fast täglich begegnen.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Univ.-Prof. Dr. J. POHLIG in Bonn.

8. VIII u. 141 S. mit zahlreichen Abbildungen, geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Der Verfasser entrollt auf Grund der neuesten, streng wissenschaftlichen Forschungen ein Bild von den landschaftlichen Wirkungen des Eises, der Bildung der Flußtäler und Höhlen, dem Leben des Urmenschen und seiner tierischen und pflanzlichen Begleiter.

Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Hofrat Univ.-Prof. Dr. L. v. GRAFF in Graz.

8. IV u. 132 S. mit zahlreichen Abbildungen, geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Zum ersten Male wird hier von einem unserer ersten Zoologen die wichtige Rolle eingehend dargestellt, die dem Parasitismus für die Entstehung der Arten zukommt. Sorgfältig ausgewählte, reich illustrierte Beispiele geben die Grundlagen für die allgemeinen Erörterungen unter besonderer Berücksichtigung der Parasiten des Menschen.

